Nachrichten
zu dem
Leben
des
Franz Petrarca
aus seinen Werken
und
den gleichzeitigen Schriftstellern.

Dritten und letzten Bandes erste Abtheilung.

Lemgo,
in der Meyerschen Buchhandlung, 1778.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca.

Fünftes Buch.

Man wird schon in dem Leben des Petrarca bemerkt haben, daß das Schicksal, welches ihm immer zuwider war, ein Vergnügen daran zu finden schien, ihm immer neue Streiche zu versetzen. Seine Augen waren noch naß von den Thränen, die der Tod der Laura ihm ausgepreßt hatte, als der Verlust des Mannes, welchem er am meisten ergeben war, ihn aufs neue Thränen zu vergießen zwang. Der Tod entriß ihm seinen Lehrer, seinen Beschützer, seinen Freund. Der Kardinal Kolonna starb zu Avignon am 3ten Jul. dieses Jahrs. Man glaubt,

und Enkeln entsprossen, die Sie den alten Patriarchen gleich machen.“

„Allenthalben, wo man den Römischen Namen kennet, wurden Sie für den glücklichsten aller Menschen gehalten; aber, wie Solon zum König der Lydier sagte, man darf keinen Menschen vor seinem Tode glücklich nennen. Die Asche und das Grab sind die einzigen sicheren Zeugen von der Glückseligkeit dieses Lebens. Je erhabner man ist, desto mehr muß man seinen Fall befürchten. Sie würden das größte Beyspiel menschlicher Glückseligkeit seyn, welches man anführen könnte, wenn das Ende ihres Lebens mit dem Lauf desselben übereingestimmt hätte. Ein langes Leben gleicht einer Schiffahrt von vielen Tagen. Der Himmel bleibt sich nicht immer gleich, der Wind verändert sich, man muß das Steuerruder umwenden und die Segel einziehen. Gleich dem Meer ist das menschliche Leben häufigen Stürmen ausgesetzt; das Ende des schönsten Tages ist oft finster und stürmisch. Der Weise in dieser Welt muß eben das sagen, was der berühmte Steuermann Palinurus beym Virgil sagt, indem er von dem Meere redet: Wie? ich sollte diesem Ungeheuer trauen!“

„Sie hatten fünf Brüder begraben, ohne daß der Fall so vieler Kolonnen Sie auch niedergeworfen hätte; Sie trugen allein die ganze Last Ihrer Familie, welches Ihre Stärke und Tapferkeit beweiset. Eine lange Reihe von Kindern hatte bald Ihre Brüder ersetzt; aber Sie verloren eine geliebte Gemahlinn, die so glücklich war, wie die Gemahlinn Evanders, weil der Tod ihr den Schmerz ersparte, ihre Kinder sterben zu sehen. Sie verloren hierauf Ihren

ältesten Sohn, von dem Sie sich die größten Hofnungen machten; aber alle diese Wunden waren wieder geheilt; Sie behielten noch genug übrig, um sich über den erlittenen Verlust zu trösten; Sie konnten noch glücklich sterben; ein langes Leben hat Sie dem Priamus ähnlicher gemacht, als dem Metellus. Dieser wurde durch seine Kinder begraben; jener sahe die seinigen sterben. Welch ein Unterschied!"

„Das Glück hat Sie zu einem auffallenden Beyspiele seiner Unbeständigkeit machen wollen. In der That, man weiß nicht, was man fürchten und was man wünschen soll. Es ist schrecklich, Güter zu besitzen, deren Verlust so große Bekümmerniß verursacht. Sie haben zu lange gelebt, ich gesteh' es; aber Sie würden das Glück nicht recht kennen gelernt haben, wenn Sie es nicht von seinen beiden Seiten gesehen hätten."

„Was erwarten Sie von mir? Daß ich Ihnen zur Hoffnung oder zur Verzweiflung rathen soll? Weder das eine noch das andere. Jenes würde zu viel Vermessenheit, dieses zu viel Schwachheit verrathen. Was könnten Sie noch hoffen? Andere Kinder? Dann müßten Sie sich wieder verheirathen, und das leidet Ihr Alter nicht. Nichts ist so lächerlich, als ein Alter, der sich verheirathet. Das Alter ist eine so schickliche Zeit zur Hochzeit, als der Winter zur Erndte. Auf der andern Seite, warum wollten Sie verzweifeln? Weil Sie keine Kinder mehr haben? Aber haben Sie sich nicht selbst? Und ist das nicht genug? Welcher Genuß ist angenehmer, als seiner eignen Seele? Man hat Väter gekannt, die mehr als hundert Kinder gehabt haben. Der König der Araber, Herotimus, hat siebenhundert gehabt.

Nichts aber ist seltener, als Leute, die sich selbst besitzen. Sie haben den Umgang Ihrer Kinder verloren; geben Sie mit sich selbst um. Wie vieles giebt es nicht in einem so langen, so rühmlichen Leben, als das Ihrige ist, dessen Erinnerung angenehm und schmeichelhaft seyn muß? Nicht ein jeder erblickt, wie Sie, in dem Lauf seines Lebens, glückliche Belagerungen, Siege zu Wasser und zu Lande, und große Handlungen von aller Art."

„Nichts ist Ihnen begegnet, was Sie nicht vorher gesehen hätten. Erinnern Sie sich der Unterredung, die wir vor etwa zwey Jahren zu Rom in dem Kreuzwege der Straße von Ihrem Pallast nach dem Kapitolio hatten. Sie sagten zu mir, daß Sie durch eine Umkehrung der Ordnung, die Sie nicht genug beweinen könnten, von Ihren Kindern erben würden. Ich achtete damals wenig auf diese Prophezeyung, die ich als eine unüberlegte Rede, oder als einen Einfall eines aufgebrachten Geistes ansah. Da sie aber durch den Erfolg bestätigt worden, hab' ich sie meinen Freunden mitgetheilt, und die Sache ist ihnen sehr sonderbar vorgekommen; was mich anbetrifft, so hat sie mich unbeschreiblich gerührt, sie ist mir noch gar nicht aus den Gedanken gekommen, ich sehe noch immer das Denkmal von altem Marmor an der Ecke des Kreuzweges, worauf wir unsere Arme gestützt hatten, vor Augen."

„Und was betrübt denn die Väter so sehr, wenn sie das Unglück haben, ihre Kinder zu verlieren? Nicht, daß sie der Natur einen Tribut bezahlen, von dem keiner frey ist, sondern, weil die Ordnung der Natur umgekehrt wird. Sie hatten diese Umkehrung der Ordnung selbst vorher gesagt;

daher

daher durfte dieselbe Sie nicht wie ein unerwarteter Schlag treffen; und wenn Sie zu der Zeit der Natur einige Thränen nicht versagen konnten, so muß doch jetzt ihre Quelle vertrocknet seyn. Ich habe nur einen Rath Ihnen zu geben; sammeln Sie alle Kräfte Ihrer Seele, und halten Sie standhaft diesen Anfall des Schicksals aus, hernach wird es Ihnen leicht werden, es zu überwinden. Es triumphirt oft mehr durch den Schrecken, als durch Gewalt. Sie haben durch die Erfahrung gelernt, daß dieses Glück, welchem die Menschen nachlaufen, ein bloßer Schatten, eine Schimäre ist. Sie haben dasjenige verloren, welches Sie genossen; aber Sie haben statt dessen ein wesentlichers, gründlichers wieder gefunden, welches Ihnen nicht entrissen werden kann. Was für ein Glück kann dieses seyn, werden Sie sagen, mitten unter so vielen Bekümmernissen, die mich verzehren? Es besteht darinn, daß Sie sich mit den Gütern der Natur begnügen, daß Sie die Wahrheit durch die Finsternisse, wodurch die Vorurtheile sie verdunkeln, erkennen, daß Sie wissen, daß die Güter, womit das Glück Sie überhäuft hatte, nicht Ihnen gehörten, und daß Sie die Herrschaft dieser blinden, vom Pöbel so sehr gefürchteten Göttinn nicht fürchten. Sie hat ihren ganzen Köcher auf Sie erschöpft; je mehr Uebels Sie Ihnen gethan hat, desto weniger kann sie Ihnen thun; je mehr Sie verloren haben, desto weniger haben Sie zu verlieren. Sie sind nackend in diese Welt gekommen, und werden sie auch so wieder verlassen.“

Dieser Brief ist von Parma den 8ten Sept. datirt. Er hat den Fehler aller Kondolenzbriefe des Petrarca an sich; man findet mehr Witz und Gelehrsamkeit, als Betrübniß und Empfindung darinn. Ich habe mich bey diesem etwas länger

aufgehalten, weil er mir philosophischer als die andern zu seyn schien, und weil er einige Umstände von einem Hause enthält, dessen Ruhm mir am Herzen liegt.

Petrarca ließ es hierbey noch nicht bewenden, seinen Schmerz an den Tag zu legen; er wollte auch der Nachwelt ein Denkmal in einem Sonett hinterlassen, worinn er sich mit folgenden Worten an den Tod wendet: „Du hast mir meine beiden Schätze geraubt, die meine Freude und meine Zuversicht waren; die schöne Säule, die mir zur Stütze diente, und den grünen Lorbeer, in dessen Schatten meine müde Seele ruhte. Nichts vermag meinen Verlust zu ersetzen. Was bleibt mir übrig, als mein ganzes Leben diesen unwiederbringlichen Verlust zu beweinen? Die Schönheit unsers Lebens ist ein bloßer Schein; wir verlieren in einem Augenblicke das wieder, was wir in vielen Jahren erworben haben.“

Der Held des Petrarca hatte kaum noch so viel Zeit übrig, seinen Brief zu empfangen; er unterlag bald darauf der Last des Alters; oder vielleicht beschleunigte der Schmerz über die fast gänzliche Erlöschung einer blühenden Familie das Ende seiner Tage. Ich habe weder genau die Zeit, noch sonst einen Umstand seines Todes entdecken können.

Der Tod des Kardinals Kolonna wurde zu Avignon sehr stark empfunden, wo er eine große Leere zurückließ. Ich habe schon gesagt, daß sein Haus der Sammelplatz der schönen Geister und der Gelehrten war. Die mehrsten Italiäner, die seinen Hof ausgemacht hatten, konnten es zu Avignon nicht länger ausstehen, als sie ihren Mäcen verloren hatten. Sie zerstreuten sich; es waren vornehmlich drey

unter

unter ihnen, welche die genauesten Freunde des Petrarca waren, und sich nicht von ihm trennen wollten: Sokrates, Lukas Christian, und Mainard Accurso.

Ich habe meine Leser schon den Sokrates kennen gelehrt. Der Tod des Kardinals setzt' ihn in die größte Verlegenheit; er fühlte, daß es ihm unmöglich sey, ohne Petrarca'n zu leben, und er konnte sich nicht entschließen, Frankreich zu verlassen, und sich in Italien niederzulassen. Er schrieb deßwegen ohne Aufhören die dringendsten Briefe an Petrarca'n, daß er doch wieder in die Grafschaft kommen mögte.

Ich hab' auch schon vom Lukas Christian geredt. Er war zu Rom aus einer edlen Familie geboren; er hatte einen Kirchendienst zu Piacenza, und Petrarca hatt' ihm ein Kanonikat zu Modena geschenkt. Er war ein angenehmer Gesellschafter, und sein Geist war durch die Wissenschaften ausgebildet.

Mainard Accurso stammte von dem großen Florentinischen Rechtsgelehrten ab, welchen man den Abgott der Jurisprudenz zu nennen pflegte. Er war Abt des heil. Antonius zu Piacenza. Es fehlt' ihm an Gelehrsamkeit; aber dagegen war er sanftmüthig, aufrichtig, edelmüthig, und besaß überhaupt alle die guten Eigenschaften, die zu einem angenehmen Umgange erfodert werden.

Lukas und Mainard entschlossen sich, Petrarca'n in Italien zu besuchen, um mit ihm wegen der Lebensart, die sie führen wollten, und wegen ihres Aufenthalts Abrede zu nehmen. Sie reisten im März 1349 von Avignon ab, und

kamen zu Anfang des Aprils zu Parma an. Sie fanden aber ihren Freund nicht, den sie so begierig gesucht hatten; er hatt' eine kleine Reise nach Padoua und Verona unternommen.

Nachdem sie einige Tage in seinem Hause zugebracht hatten, um sich auszuruhen, ließen sie in seiner Bibliothek einen Brief zurück, worinn sie ihm sagten, sie wären über die Alpen gereist, ihn zu besuchen; es thät' ihnen sehr leid, daß sie ihn nicht angetroffen hätten; sie wollten jetzt wieder in ihr Vaterland zurückkehren, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen; alsdann würden sie ihn wieder zu Parma besuchen, um mit ihm Abrede zu nehmen, wie sie es anzufangen hätten, daß sie mit einander leben könnten. Vor allen Dingen baten sie ihn, den Bitten des Sokrates nicht nachzugeben, welcher Petrarca'n, es mögte kosten was es wollte, wieder nach Vauklüse haben wollte.

Wie groß war Petrarca's Schmerz, als er bey seiner Wiederkunft, am 5ten May, erfuhr, was er durch seine Abwesenheit verloren habe! Er eilte, seinen Freunden seine ganze Betrübniß darüber zu bezeigen. Die Briefe, die er bey dieser Gelegenheit an den Mainard schrieb, enthalten Züge von seiner Denkungsart, die mir die Aufmerksamkeit aller derer zu verdienen scheinen, die ihn genau kennen zu lernen wünschen. Hier sind einige Stellen daraus:

„Sie scheinen sehr unruhig darüber zu seyn, daß sich Sokrates so viele Mühe giebt, mich wieder nach Vauklüse zu ziehen, und daran haben Sie nicht ganz Unrecht. Es ist wahr, daß ich, durch die wiederholten Bitten dieses Freundes erschüttert, ihm die Hoffnung gemacht hatte, wieder

in

in dieses Land zurückzukehren, wenn mein Vorschlag zu Stande käme; nämlich, wenn man mir daselbst ein Etablissement verschaffte, welches mir einen anständigen Vorwand gäbe, an diesem Orte zu bleiben, und mir zugleich die Mittel verschaffte, daselbst mit meinen Freunden zu leben, und Leute von aller Art, die mich zu besuchen pflegen, schicklich zu bewirthen. Aber zu der Zeit, da ich in diesem Ton an ihn schrieb, lebte unser Herr noch; Sie und Lukas und Lälius und die kleine Anzahl von Freunden, die der Tod mir noch übrig gelassen hatte, waren auch noch zu Avignon; alles Magneten, die mich dahin zogen. Seitdem aber haben die Sachen eine ganz andre Gestalt angenommen; unser Herr ist gestorben, und Sie sind zerstreuet. Der arme Sokrates ist allein in dieser Stadt zurückgeblieben. Eine veraltete Gewohnheit bindet ihn an dieselbe; es ist kein Zweifel, daß er uns alle, und mich vor allen andern, gern daselbst sehen mögte; aber mit was für einer Stirne kann er uns rathen, uns in ein Land zu begeben, wo wir, ohne das Band, welches uns vereinigte, bald wie Fremde ohne Stütze und Wohnung seyn würden."

„Wenn wir von den Fesseln des Körpers frey wären, wie die seligen Geister, welche die Elysäischen Felder bewohnen, welche nichts weiter bedürfen, als schattigte Wälder, Rasenbänke an den Ufern eines Flusses, von Bächen benetzte Wiesen, so würde Vauklüse uns alles dieses verschaffen; aber Seelen, die einen Körper mit sich herum schleppen, bedürfen noch etwas mehr. Das Volk glaubt, die Poeten und Philosophen seyen von Steinen, aber es irret sich hierinn, wie in vielen andern Dingen; sie sind von Fleisch und Blut."

„Vauklüse

„Vauklüse würd' uns, wie ehmals, eine angenehme Veränderung geben, wenn wir der Stadt müde wären; aber wir würden nicht alles daselbst finden, was zu einem langen Aufenthalt nöthig wäre. Der Weise muß seine Blicke nicht allein weit hinaus, sondern bis aufs Ende erstrecken, um den Vorwurf des Seneka zu vermeiden, welcher sagt, daß jedermann das Leben stückweise, niemand aber im Ganzen betrachte."

„Vauklüse ist ein sehr reizender Ort, vornehmlich im Sommer. Niemand ist gegen die Annehmlichkeiten dieser Einöde empfindlicher gewesen, als ich, welches ich durch einen Aufenthalt von zehn Jahren bewiesen habe. Wenn ich nicht befürchtete, daß man mich einer lächerlichen Eitelkeit beschuldigen würde, so mögt' ich sagen, daß es sie nicht gereuen darf, mich bewirthet zu haben, und daß Vauklüse, ungeachtet seiner wunderbaren Quelle, vielen Leuten unter meinem Namen bekannter ist, als unter seinem eignen. Ich hab' es, so gut ich konnte, durch meine Anbauungen ausgeziert, und es durch meine Verse verherrlicht, die ich als einen festeren Grund zu seinem Ruhm betrachte, als meine Gebäude."

„Da hab' ich mein Gedicht Afrika angefangen, ein Werk, welches mich noch erzittern macht, wenn ich an die Größe des Unternehmens zurückdenke. Da hab' ich einen großen Theil meiner Briefe in Prosa und Versen geschrieben, fast alle meine Eklogen in wenig Tagen gemacht, und meine beiden Abhandlungen von dem einsamen Leben und von einer frommen Muße. Da hab' ich den ersten Entwurf zu den Schilderungen der großen Männer aus allen Jahrhun-

hunderten und allen Völkern gemacht, die ich zu sammeln gedenke. Kurz, da hab' ich mehr geschrieben, als an allen andern Oertern zusammengenommen."

„Schon in meiner zartesten Jugend schien mir diese Quelle geschickt zu seyn, das Feuer zu mäßigen, welches mich so lange verzehrt hat, wie Sie wissen; ich nahm meine Zuflucht zu derselben, wie zu einem Hafen. Ach! ich wußte nicht, was ich that; es fehlte viel, daß ich daselbst das Mittel gefunden hätte, dessen ich benöthigt war. Ich trug die Sorgen, die mein Herz zernagten, immer bey mir. Allein, verlassen, ohne Beystand, ohne Zuflucht, litt' ich daselbst weit mehr, als irgend anderswo; unaufhörlich von einer Flamme verzehrt, die alles Wasser der Quelle nicht hätte auslöschen können, erfüllt' ich die schönen Thäler, welche die Sorgue benetzt, mit meinen Seufzern und Klagen, deren Schall sich so weit verbreitet hat, und vielen so angenehm gewesen ist. Sehen Sie da die Quelle aller meiner Lieder in gemeiner Sprache, worüber ich jetzt erröthe und sehr bekümmert bin, die aber denen gefallen, die mit eben der Krankheit, welche ich damals hatte, behaftet sind."

„Dieses Andenken wird mir diese Einsamkeit immer lieb machen; aber wenn ich mich nicht irre, so schicken sich nicht einerley Dinge für die Jugend und für ein reiferes Alter; damals kannt' ich nichts bessers. Die Schwachheit des Alters, die Verblendung der Liebe, die Unerfahrenheit, und meine Ergebenheit gegen unsern Herrn, ließ mich also denken. Ich wollte lieber von diesem guten Herrn abhangen, als fern von ihm in Freyheit leben. Ohne ihn hatten die Freyheit und alle Vergnügungen des Lebens keine Reize für mich."

„Aber ach! durch den nehmlichen Schiffbruch haben wir alles, was uns das Liebste war, verloren; und, was ich nicht ohne Seufzen sagen kann, ein unvermutheter Sturm hat den schönen Lorbeer umgerissen, der bey mir nicht nur der Sorgue, sondern sogar der Durance vor dem Tesino den Vorzug gab. Ich habe jetzt nicht mehr den Schleyer vor meinen Augen, welcher sie bedeckte, und mich verhinderte, den Unterschied zu sehen, welcher sich zwischen den Felsen zu Vauklüse und den schönen Thälern, den reichen Hügeln und den reizenden Städten befindet, womit Italien ausgeschmückt ist. Die Sorgue hat ihre Annehmlichkeiten, ich gesteh' es; aber kann man sie mit den klaren Quellen, den majestätischen Flüssen, den weiten und fischreichen Seen, und endlich mit den beiden Meeren, die Italien von allen Seiten umfassen, vergleichen? Alle andern Vorzüge meines Vaterlandes übergeh' ich mit Stillschweigen, vornehmlich den Geist und die Sitten seiner Bewohner."

„Ich erkenne jetzt das alles, und doch (so groß ist die Macht der Gewohnheit!) muß ich Ihnen etwas sagen, das meine Freundschaft für Sie mir nicht zu verheelen erlaubt: Die Empfindung bekämpft die Vernunft; ich seufze, indem ich Vauklüse entsage, und ich fühle einen innerlichen Zug, der mich wider meinen Willen dahin reißt. Der Kourier treibt mich, ich habe nicht Zeit, Ihnen alles zu sagen, was ich wünsche." (Fam. L. 8. Ep. 3).

Es fehlte in der That viel, daß Petrarca dem Mainard alles gesagt hätte, was er ihm zu sagen hatte. Da er noch tausend Sachen auf dem Herzen hatte, von denen er sich gern entledigen wollte, so schrieb er ihm noch

den

den folgenden Tag und den Tag darauf zween Briefe, worinn er, nachdem er die bekannten Dinge über die Ungewißheit des Todes, die Kürze des Lebens und den übeln Gebrauch, den die Menschen von einer kurzen und kostbaren Zeit machen, erschöpft, folgendergestalt schließt:

„Unsre Jugend ist vergangen; wir dürfen uns nicht mehr täuschen; wer verhindert uns, ruhig in Frieden und Studieren die wenigen Tage hinzubringen, die uns noch übrig sind? Wir haben zusammen unter dem nehmlichen Herren gedient; warum sollten wir denn nicht auch zusammen der Freyheit genießen, die wir jetzt erlangt haben? Sie ist zu früh gekommen, diese Freyheit, ich weiß es wohl, früher, als wir es wünschten. Wir haben den besten den gelindesten aller Herren verloren; er hatte bloß den Namen eines Herren; ach was war es angenehm, ihm zu dienen!“

„Von den Großen kann man Gewogenheit hoffen; aber man darf sich nicht schmeicheln, eine wahre Vereinigung mit ihnen zu knüpfen. Die Ungleichheit der Glücksgüter, und die Eitelkeit, welche das Gift der Freundschaft sind, lassen es nicht zu. Sie befürchten immer sich zu erniedrigen, und wollen daher angebetet und nicht geliebt seyn. Unser Herr lebte mit uns, wie mit seinen Kameraden und Freunden; sein Dienst hatte nichts bitters, nichts demüthigendes, nichts unangenehmes; wir zogen ihn der Freyheit vor; aber nun sind wir doch einmal frey. Wir sind nicht Herren der Erd' und des Meers, wie Aristoteles sagt; aber ist denn das nöthig, um glücklich zu seyn? Haben wir nicht alles, was ein mäßiger Geist nöthig hat, der seine Begierden den Bedürfnissen der Natur gemäß einrichtet? Wie wär' es,

wenn wir unser kleines Vermögen zusammen thäten? Wir würden dann gewiß im Ueberfluß leben, und eher den Neid als das Unglück zu befürchten haben. Was zaudern wir denn, es zu thun? Warum sind wir denn noch durch Flüsse, Meere und Berge von einander getrennt? Warum wohnen doch Leute nicht unter einem Dache, welche die Freundschaft so genau vereinigt, die nur ein Herz und eine Seele haben? Ich sehe nicht, was Sie aufhalten kann? Wollen Sie denn immer eitlen Schatten nachlaufen? Werden Sie denn nie einer Leidenschaft den Zaum anlegen, die nichts sättigen kann, die sich unaufhörlich künftige Güter vorstellt, und dadurch den Genuß der gegenwärtigen verhindert?"

„Was mich anbetrift, so hab' ich schon längst meinen Begierden ein Ziel gesteckt; ich habe dieses Ziel bald erreicht, ungeachtet aller Stürme, welche das Glück mir erregt hat. Ich fürchte nicht, daß mein Erbe mir meine Trägheit vorwerfen werde; ich lebe für mich und nicht für ihn; Herr über mein Gut, betracht' ich mich nicht als den Verwalter eines Menschen, den ich noch nicht einmal recht kenne." (Ep. IV.)

„Was kann man sich glücklicheres vorstellen, als ein Leben mit geprüften und vollkommen einigen Freunden, mit denen man ganz laut denken kann, und die nur eine Seele und einen Willen haben? Giebt es wohl etwas angenehmers, als immer heitere Stirnen, immer einige Seelen, immer offne Herzen? Was ist süßer, als eine Gesellschaft, worinn die Wahrheit, ohne Zwang, ohne Zurückhaltung und ohne falschen Schmuck, herrschet? Ein solches Leben, als ich hier geschildert habe, ist der Gegenstand aller meiner Wünsche;

Wünsche; wenn ich das erreichen kann, so werd' ich keinen Menschen beneiden."

„Man sage mir nicht, daß ich meinen eignen Vortheil suche, indem ich andre zu mir ziehen wolle, statt ihnen selbst zu folgen! Sie selbst haben mir ja den Vorschlag gethan, sich bey mir niederzulassen, und in der That könnten Sie auch keine gesündere, angenehmere, einsamere und in aller Absicht für uns schicklichere Wohnung aussuchen. Mein Haus ist groß genug für Freunde, die so einig sind, wie wir; und wenn der Ruf der Glückseligkeit, die wir genießen werden, noch andre herbey zieht, so hab' ich mitten in der Stadt ein noch größeres Haus, welches ich nicht bewohne, weil mein Bedienter, welcher mir, der ich gern allein bin, eine Welt zu seyn scheint, nur einen kleinen Theil desselben anfüllen würde. Dazu bewahr' ich es auf; aber glauben Sie nicht, daß ich Ihnen Gesetze vorschreiben will; ich bin bereit, Ihnen an jeden Ort zu folgen, den Sie vorziehen werden."

„Wir haben Bologna in der Nachbarschaft, wo wir in Erlernung der Rechtsgelehrsamkeit die schönsten Jahre unsrer Jugend zugebracht haben. Wir werden ein gewisses Vergnügen daran finden, die Oerter wiederzusehen, die wir in den Jahren der Täuschung gesehen haben. Jetzt, da dieses Alter vorbey ist, werden wir ein gesundes Urtheil darüber fällen, und die Vervollkommnung unsrer Seelen erkennen können, indem wir in uns selbst zurückgehn, und uns an das Vergangne erinnern."

„Oder wollen Sie, daß wir uns zu Piacenza in ihrem Hause des heil. Antonius niederlassen sollen, dessen Abtey sie viel einträglichern Kirchendiensten vorgezogen haben, einzig

und allein, wie Sie sagten, um in meiner Nachbarschaft zu seyn? Oder wollen Sie lieber noch weiter gehen? Sie haben unter Mailand und Genoua die Wahl. Das Mailändische ist voller Flüsse und Seen; der Lago di Komo, aus welchem die Adda entspringt; der Lago maggiore, welcher vom Tessino durchschnitten wird; und nahe dabey der Lago di Gardia, aus welchem der Mincio entspringt; der Lago d'Iseo, der dem Oglio seinen Ursprung giebt. Die Alpen, welche diese Seen beherrschen, und den Himmel mit ihren, selbst mitten im Sommer mit Schnee bedeckten Gipfeln berühren, stellen ein sehr angenehmes Schauspiel dar. Zu Genoua würden wir das Apenninische Gebürge über uns, das Meer zu unsern Füßen, die Tritonen vor unsern Augen haben; und unsre Ohren würden die Stimme des Neptuns, das Geschrey der Nereiden, und das Geräusch der Wellen hören, die sich gegen die Felsen brechen."

„Wenn wir müde seyn werden, diese Gegend zu bewohnen; so wird Padoua uns einen ruhigen und reizenden Aufenthalt anbieten. Welch ein Glück für uns, mit dem Jakob Karrara zu leben, unter welchem diese Stadt sich jetzt, nach so vielem Elend und Plagen, wieder erholt! Er ist der tugendhafteste der Menschen. Die Tugend, die immer liebenswürdig ist, ist es noch viel mehr in unserm Jahrhundert; die Seltenheit vergrößert ihren Werth."

„Wir würden nahe bey Venedig seyn, dem Wunder der Städte, nach meiner Meinung, der ich die schönsten Städte in Europa gesehen habe. Der Doge, welcher sie regiert, ist erhabner durch seine Kenntnisse, als durch seine Würde. Wir würden nicht weit von Treviso seyn, einer

Stadt,

Stadt, die mit Quellen und Flüssen umgeben, und der Mittelpunkt der Freude und des Vergnügens ist. Man sagt, daß ein beständiges Einerley die Mutter des Ueberdrusses ist; die Abwechselung wird das Mittel dagegen seyn; durch die Veränderung des Orts werden wir den Ueberdruß vermeiden. Ich habe meine Pflicht gethan, thun Sie die ihrige; lassen Sie uns ohne Zeitverlust zusammen kommen. Kommen Sie hierher, wenn es angehet; wo nicht, so wählen Sie einen Ort, wo wir in Ruhe leben und sterben können. Ich bin bereit, Ihnen allenthalben zu folgen, selbst in eine barbarische Stadt, wenn es Ihnen gefallen sollte; gegen keine werd' ich etwas einzuwenden haben. Ich entsage meinem Geschmack, und bin bereit, den Ihrigen anzunehmen; wenn ich nur bey Ihnen bin, so wird es mir allenthalben wohl gehen." (Ep. V.)

Alles, was man hier gelesen hat, ist aus verschiednen Briefen ins Kurze gezogen, die in zween Tagen geschrieben worden. Man sieht daraus, daß Petrarca sich sehr mit der Niederlassung seiner Freunde bey ihm beschäftigte. Er war so ungeduldig, ihren Entschluß zu wissen, daß er einen von seinen Bedienten mit diesen Briefen abschicken wollte, um desto eher Antwort zu bekommen. Er hatte nicht lange zu suchen, welchen unter seinen Bedienten er am leichtesten entbehren könnte. Sein Koch fiel ihm zuerst ein. Was er darüber seinem Freunde sagt, ist sehr spaßhaft.

„Der gröbste Bauer ist im Stande, meine Küche zu besorgen. Die einfachesten, ungekünsteltsten und am wenigsten zubereiteten Speisen sind diejenigen, die ich vorziehe. Ich denke wie Epikur, der niemals besser speisete, als wenn

er Hülsenfrüchte in seinen Gärten aß. Ich habe mich immer, bey einem der Natur so gemäßen Geschmacke, wohl befunden. Nicht, daß ich nicht gerne zuweilen eine gute Mahlzeit thäte; aber das muß nur selten geschehen. Bey den Römern war der Koch der geringste der Sklaven vor der Eroberung Asiens. Wollte Gott, daß sie nicht diesen Theil der Welt bezwungen hätten, der sie durch seine Ueppigkeit und Weichlichkeit überwunden hat! Glauben Sie nicht, daß ich das sage, um mir ein falsches Ansehen von Frugalität zu geben. Nein; aber ich fürchte, daß Sie aus einer übelverstandenen Vorsichtigkeit eilen werden, mir diesen Bedienten wieder zurückzuschicken, eh Sie einen Entschluß gefaßt haben; welches mir sehr unangenehm seyn würde. Meine Absicht ist, daß Sie diesen Brief unsern Freunden mittheilen, und ihn auch an den Sokrates schicken, wenn Sie eine Gelegenheit nach Avignon finden."

Auf den Fall, daß Lukas sich schon von dem Mainard getrennt haben sollte, um sich, seinen Entwürfen gemäß, nach Rom oder Theano zu begeben, hatte der Koch auch einen Brief an ihn bekommen, mit dem Befehl, ihm denselben zu bringen, er mögte seyn, wo er wollte.

Petrarca vergnügte unterdessen, daß er Antwort auf seine Briefe erwartete, seinen Geist mit den Ideen einer angenehmen Zukunft; er baute, wie man sagt, Schlösser in die Luft, indem er nicht zweifelte, daß diese Freunde künftig bey ihm leben würden. Den 5ten Junius kam sein Koch bey einem entsetzlichen Regen wieder an. Petrarca, der ihn nicht so bald erwartete, sah es an seiner Miene, daß er eine böse Nachricht mitbrächte: er erschrack, so bald er ihn erblickte:

er

er schrieb, die Feder fiel ihm aus der Hand. Was giebt es? rief er ganz verwirrt und außer sich: was für eine Nachricht bringt ihr mir? Ach! eine sehr schlimme, antwortete der Koch mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme. Ihre beiden Freunde sind auf den Apenninischen Gebirgen den Räubern in die Hände gefallen. — O Gott! wie ist es ihnen denn ergangen? — Mainard, welcher einer nöthigen Verrichtung halber zurückgeblieben, ist umringt und ermordet. Lukas, welcher sein Geschrey gehört, ist in vollem Galop, den Degen in der Hand, herbeygeeilt: er hat sich allein gegen zehn Mann herumgeschlagen, und viele von ihnen verwundet; aber endlich hat er so viele Hiebe bekommen, daß er fast todt zur Erde gefallen. Die Räuber sind mit ihrem Raube davon geflohen; einige Bauren, die auf den Lärm herbeygelaufen, haben sie verfolgt, und würden sie unfehlbar erwischt haben, wenn Edelleute, die unwürdig sind, es zu seyn, ihnen nicht Einhalt gethan, und die Räuber in ihre Schlösser aufgenommen hätten. Man hat den Lukas, mitten unter den Felsen, den Degen in der Hand gesehen; aber man weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Es ist unmöglich, den Zustand zu schildern, in welchem Petrarca sich befand, als er eine so niederschlagende Nachricht hörte. Was für ein Schmerz auf der einen Seite, was für eine quälende Ungewißheit auf der andern! Ein Freund, den man ermordet; ein anderer, den man als todt zurückgelassen hatte. Er schickte augenblicklich Kouriere nach Piacenza, nach Florenz und nach Rom ab, um einige Nachrichten von dem Lukas einzuziehen.

Diese Räuber waren Verbrecher und Verbannte von Florenz, die sich an unzugänglichen Oertern verschanzt hatten, von welchen aus sie alle Arten von Straßenraub trieben. Sie wurden durch die Ubaldini, ein sehr altes und mächtiges Haus, welches viele unüberwindliche Festungen auf dem Apenninischen Gebirge bey der Stadt Mugello, deren Herren sie waren, besaß, unterstützt. Dieses waren die Edelleute, die unwürdig waren es zu seyn, von denen Petrarca's Koch redte. Sie gaben den Meuchelmördern eine freye Zuflucht in ihren Schlössern, begünstigten ihre Räubereyen, und theilten mit ihnen die Beute.

Matthäus Villani, aus welchem ich diese Nachricht gezogen habe, setzt noch hinzu, da diese Räuber vernommen, daß Mainard aus Florenz von Avignon mit 2000 Goldgulden zurückkäme, so hätten sie ihm aufgelauert, ihn getödtet, und ihn im Florentinischen Gebiete geplündert. (Vill. cap. 22.)

Petrarca hielt es für seine Pflicht, an die Regierung der Stadt Florenz zu schreiben, und sie zu bitten, daß sie die Bösewichter, welche dieses Verbrechen begangen, bis in ihre Schanzen verfolgen, und ihre Landstraßen sichern möchte. Sein Brief ist an die Priorn, die Gonfalonieren und an das Volk gerichtet.

„Erlauchte Mitbürger! Schon oft bin ich im Begriff gewesen, bey verschiedenen Vorfallenheiten an Euch zu schreiben; bald, um den Verlust eurer Freyheit mit Euch zu beweinen, bald, um Euch zur Wiedererlangung derselben Glück zu wünschen, bald, um Euch meinen Schmerz über die Unruhen, welche eure Republik zerrütteten, zu bezeugen,

bald,

bald, um Euch diejenigen, welche sie bedroheten, zu entdecken. Meine Absicht war, Euch zu beweisen, daß ich mein Vaterland liebe, ob ich gleich nicht so glücklich bin, es zu bewohnen. Aber die Feder fiel mir aus der Hand, wenn ich meine unbedeutenden Studien mit den wichtigen Sorgen, die Euch beschäfftigen, verglich. Jetzt giebt ein großer Schmerz mir die Feder wieder in die Hand; er entreißt mir Thranen, und zwingt mich das Stillschweigen zu brechen."

„So eben hab' ich vernommen, daß einer von euren liebsten Mitbürgern, und mein vertrautester Freund, Mainard Accurso, auf seiner Reise von dem Avignonschen Hofe nach Florenz, vor den Thoren dieser Stadt, in dem Schooße seiner Mutter, und so zu sagen mitten unter Euch, ermordet worden. Dieser Unglückliche, welcher vieles in seiner Jugend gelitten, und fast die ganze Welt durchreiset hatte, wollte jetzt den übrigen Theil eines arbeitsamen und unruhigen Lebens in seinem Vaterlande in Ruhe zubringen. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, in diesem Lande, welches ihm das Leben gegeben, zu sterben und begraben zu werden. Barbarische Menschen, oder vielmehr wilde Thiere, haben ihm diesen Trost nicht gegönnt. O Zeiten! o Sitten! Wer hätt' es glauben sollen, daß dieser sanftmüthige und unschuldige Mann, nachdem er ohne einen widrigen Zufall mitten durch die grausamen Nationen, welche die Ufer der Rhone bewohnen, durch die Wüsteneyen von Provence, welches das wildeste und ödeste Land in der Welt ist, gereiset war; ja, nachdem er die Nacht mitten auf den Alpen zugebracht, wo man jetzt nicht einige Räuber, die sich, wie vordem, verbergen, sondern ganze Armeen von Banditen sieht, am

hellen Mittage vor den Thoren von Florenz würde ums Leben gebracht werden? Den gewöhnlichen Räubern ist es bloß ums Gold zu thun; dieses Metall ist hinreichend, ihren Hunger zu stillen: diese aber, die von einer bisher noch in Italien unerhörten Art sind, können nur durch das Blut, nach welchem sie dürsten, gesätigt werden. Denn was für ein anderer Bewegungsgrund hätte sie antreiben können, ihre Degen in die Brust eines unschuldigen, entwaffneten, beraubten Menschen zu stoßen, der ihnen kein Uebels gethan haben würde, und auch nicht thun konnte? Was können sie in ihren unüberwindlichen Festungen, die ihnen zu Raubnestern und Zufluchtsörtern dienen, fürchten, aus welchen sie Florenz und dem Himmel selbst Trotz bieten?“

„Erlauchte Mitbürger! Nicht bloß der Tod eines Freundes macht, daß ich meine Thränen in euren Schooß vergieße; noch mehr rührt mich der Schimpf, der mein Vaterland treffen wird. Was wird die Welt sagen? Was wird die Nachwelt denken, wenn sie erfahren wird, daß man eure Mitbürger vor den Thoren eurer Stadt, vor den Augen dieses berühmten Tribunals, welches ehedem so sehr von den Verbrechern gefürchtet, und wie das Heiligthum der Gerechtigkeit angesehen wurde, ermordet? Ich erinnere mich noch, daß ich in meiner Kindheit oft sagen hörte, die Tugend, welche unsere Vorfahren auszeichnete, glänze vornehmlich in der Austheilung der Strafen und Belohnungen, die, nach dem Ausspruche eines weisen Gesetzgebers, die beiden Angeln sind, auf welchen die Regierung eines Staats sich drehet.“

„Dieses macht eine alte Tradition wahrscheinlich, welche der Stadt Florenz einen Römischen Ursprung giebt.

Unsere Vorfahren folgten den Spuren ihrer Urheber nach, und hatten sich dadurch einen so großen Ruhm erworben, daß sie lange Zeit, ohne einen Titel, der sie besonders auszeichnete, den ersten Rang unter den Etruskern einnahmen. Man sagt von unsrer Stadt, nicht daß sie ihre Königinn, sondern daß sie ihre Stütze und ihre Zuflucht sey. Diese bescheidneren Titel erregten keinen Neid gegen sie, und machten ihr mehr Ehre. Man nannte sie Florenz, weil alle Tugenden in ihr blüheten. Eine so wohl eingerichtete Stadt wurde in ganz Toskana geliebt, verehrt und selbst gefürchtet. Sehet da den wahren Ursprung dieser Größe, zu welcher sie gelangt ist, indem sie in kurzer Zeit die größten Städte in der Nachbarschaft durch ihren Glanz verdunkelt, und, nach dem Beyspiel ihrer Mutter Rom, in der ganzen bekannten Welt ihre Kolonien ausgebreitet hat."

„Welcher andern Ursach könnte man den schnellen und unglaublichen Fortgang einer Stadt, die mitten unter Felsen, auf einem dürren Boden, ohne Hafen und Fluß, erbauet worden, zuschreiben? Der Luft? welch eine Wahrscheinlichkeit! Dem geschmeidigen und fleißigen Genie seines Volks, welches sich in alles schicken kann? das ist wohl eine mit von den Ursachen; aber nicht die einzige. Die Gerechtigkeit ist der Grund von der Größe und der Glückseligkeit der Städte. Eure Vorfahren haben Euch eine blühende Stadt, die auf diesem Grunde errichtet war, hinterlassen."

„Die schändlichsten Meuchelmörder haben sich durch eine unerhörte Verwegenheit unterstanden, vor euren Augen ein Bubenstück zu begehen, woran sie, zu der Zeit eurer Väter,

sich

sich nicht einmal unterstanden haben würden, zu denken. Mitten auf der Heerstraße einem eurer beßten Bürger aufzulauren, und ihn vor euren Augen zu ermorden! Welch ein Frevel! Wenn Ihr ihn unbestraft lasset, so ist es um euren Ruhm und um eure Freyheit geschehen; eure Republik ist verloren. So bald der Grund eingerissen ist, so muß sie nothwendig übern Haufen fallen.“

„Aber welches werden die Ursachen, welches werden die Urheber eures Ruins seyn? Unnatürliche Menschen, gewohnt, auf den Bergen und in den Wäldern bey den wilden Thieren zu leben, deren Neigungen und Sitten sie angenommen haben; Bösewichter, die nicht einmal werth sind, eure Gefängnisse zu bewohnen, oder durch eure Hände zu sterben. Würden sich solche nichtswürdige Menschen wohl unterstehen, das Leben eurer Bürger anzugreifen, und sich mit ihrem Blute zu weiden, wenn eure Gleichgültigkeit, wenn die Festungen, in welchen sie sich verschanzen, ihnen nicht diesen Muth einflößten? Nehmet ihnen diese Zuflucht; dann werdet ihr vor ihren Räubereyen sicher seyn.“

„Es ist wahr, ein widriges Glück hat Euch beunruhiget; aber es hat euch nicht zu Boden geworfen, ja noch lange nicht so sehr geschwächet, daß ihr genöthigt seyn solltet, eine Bande von Räubern so nahe bey euch zu dulden. Die wahre Tugend kömmt noch reiner aus dem Unglück hervor, wie das Gold aus dem Tiegel. Wenn ich euch anders recht kenne, so habt ihr von den Römern jenen Muth geerbt, welcher, weit entfernt, sich niederschlagen zu lassen, mitten unter allen Widerwärtigkeiten noch mehr wächst und sich erhebt.“

„Ich habe gehört, daß Ihr, voll von einem gerechten Unwillen über ein so schwarzes Verbrechen, die Waffen ergriffen

griffen habt, um die Bösewichter zu strafen. Wenn das wahr ist, so wird nichts sie der Gerechtigkeit entziehen, und den Streich, welcher ihnen drohet, abwenden können. Aber ich fühle, daß der Schmerz mich nicht in den Schranken bleiben läßt. Alles, was ich nur irgend sagen könnte, ja die Leyer des Orpheus selbst, könnte mir den Freund, welchen ich verloren habe, nicht wiedergeben. Ich verlange auch von Euch nicht, daß Ihr ihn wieder auferwecken, sondern daß Ihr eure Ehre nicht mit ihm begraben sollt."

„Gott behüte mich indessen, daß ich Euch zur Rache und zum Blutvergießen anreizen sollte! Das würde meinem Stande zuwider seyn. Er erlaubt mir, stillschweigend die Strafe der Verbrecher zu erwarten; aber er untersagt mir, sie zu betreiben. Die Absicht meines Schreibens ist keine andere gewesen, als die, mein betrübtes Herz in eurem Busen auszuschütten, Euch zu ermahnen, daß Ihr eure Ehre behaupten, und den großen Ruhm von Gerechtigkeit, dessen Ihr schon so lange Zeit genießet, nicht zu verleugnen."

„Vor allen Dingen bitt' ich Euch, die öffentlichen Wege, die nach Rom und nach Florenz führen, sicher zu halten; sie von den Straßenräubern, welche sie beunruhigen, zu reinigen, besonders bey den jetzigen Umständen, wo das Jubileum einen so großen Zufluß von Menschen herbeyziehen wird. Nichts ist wichtiger, als den Weg über das Apenninische Gebirge frey zu machen, weil er von den mehrsten, welche nach Rom reisen, passirt wird. Wollte Gott, daß es mir eher eingefallen wäre, Euch diesen Vorschlag zu thun. Ach! vielleicht hätt' ich dann meinen Freund nicht verloren, und sein tragischer Tod würde jetzt nicht alle diejenigen,

welche

welche über das Apenninische Gebirge reisen, in Furcht setzen. Diese Berge sind immer rauh und steil gewesen; aber ehedem gieng man mit der größten Sicherheit hinüber. Was wird daraus werden, wenn diejenigen, welche die Natur gleichsam zu Beschützern derselben gemacht hat, selbst Räuber sind? wenn die Hunde Wölfe werden? Das Schrecken wird jedermann zurückhalten; das Apenninische Gebirge wird öder, unwohnbarer werden, als der Atlas oder der Kaukasus."

„Kommt dieser Schande zuvor, erlauchte Mitbürger; sehet diese Felsen, die noch mit dem Blute eines würdigen Landsmannes befleckt sind. Lernet aus diesem traurigen Schauspiel, wie Ihr für eure Wohlfahrt sorgen müsset. Wenn man einen Baum ausreißen will, so greift man ihn gleich bey der Wurzel an; eben so, wenn man Räuber ausrotten will, muß man sie in ihren Schlupfwinkeln selbst aufsuchen. Vollendet euer Werk; bringet dasjenige zu Stande, was ihr so wohl angefangen habt."

„Erlaubet mir, Euch eine andere Frage zu thun. Lukas Christian, ein Mann, den seine Geburt und seine Tugenden ehrwürdig machten, war der Reisegefährte des Mainard. Die Nachrichten, die ich von ihm habe, sind verschieden: einige sagen, er sey der Grausamkeit dieser Räuber entgangen: andere versichern, er habe gleiches Schicksal mit seinem Freunde gehabt. Ich fürchte, daß die letzteren Recht haben, und ich werde nicht eher aufhören, es zu fürchten, als bis ich das Gegentheil erfahren habe. Habet die Güte, einige Untersuchungen über das Leben eines Mannes, der mir sehr lieb ist, anzustellen. Der Schmerz, von welchem ich

durch=

durchdrungen bin, muß meine Zudringlichkeit und mein langes Geschwätz entschuldigen. Diese beiden Freunde hatten sich von der Heerstraße abgewandt, um mich zu Parma zu besuchen. Ach! ich bin die unschuldige Ursach ihres Unglücks. Gott erhalte Euch in einem vollkommen glücklichen Zustande."

Dieser Brief hatte die Wirkung, die er hervorbringen mußte. Die Florentiner, welche schon seit langer Zeit gegen die Ubaldini aufgebracht waren, deren Festungen allen Toskanischen Banditen zur Zuflucht dienten, und welche dabey selbst alle Arten von Straßenraub ausübten, schickten eine Armee gegen sie ab, welche in weniger als zween Monaten einen großen Theil ihrer Schlösser wegnahm, und in ihrem Gebiet große Verwüstungen anrichtete.

Der Leichnam des Mainard wurde gefunden, und mit vieler Pracht begraben. Die Herren der benachbarten Schlösser und die Vornehmsten aus der Stadt kamen herbey, um sein Leichenbegängniß zu ehren, wobey viele Thränen vergossen wurden. Jedermann schrie Rache. Ein schwacher Trost für den Petrarca, welcher zu Parma noch immer über den Tod des Mainard betrübt, und wegen des Schicksals des Lukas besorgt war, von welchem er mit großer Ungeduld gewisse Nachrichten erwartete. Er sahe sich nach allen Seiten um, ob nicht jemand käme, ihm dergleichen zu bringen, und zitterte bey dem geringsten Geräusch, welches er hörte.

Während daß er sich in dieser Lage befand, kam in seine Gasse ein Florentinischer Edelmann, welcher von dem Avignonschen Hofe kam. Einer von Petrarca's Leuten, welcher das Vaterland des Reisenden an seiner Aussprache kannte,

nahm

nahm sich die Freyheit, ihn zu fragen, ob er nichts von dem Morde wisse, welcher vor kurzem bey Florenz verübt sey. Da der Florentiner ihm antwortete, daß er davon unterrichtet sey, so bat ihn der Bediente, er mögte doch einen Augenblick vom Pferde steigen, und zu seinem Herrn ins Haus gehen, um ihn aus seiner Unruhe zu reißen. Der Florentiner kannte Petrarca'n nicht von Person; so bald er aber nur seinen Namen gehört hatte, gieng er eilig hinein, von einer Menge Volks, welche die Neugier herbeyzog, begleitet.

Er sagt' ihm, er glaube, daß Lukas noch am Leben sey; wenigstens sag' es das allgemeine Gerücht, welches durch Briefe aus Florenz bestätigt würde. Sonderbar, rief Petrarca hierbey aus; mitten in Italien muß ich doch immer aus Avignon erfahren, was hier vorgeht. Ich kann mich nicht daran gewöhnen.

Der Besuch dieses Florentiners warf einen kleinen Strahl von Licht und Freude durch die Finsternisse, die seine Seele verdunkelten; er schmeichelte sich, daß er noch nicht Alles verloren habe. Den 19ten Junius gegen Abend kam ein alter Priester, mit welchem er in Verbindung stand, zu ihm, und sagte weinend: Ich habe von einem Kourier, der von Florenz angekommen ist, gehört, daß alle Personen, die bey dem Mainard gewesen, ein gleiches Schicksal mit ihm gehabt haben.

Petrarca hatte nun alle Hoffnung verloren, als er einen Kaufmann von Mailand, den er kannte, hereinkommen sah, welcher zu ihm sagte: Ich habe gehört, daß Sie hier sind, und nicht durchreisen wollen, ohne Ihnen meine

Auf-

Aufwartung zu machen. — Sie sind sehr höflich, mein Herr; darf ich fragen, woher sie kommen? Von Florenz, antwortete der Kaufmann; vor vier Tagen bin ich von da abgereist. — Himmel! von Florenz? Was für einen Weg haben Sie denn genommen? Nicht die Heerstraße, sagte der Kaufmann; davor würd' ich mich wohl gehütet haben; ich nahm einen Umweg durch die Wälder. Sie wissen ohne Zweifel das Unglück, welches dem rechtschaffenen Florentinischen Bürger begegnet ist? Die ganze Stadt ist in den Waffen, seinen Tod zu rächen. Die Armee kampirt schon auf dem Apenninischen Gebirge. Ich weiß es, sagte Petrarca; aber ist es wahr, daß die Personen, welche diesen Florentiner begleiteten, mit ihm umgekommen sind? Dieser Priester hat mir es eben versichert. Ich habe bloß von einer einzigen Person reden hören, antwortete der Kaufmann; wenn es mehrere gewesen wären, so würd' ich davon gehört haben: überhaupt weiß ich nichts, als öffentliche Gerüchte von der Sache, und ich kann nichts gewiß behaupten.

Dieser Besuch machte die Hoffnung in Petrarca's Herzen noch einmal wieder aufleben. Den 20ten Junius schrieb er einen langen Brief an den Sokrates, um ihm von allem dem, was in seiner Seele dieserwegen vorgieng, Rechenschaft abzulegen. Dieser Brief, aus welchem ich alles, was man eben gelesen hat, genommen habe, ist ein wahrhaftes Klagelied. Nichts kann nachdrücklicher und stärker seyn, als das Gemälde, welches Petrarca in demselben von dem Zustande entwirft, worinn die Pest die Erde versetzt hatte, und die philosophischen Betrachtungen, die er darüber anstellt.

Nachdem er die Verse der Aeneide angeführt, wo Aeneas, indem er der Dido die Trojanische Feuersbrunst schildert, sagt, daß er allenthalben Jammer, Schrecken und das Bild des Todes gesehen habe a), so setzt er hinzu:

„Wird es die Nachwelt wohl glauben, daß die Welt fast gänzlich entvölkert worden, ohne daß man vorher ein verzehrendes Feuer vom Himmel herabfallen, oder aus der Erde hervorbrechen sehen, ohne einen Krieg, oder irgend eine andere sichtbare Ursach der Zerstörung? Hat man wohl je gehört, oder irgendwo gelesen, daß die Städte auf einmal ihrer Einwohner beraubt, die Länder verlassen, die Felder mit Leichnamen bedeckt; mit einem Worte, daß die Erde eine ungeheure Einöde geworden? Vernehmet die Geschichtschreiber; sie sagen nichts: befraget die Aerzte; sie sind erstaunt, verwirrt, stumm: wendet euch an die Philosophen; sie ziehen die Schultern ein, runzeln die Stirne, und legen den Finger auf den Mund, um euch ein Stillschweigen aufzulegen.“

„Werden unsere Enkel es wohl glauben können, da wir selbst, die wir es sehen, Mühe haben, nicht daran zu zweifeln? Wir würden glauben zu träumen, wenn unsere Augen nicht offen wären, und, nachdem wir mit Leichnamen bedeckte Straßen, die einem Kirchhofe ähnlicher sehen, als einer Stadt, durchlaufen und in unsere Häuser kommen, wir sie

---

a) — crudelis vbique
Luctus, vbique pauor & plurima mortis imago.
Virg. Aeneid. L. II.

sie nicht dessen beraubt fänden, was uns das liebste auf der Welt war. Glückliche Menschen, die ihr einst vielleicht die Beschreibung unsers Elends, als ein Gewebe von Fabeln betrachten werdet!“

„Wir verdienen es ohne Zweifel, und noch mehr; aber unsere Vorfahren hatten es schon vor uns verdient, und wollte Gott, daß unsere Enkel es nicht auch verdienen mögten! O Gott, du allergerechtester Richter! warum lässest du denn eben uns deinen rächenden Arm so schwer treffen? Wir haben Muster unsrer Verbrechen; warum giebt es denn kein Beyspiel unsrer Leiden? Alle Menschen haben dich beleidigt; warum werden wir denn allein bestraft? Ach! ohne Zweifel hast du, schon müde der Vergebungen unsrer Väter, die unsrigen nicht länger dulden können; das Maß ist voll gewesen. Wir werden für ihre und unsre Sünden gestraft. Ja, ich getraue mich es zu sagen, seit jener Arche, welche die Ueberbleibsel der Welt auf einem ungestalten Meere umhertrug, vergleiche man das Elend aller Jahrhunderte mit dem, welches wir erdulden, so wird man finden, daß es nichts als ein Spiel, eine Kleinigkeit gewesen sey.“

„Bey den blutigsten Kriegen bleiben noch immer einige Hülfsmittel übrig; wenigstens sterben die Menschen in denselben mit Ehre, und ein schöner Tod ist ein großer Trost. Hier aber findet sich weder Hülfe, noch Trost, und was unser Unglück aufs höchste bringt, wir wissen seine Ursach und Quelle nicht. Die Pest selbst ist nicht unausstehlicher, als die Unwissenheit und Großthuerey gewisser Leute, die alles zu wissen glauben, und doch nichts wissen. Ihre

Zungen, so geübt sie auch im Lügen sind, werden bey dieser Gelegenheit zum Schweigen gebracht: ihre Mäuler, welche die Unverschämtheit und Frechheit sonst immer offen erhielten, sind jetzt durch das Erstaunen und die Verwirrung beschlossen."

„Sollt' es denn wahr seyn, was so viele Philosophen gemuthmaßet haben, daß Gott sich um das, was auf der Erde vorgehe, nicht bekümmere? Fern sey es von uns, eine so unsinnige Meynung zu hegen. Wenn er sich nicht darum bekümmerte, könnte die Welt dann wohl bestehen? Es giebt Philosophen, welche der Natur diese Sorge auftragen; Seneka nennt sie Undankbare, weil sie unter einem verborgten Namen die Wohlthaten des höchsten Wesens verbergen wollen; und sich durch eine gottlose Schikane von der Unterwürfigkeit, die sie ihm schuldig sind, loszureißen suchen."

„Ja, großer Gott, du sorgest für uns; wir können nicht daran zweifeln; aber wie unerforschlich sind deine Gerichte! Wenn wir mehr gestraft werden, als andre, so geschieht es nicht ohne Ursach. Vielleicht sind wir viel strafbarer (ich mögt es gerne leugnen und unterstehe michs nicht). Vielleicht willst du uns prüfen, uns reinigen, uns geschickter machen, Gutes zu thun! Endlich, was wissen wir! vielleicht giebt es eine andre Ursach unsers Unglücks, die unser Verstand nicht ergründen kann; aber es ist außerordentlich groß, und hat seines gleichen nicht. Wir hätten eher sterben müssen, mein lieber Sokrates; wir haben zwey Jahre zu viel gelebt." (Fam. L. 8, ep. 7.)

Der ganze Brief ist in diesem Geschmack; nichts kann finsterer und trauriger seyn; aber dieses gleichet den weibi-

schen

schen Klagen des Liebhabers der Laura nicht. Wenn man nur einen Blick auf die Lage des Petrarca werfen will, so wird man bald sehen, daß diese großen Klagen nicht ohne Grund waren, und daß man ihm das Murren, welches ihm gegen die Fürsehung entwischt, verzeihen muß, da es durch die Verbesserungsmittel, welche die Religion dagegen an die Hand giebt, gemildert wird.

Kurze Zeit, nachdem er zu Rom den Dichterkranz empfangen hatte, verlor er, fast binnen einem Jahre, denjenigen, welchen er von allen Menschen am meisten liebte, und dem er sich ganz ergeben hatte (den Jakob Kolonna); einen Schulfreund, mit welchem er die genaueste Vereinigung geschlossen hatte (den Thomas von Messina); einen Seelsorger, der in dem Innersten seiner Seele las, und so zu sagen den Zügel derselben führte (den Vater Denis); einen großen Fürsten, der ihn sehr liebte, und auf welchen er die größte Hoffnung setzte, (den König Robert).

Die Pest im Jahre 1348 hatt' ihm den Gegenstand jener großen Leidenschaft, welche alle Fähigkeiten seiner Seele beschäfftigte, geraubt. Der Lehrer, welcher ihn gebildet, und welchem er alles, was er war, zu verdanken hatte, war vor kurzem gestorben. Das Haus Kolonna, welches ihn gleichsam unter sich aufgenommen hatte, und in welchem er eben so viele Freunde, als Mitglieder desselben zählte, war fast gänzlich erloschen. Sein junger Verwandter, der so sehr nach seinem Geschmack war, und mit welchem er große Entwürfe auf die Zukunft gemacht hatte, war unterwegs gestorben, da er zu ihm reiste. Die beiden Freunde, die ihn besuchen wollten, um ihr Leben mit ihm

zuzubringen, waren eben durch den grausamsten Tod ums Leben gekommen. Die Pest raubte ihm noch in diesem Jahre zween seiner liebsten Mitbürger, den Robert von Bardi a), von welchem ich schon geredt habe, der ihn zu Paris hatte wollen krönen lassen, und den Senuccio Delbene, diesen liebenswürdigen Greis, den er zum Vertrauten seiner Liebe gemacht hatte. Die Seuche griff sie beide in ihrem Vaterlande an, wohin sie, wenn ich mich nicht irre, ihre Zuflucht genommen hatten.

Petrarca hatte sich, um das Leere, welches der Tod in seinem Herzen gemacht hatte, auszufüllen, mit einem Manne von guter Gesellschaft verbunden, den er zu Parma gefunden hatte, dem Paganini Bezozzi, Podesta dieser Stadt. Da ihre Gemüther sehr übereinstimmten, so hatten sie in kurzer Zeit eine von denen Vereinigungen geschlossen, welche gewöhnlich das Werk vieler Jahre zu seyn pflegt. Die Umstände hatten auch ein wenig dazu beygetragen; das Bedürfniß zieht die Bande des Herzens fester zusammen; je mehr wir verlieren, desto mehr hängen wir uns an das, was uns übrig bleibt.

Unterdess ergab sich Petrarca dem Paganini nicht eher, als bis er ihn geprüft hatte; aber die Probezeit dauerte nicht lange; er fand ihn bald seines Zutrauens und der genauesten Vertraulichkeit würdig. Glück und Unglück theilten wir mit einander, sagt er; wir hatten kein Ge-

heim-

---

a) Robert von Bardi, Kanzler der Universität zu Paris, starb im Jahre 1349. Du Boul. hist. de l'univ.

heimniß unter uns; er war für mich gleichsam ein anderer Sokrates. (Fam. L. 8, ep. 7.)

Der Tod mißgönnte ihm auch diesen Trost in seinem Unglück. Paganini wurde zu Anfang dieses Jahres von der Pest befallen; dieses verhinderte ihn nicht, mit seinen Freunden zu speisen. Nach dem Abendessen unterhielt er sich mit dem Petrarca, wie gewöhnlich. Die ganze Nacht litt' er mit vieler Herzhaftigkeit und Unerschrockenheit die heftigsten Schmerzen, und starb vor Anbruch des Tages. In weniger als drey Tagen war seine ganze Familie mit ihm begraben.

Die vielen Todesfälle, welche Petrarca'n betrafen, hatten immer in ihren Umständen etwas, das fähig war, seinen Schmerz zu vergrößern. Ich rede nicht von den kleinen Räubereyen, welche der Tod während dieser beiden Jahre an ihm ausübte, als zum Beyspiel den Johann Andreas, seinen Lehrer zu Bologna, der im Jahre 1348 an der Pest verstarb. Was sind diese Freundschaften vom zweyten und dritten Range, gegen die Laura und den Kardinal Kolonna?

Es waren ihm jetzt nur noch drey von seinen alten Freunden vom ersten Range übrig; Guido Settimo, Lälius und Sokrates. Guido Settimo war noch immer zu Avignon als Advokat, und suchte bey Hofe sein Glück zu machen. Lälius hatte sich einige Zeit vor dem Tode des Kardinals Kolonna nach Rom begeben, welches sein Vaterland war.

Petrarca war sehr unruhig wegen des Sokrates. Er hatte von Padoua, Verona und Trevigio viele Briefe an ihn geschrieben, die er sichern Personen anvertrauet hatte, und

doch hatt' er keine Antwort erhalten. Außerdem gieng das Gerücht, daß die Pest an der Rhone wieder ausgebrochen sey, und das verdoppelte seine Unruhe.

Am Ende des Septembers, als er zu Karpi war, wo er den Manfredo Pio, den Herrn dieser Stadt, welcher krank war, besuchte, bedient' er sich einer Gelegenheit, die sich ihm anbot, noch einmal an den Sokrates zu schreiben, von dem er noch keine Nachricht erhalten hatte. Er schrieb auch einen langen Brief an seinen Bruder, den Karthäuser, und trug es dem Sokrates auf, ihm denselben zuzustellen. Diese beiden Briefe sind von Karpi, den 25ten September, datirt. Der an den Gerard enthält artige Anekdoten von der Jugend der beiden Brüder, von ihren Liebesgeschichten, von ihrer Neigung zum Putz, u. s. w. Ich hab' in diesen Nachrichten, so oft ich Gelegenheit gehabt, Gebrauch von ihm gemacht. Man siehet auch daraus, daß Gerard, dieser so galante und freydenkende junge Mann, seit den sieben Jahren, daß er Kartheuser war, es weit in der Heiligkeit gebracht hatte.

In diesem Monat nahm auch noch eine andre Plage, die besonders Italien betraf, ihren Anfang. Es wurde durch außerordentliche und unerhörte Erdbeben erschüttert, die an einigen Orten mehrere Tage lang anhielten, wenn man dem Matthäus Villani, einem glaubwürdigen gleichzeitigen Geschichtschreiber, glauben darf. Er sagt, sie hätten große Revolutionen, welche die Weisen vorhergesehen, angekündigt. (Vill. L. 1, cap. 44) Ihre heftigen Stöße richteten zu Rom große Verwüstungen an welche auf Petrarca'n den stärksten Eindruck machten. Man sehe, was er davon in einem andern Briefe an den Sokrates sagt:

„Ich

„Ich weiß nicht, worüber ich mich zuerst beklagen, oder erschrecken soll. Allenthalben seh' ich Ursachen, mich zu betrüben; jedes gegenwärtige Uebel ist der Vorläufer eines größeren künftigen, ob ich gleich in der That nicht sehe, was man noch schlimmeres befürchten könnte. Die Welt, welche durch die Raserey der Menschen, oder durch die Hand eines rächenden Gottes verheert und entvölkert wird, ist zu einer Höhe des Jammers und Elends gekommen, über welche man sich nichts denken kann. Die Nachwelt (wenn es eine giebt) wird es nicht glauben wollen; und wir selbst würden es nicht glauben, wenn wir nicht Zeugen davon wären."

„Was mich anbetrifft, so gesteh' ich, daß dasjenige, was vor meinen Augen vorgeht, mir das Vergangene sehr glaublich macht. Es ist nichts, das wir nicht erfahren haben. Ich rede nicht von den Ueberschwemmungen, den Stürmen, den Feuersbrünsten, welche ganze Städte zu Grunde gerichtet, von den Kriegen, welche ganz Europa verheert haben; von der Pest, welche die Städte in Einöden verwandelt, und die Felder ihrer Arbeiter beraubt hat. Die Natur selbst scheint durch ihren betrübten, jammervollen Anblick ihren Zustand zu beweinen. Sie wissen, daß alle diese Plagen durch das Erdbeben in den Alpen, welche bis auf ihren Grund aufs heftigste erschüttert wurden, angekündigt worden sind."

„Jetzt, da wir glaubten, daß die göttliche Gerechtigkeit endlich befriedigt, der Tod uns zu schlagen müde, und die geringe Anzahl, die dem Schiffbruch entwischt war, glücklich in dem Hafen angekommen sey, so hat Rom selbst eine so heftige Erschütterung ausstehen müssen, daß sie seit

den 2000 Jahren, da sie erbauet ist, nichts dergleichen erfahren hat.“

„Man hat in derselben jene ungeheuren Gebäude, welche die Fremden nicht ohne Erstaunen betrachten konnten, und die Römer selbst kaum anzusehen würdigten, fallen sehen. Der berühmte Thurm Konti, welcher seines gleichen in der Welt nicht hat, stehet seine Spitze zu seinen Füßen liegen, und drohet von allen Seiten den Einsturz. Vielen Kirchen geht es nicht besser; der größte Theil der Paulskirche ist dem Boden gleich; und die Kirche des heil. Johannes im Lateran hat ihren Gipfel verloren. Die Peterskirche ist doch etwas besser davon gekommen.“

„Alles dieses hat die Hitze des Jubiläums nicht wenig abgekühlt. Wenn die Erschütterung der Glieder, welche vor der Pest hergieng, so viel Unglück ankündigte, was müssen wir denn nicht von der Erschütterung des Hauptes befürchten? Denn man sage, was man wolle, so ist Rom, so bedaurenswürdig ihr Zustand auch seyn mag, doch immer die Hauptstadt der Welt; sie würde dieses selbst zugestehen, wenn sie reden könnte; und wenn sie es nicht zugestünde, so würd' es leicht seyn, sie durch Schriften und Zeugen davon zu überführen. Man mache mir nicht den Vorwurf, daß ich wegen ungewisser Vorbedeutungen ein panisches Schrecken erregen wolle. Plinius hat schon vor mir gesagt, daß sich nie zu Rom ein Erdbeben ereignet habe, welches nicht irgend eine große Begebenheit angekündigt hätte.“

„Ich zittere für das Schicksal dieses Staats. Die Gährung, die ich in den Gemüthern erblicke, trägt zu dieser Furcht wenigstens eben so viel bey, als die innerlichen Bewegun-

wegungen der Erde. Rom ist nicht der einzige Gegenstand meiner Bekümmerniß; ich fürchte für ganz Italien. Mich schaudert, und mein Blut erstarret, wenn ich mich der letzten Worte der Prophezeyung des Bileam erinnere: Und Schiffe aus Chitim (Italien) werden verderben den Assur und Eber: er aber wird auch umkommen, (4 B. Mos. 24, v. 24.) Man kann sagen, diese Prophezeyung sey durch den Fall des Römischen Reichs erfüllet worden. Gott gebe, daß diese Erschütterung der Stadt Rom uns den Verlust des Friedens und der Freyheit nicht ankündige." (Fam. L. II, ep. 7. M. R.)

Aus allen diesen Briefen ist es klar, daß Petrarca sich noch im Oktober dieses Jahrs in Italien aufhielt, und daß er gar nicht daran dachte, nach Avignon zurückzukehren, wohin es dem Hrn. de la Bastie gefallen hat, ihn eine Reise von vier oder fünf Monaten machen zu lassen, nämlich vom September oder Oktober 1349 bis zum Februar 1350. Man wird ihn bald zu Anfange des Jahrs 1350 zu Padoua sehen. Ich kann mich nicht enthalten, hier noch einmal zu wiederholen, daß der Hr. de la Bastie in seinen Zeitrechnungen über die Begebenheiten in Petrarca's Leben gar nicht glücklich ist.

Wenn man von Parma nach Verona oder nach Padoua reiset, so kömmt man gewöhnlich durch Mantoua. Man hat lateinische Verse des Petrarca, die von dieser Stadt datirt und an den Virgil gerichtet sind, welche mir in diesem Jahre gemacht zu seyn scheinen. Vielleicht begab er sich dahin, da er nach Karpi reiste, welches nur einige Lieues davon liegt. Es war ganz natürlich, daß er dem Herrn von

Man-

Mantoua, Ludewig von Gonzaga, seine Aufwartung machte, und ihm seine Erkenntlichkeit bezeugte, daß er so sehr gewünscht hatte, ihn an seinem Hofe zu besitzen.

Das edle und alte Haus Gonzaga hatte seinen Ursprung in dieser Stadt genommen; (man findet diesen Namen unter den Vasallen der Gräfinn Mathildis) es beherrschte dieselbe seit ungefähr zwanzig Jahren. Ludewig von Gonzaga hatte diese Herrschaft dem Passerino Bonacossi, dessen Familie sie seit 1274 in Besitz hatte, weggenommen. Er hatte sich zum zweytenmal mit einer Tochter des Passerino verheirathet: von seiner ersten Gemahlinn hatt' er drey Söhne gehabt, die ihm zur Beraubung seines Schwiegervaters behülflich waren. Er war ein Mann von großer Klugheit. Er nahm den Titel eines Capitano generale und Herrn von Mantoua, immerwährenden Statthalters des Reichs, an.

So bald er im ruhigen Besitz dieser Herrschaft war, ließ er seine Kinder an der Regierung Theil nehmen, indem er ihnen diejenigen Verwaltungen, wozu sie die mehrste Neigung und Talente hatten, anvertrauete.

Guido, der älteste, ein freygebiger, prächtiger, einsichtsvoller Mann, welcher die schönen Wissenschaften liebte, bekam die Aufsicht über alles, was die innere Regierung der Stadt und die auswärtigen Unterhandlungen anbetraf.

Felipone, welcher lebhaft, unruhig, kriegerisch war, hatte die Aufsicht über das Kriegswesen. Man hat in diesen Nachrichten gesehen, daß er Parma mit den Truppen des Herrn von Mailand, deren General er war, und mit den

seinigen belagerte. Er hatte den König von Hungarn auf seinem Zuge nach Neapel, wo er den Tod seines Bruders rächen wollte, begleitet, und war vor kurzem von da wieder zurückgekommen. Korio sagt von ihm, er sey sehr grausam und unersätlich nach Menschenblut gewesen, welches er gerne mit seinen eignen Händen vergossen habe. Das scheint mir ein wenig übertrieben zu seyn.

Feltrino, welcher die Künste liebte, hatte die Direktion über die Gebäude, die Festungswerke, die Ausbesserung der Wege u. s. w.

Ludewig von Gonzaga, welchen die Last seiner Jahre niederdrückte, (er war schon über 80 Jahr alt) hatte also seinen Kindern die Regierung ganz übergeben. Sie zeigten, was in einem kleinen Staat drey Brüder, welche recht einig sind, und sich zum gemeinen Beßten die Hände bieten, ausrichten können.

Guido, welcher die Wissenschaften liebte, und schon lange unsern Dichter kannte, begegnet' ihm auch mit vorzüglicher Achtung. In der Sammlung der Petrarkischen Briefe findet man einen an diesen Herrn, welcher mir vor dem Jahre 1340 geschrieben zu seyn scheint. Die Veranlassung dazu war folgende.

Die Herren von Gonzaga hatten den Johann von Arezzo, ihren Kanzler, einen Landsmann und Freund des Petrarca, an den päbstlichen Hof abgeschickt. Da er Sachen von Wichtigkeit zu verhandeln hatte, so stattet' er seinen Herrn von dem Fortgange seiner Unterhandlungen Bericht ab, und erwähnte seines Freundes nicht. Guido macht' ihm in zween Briefen deßwegen Vorwürfe. „Sie reden

von

von unsern Geschäfften, sagt er; Sie berichten uns, was an dem Römischen Hofe vorgeht, und sagen uns nichts von dem Petrarca, woran mir doch am mehrsten gelegen ist.“

Johann von Arezzo ermangelte nicht, diese beiden Briefe dem Petrarca mitzutheilen, welcher sie sehr schmeichelhaft fand, und es für seine Schuldigkeit hielt, an den Guido zu schreiben, um ihm seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er erhob in seinem Briefe die Gewalt der Liebe, welche das Aeußerste vereiniget, und die Menschen durch unsichtbare Bande verknüpft, so groß die Entfernung, welche sie von einander absondert, auch seyn mag, und redet darauf von dem Augustus, welcher den Virgil, den Sohn eines Landmanns von Mantoua, und den Horaz, den Sohn eines Freygelassenen, liebte, und von der Vertraulichkeit, mit welcher er an sie schrieb.

„Wenn dergleichen Beyspiele, setzt er hinzu, alles das, was Sie für mich thun, weniger erstaunlich machen, so empfind' ich es deßwegen nichts desto weniger, wie rühmlich es mir ist, daß man gleich diesen großen Männern mit mir umgehet, deren Verdienste ich nicht besitze. Der eine von ihnen sagte: Es ist kein geringes Lob, Fürsten zu gefallen a). Was mich anbetrifft, der ich mir selber mißfalle, so weiß ich nicht, wie ich Andern gefallen kann.“

Petrarca machte sich seinen Aufenthalt zu Mantoua zu Nutze, um das kleine Dorf zu besehen, welches sich rühmt, den besten aller Dichter der Welt gegeben zu haben.

Es

a) Principibus placuisse viris non vltima laus est. Hor. Ep. L. 1, ep. 17.

Es ist nur eine kleine Lieue von dieser Stadt entfernt. Man nannt' es ehemals Andes; jetzt hat es den Namen Pietola. Petrarca hatte die Neugierde, das Feld zu besehen, welches dem Virgil genommen war, und dessen Lage in seiner neunten Ekloge so deutlich bestimmt wird a). Er suchte begierig das Grabmal des Bianor und die andern Oerter, die in dieser Ekloge beschrieben sind, auf, wo Virgil wahrscheinlicher Weise zuweilen spatzieren gieng. Seine Begeisterung wachte bey diesen Nachsuchungen auf; er machte lateinische Verse, deren Uebersetzung den Lesern angenehm seyn wird.

„Großer Dichter, du Stolz Roms, und die zwote Hoffnung der lateinischen Musen! sage mir, wo bist du jetzt? In welchem Kreise des Avernus bist du eingeschlossen? Solltest du nicht vielmehr auf dem Parnaß mit dem Apollo und den neun Schwestern verweilen, die dich durch ihre Gesänge entzücken? Vielleicht wandelst du in den Elysäischen Hainen oder Gefilden mit dem Homer, welchem du so sehr gleichest, mit dem Orpheus und den andern Dichtern vom ersten Range, außer dem Lukan, dem Lukrez und allen denen, die, gleich ihnen, sich selbst das Leben raubten."

„Gerne mögt' ich wissen, mit wem du lebst, was für ein Leben du führest, wie weit deine Phantasieen von der Wahrheit abweichen, und was das für ein Thor von Helfenbein ist, durch welches du den Aeneas aus dem Reiche der Schatten wieder auf die Erde zurückkehren lässest. Gerne mögt'

---

a) Qua se subducere colles
Incipiunt, mollique iugum demittere clivo
Vsque ad aquam. Eclog. X.

mögt 'ich glauben, daß du die Gegend des Himmels bewohnest, die für die Heiligen Geister bestimmt ist, seitdem der König der Welt mit seinen durchbohrten Händen die Thore des Tartarus eröffnet, und seinen Raub ihm abgenommen hat. Das wünsch' ich zu wissen!"

„Wenn irgend ein Schatten das Glück hat, an den Ort zu kommen, welchen du bewohnest, so wirst du von mir den Zustand der Oerter, die dir so lieb waren, und das Schicksal deiner Werke erfahren."

„Mantoua, welches dich in seinem Schooß gebohren werden sah, wird durch die benachbarten Unruhen in Bewegung gesetzt; durch tapfere Fürsten vertheidigt, weigert es sich, ein fremdes Joch zu tragen, und will sich nur durch seine Kinder regieren lassen."

„Da schrieb ich diese Verse an dich, an einem ruhigen Orte, nahe bey deinem Felde. Begierig such' ich daselbst die Felsen auf, welche dich oft einsam in ihre Arme nahmen; die Fluren, wo du an den Ufern des Mincio wandeltest; die Bäume, deren Schatten du liebtest; die Wälder, welche dir gegen die Strahlen der Sonne zur Zuflucht dienten; die Rasen, wo du dich am Rande einer Quelle niederlegtest. Alles dieses rufet mir dein Bildniß zurück."

„Die unglückliche Stadt Neapel, welche das Glück hat, deine Asche zu besitzen, seufzet, seitdem sie ihres großen Königs Robert beraubt ist. Ein Tag hat ihr das Glück vieler Jahre entrissen. Dieses Reich befindet sich in einem wankenden und ungewissen Zustande; ein unschuldiges Volk leidet die Strafe für die Uebelthaten einiger Verbrecher."

„Frage

„Frage mich nicht um das Schicksal deiner Mutter Rom: ach! es ist besser, es nicht zu wissen. Vernimm vielmehr das Glück deiner Arbeiten. Der alte Tityrus bezaubert die Welt durch die süßen Töne seiner Schallmey. Nichts ist schöner als die Felder, die nach deinen Lehren gebauet werden; dein Aeneas durchreiset die Welt; man liebt, man besinget ihn allenthalben. Ohne den Tod würdest du ihn bis an die Gestirne erhoben haben. Dieser Unglückliche, der durch deinen Mund verdammet war, würde noch einmal verbrannt worden seyn, wenn das Mitleiden Augusts ihn nicht den Flammen entrissen hätte. Jedermann danket diesem Fürsten, daß er deinen letzten Willen nicht zur Erfüllung gebracht. Lebe wohl, immer wirst du mir theuer seyn. Begrüße den Homer und den Hesiodus in meinem Namen.“

Um das zu verstehen, was Petrarca von dem Zustande sagt, in welchem sich damals Mantoua befand, muß man wissen, daß diese Stadt zwischen Verona, Modena und den Staaten von Mailand belegen ist; daß den Herrn dieser drey Städte Mantoua sehr gelegen war, und daß sie sich vergeblich Mühe gegeben hatten, sich desselben zu bemächtigen; daß Mastino de Lescale es den Herrn von Gonzaga nicht vergeben konnte, daß sie dazu beygetragen hatten, ihm die Stadt Parma wegzunehmen; daß Obizzone d'Este noch immer die Treulosigkeit des Felipone nicht vergessen konnte, der ihn angegriffen hatte, als er mit einem Geleitsbriefe von Parma zurückkam, indem er sagte, daß dieser Geleitsbrief ihm dazu gegeben sey, um sicher dahin zu gehen, aber nicht, um wieder zurückzukommen.

Luchino Viskonti schwur dem Gonzaga den Untergang, als er erfuhr, was zwischen dem Ugolino, des Guido Sohn, und seiner Gemahlinn, der Isabella von Fiesko, auf der berühmten Reise von Venedig, welche so viel Aufsehens machte, vorgegangen sey; und er schickte auch wirklich eine Armee gegen sie ab, die sich im May 1348 einiger Orte bemächtigte. Die Herrn von Modena und von Verona machten sich diese Gelegenheit zu Nutze, um die Gonzagas anzugreifen. Ein so furchtbares Bündniß, welches ihnen den Untergang zu drohen schien, lief aber ohne einigen Erfolg ab. Ihr Muth und ihre Einigkeit zogen sie glücklich aus diesem schlimmen Handel heraus. Die Truppen des Luchino wurden im September geschlagen: er selbst verstarb am 23 Januar darauf an Gift, welches ihm seine Gemahlinn gegeben hatte. Felipone von Gonzaga schloß darauf eilends mit dem Johann Viskonti, dem Bruder und Nachfolger des Luchino, Frieden. Die Herren von Verona und Modena, welchs nunmehr durch die von Mailand verlassen waren, thaten jetzt nur noch schwache Angriffe, und bequemten sich bald.

Man darf sich nicht verwundern, daß Ugolino von Gonzaga einen lebhaften und schnellen Eindruck auf eine artige Frau, die von Natur der Galanterie und den Vergnügungen ergeben war, gemacht hatte, bey einer Reise, die sie aus keiner andern Ursach unternommen, als um sich wegen des Verdrusses, den ihr ein alter, verdrüßlicher und eifersüchtiger Mann verursachte, schadlos zu halten. Noch weniger wird man sich wundern, wenn man weiß, daß dieser Ugolino der schönste, wohlgebauteste und liebenswürdigste Mann in Italien war.

Sein

Sein Vater Guido hatte Verstand, und fand viel Vergnügen am Lesen, welches vieles dazu beytrug, ihn mit dem Petrarca zu verbinden; an ihn wandt' er sich, wenn er Bücher haben wollte. Er bat ihn eines Tages um ein fremdes Buch in gemeiner Sprache; Petrarca schickte ihm den Roman von der Rose mit einem lateinischen Gedichte, folgendes Inhalts:

„Ich übersend' Ihnen hier ein kleines Buch, welches Frankreich bis in den Himmel erhebt, und den beßten Werken an die Seite setzt. Es beweiset, dünkt mich, wie weit Italien alle andere Nationen in den schönen Wissenschaften übertrifft, ausgenommen Griechenland, wenn man dem gemeinen Urtheil glauben will; welche Ausnahme aber Cicero nicht gelten läßt."

„Ein Franzose erzählt seine Träumereyen: sein Gegenstand ist, die Macht der Liebe, die Gewalt der Eifersucht, die Kunstgriffe eines alten Weibes, und die Listen eines Liebhabers zu schildern. Er setzet die Uebel, welche die Liebe noch mit sich führet, ins Licht; die Widerwärtigkeiten, die man bey Erfüllung seiner Begierden antrifft: Arbeit und Ruhe; Schmerz und Freude; Seufzen und Lachen; er beweiset, daß ihre Vergnügungen selten, und immer mit Thränen benetzt sind. Welch ein Feld kann wohl weitläuftiger und fruchtbarer seyn? Unterdessen thut der Verfasser nichts als träumen, indem er seine Träumereyen erzählt. Man wird ihn nie für einen wachenden Menschen halten. Ach, wie viel lebhafter stellt uns Ihr Mitbürger Virgil alle Bewegungen der Liebe in seiner Episode von der Dido vor Augen, deren Tod so natürlich und so rührend geschildert ist!

Der Dichter von Verona a), von Umbrien b), und der von Sulmona c), der so zärtlich, so fruchtbar ist, haben diese Leidenschaft weit besser behandelt; ohne von den älteren und einigen neueren Schriftstellern zu reden, die unser Vaterland hervorgebracht hat. Indessen hoff' ich, daß Sie das Geschenk, welches ich Ihnen mache, nicht verschmähen werden; Sie haben ein fremdes Buch in gemeiner Sprache von mir verlangt; ich konnte Ihnen nichts besseres schicken, wenn Sie nicht etwa glauben, daß ganz Frankreich, und Paris, seine Hauptstadt, selbst sich irren." (Carm. L. 3, ep. 30.)

Was Petrarca in diesem Briefe sagt, kann auf nichts anders gehen, als auf den Roman von der Rose, einem Gedicht in gemeiner Sprache, welches vor kurzem in Frankreich erschienen war, und viel Aufsehen daselbst machte. In diesem Gedicht ist die Liebe in eine Kunst gebracht; man lernet darinn, wie man es anzufangen habe, um in Liebesunternehmungen glücklich zu seyn.

Wilhelm von Lorris war jung d) und verliebt, als er es um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts anfieng: der Tod übereilte ihn, ehe er Zeit hatte, es zu vollenden. Ungefähr 40 Jahre nachher wurd' es von Johann de Meun, mit dem Zunamen Klopinel, weil er hinkte, fortgesetzt und geendigt. Da wenig Leute im Stande sind es zu lesen, ob man gleich die Schreibart sehr verjünget hat, so wird es dem

Leser

---

a) Katull. b) Horaz. c) Ovid.

d) Droit au vingtieme an de mon âge
Je fis le Roman de la Rose,
Ou l'art d'amour est toute encloſe.

Leser vielleicht angenehm seyn, wenn ich ihm hier einen kurzen Begriff davon gebe.

Ein junger Mensch schläft an einem Frühlingstage ein, und träumet, daß er in einem angenehmen Garten spatzieren gehe, worinn er eine frische Rose erblickt, deren Schönheit und Glanz ihn verführen. Er will sie abpflücken; tausend Hindernisse aber widersetzen sich ihm. Das ist der Knoten des Stücks. Böse Wesen, als Fauxsemblant, Dangier, Malebouche, u. s. w. wenden alles an, um ihn in seinem Unternehmen zu hindern. Auf der andern Seite sind Belacceuil, Pitié, Franchise, u. s. w. wohlthätige Gottheiten, die ihn begünstigen. Alles in diesem Werke ist personificirt; alles redet, alles handelt; aber nichts kann frostiger und widerlicher seyn, als diese moralischen Wesen, von denen unsre ersten Dichter statt der Gottheiten der Fabel Gebrauch machen. Venus mit ihrem Gürtel; Hebe, die dem Jupiter den Nektar einschenket; Apollo, der den Wagen der Sonne führt, u. s. w. welche Bilder! welch ein Unterschied!

Endlich, nachdem der Jüngling über Gräben gesprungen, Mauren erstiegen, Schlösser mit Gewalt eingenommen, tausend Hindernisse überwunden, pflückt er endlich die Rose, und der Traum ist zu Ende.

Ainsi cus la rose vermeille,
A tant fut jour & je m'éveille a).

a) So bekam ich endlich die schöne Rose; da war es Tag, und ich erwachte.

Dieses Werk ist voller Episodne, Digressionen, die nichts mit dem Inhalt gemein haben, und satyrischer Züge auf alle Stände.

Die Heuchler werden mit vieler Hitze darinn angegriffen; und das ist ganz natürlich: aber worüber man sich sehr wundern muß, das Frauenzimmer ist in diesen Versen, welche nichts als Liebe und Galanterie athmen, mit den schwärzesten Farben abgeschildert. Wenn man dem Wilhelm von Lorris glauben will, so sind sie ungleich, eigensinnig, ungerecht, treulos, habsüchtig und unzüchtig. Johann de Meun geht noch weiter, und seiner Meynung nach, giebt es kein einziges ehrbares Frauenzimmer.

Prudes femmes par saint Denis,
Autant en est que de Phenix a).

Als diese Art von Roman zuerst in Frankreich erschien, so fällte man die allerentgegengesetztesten Urtheile über ihn: einige schrieen ihn als ein sehr gefährliches Buch aus; andre hingegen rühmten ihn, als ein Werk voller Annehmlichkeit und Wissenschaft, welches geschickt sey, die Menschen von ihren Thorheiten und Lastern zu bessern. Jedermann kam darinn überein, daß es das beßte Gedicht sey, welches in gemeiner Sprache erschienen; man verglich es so gar mit den beßten Werken der Alten. Die Chymisten fanden darinn den Stein der Weisen; die Kasuisten eine göttliche Moral; und die Spekulativen einen Rosenstock von seligmachendem Anschauen.

Petrar-

a) Ein Phönix ist, beym heil. Denis! keine so große Seltenheit, als ein züchtiges Frauenzimmer.

Petrarca fand nichts als Träumereyen darinn; und die Manier, mit welcher Virgil, Katull, Horaz und Ovid die Liebe behandeln, war mehr nach seinem Geschmack; und in der That glaub' ich, daß er in diesem Stücke zu unsern Zeiten wenig Widerspruch finden würde; aber nicht so leicht würde man ihm den Vorzug zugestehen, welchen er einigen neuern Italienischen Dichtern vor dem Roman von der Rose giebt. Ich glaube, daß er damit den Dante, den Guido von Arezzo, den Kavalkanti, den Cino von Pistoja, u. s. w., als die beßten, welche bis dahin erschienen waren, meynte.

Ich weiß nicht, wie Guido von Gonzaga dieses Buch gefunden; ob er ein groß Vergnügen daran gehabt, es zu lesen, und von den Lehren, welche darinn gegeben werden, vielen Gebrauch gemacht habe; aber mich dünkt, daß ein Mann, wie er, welcher sein ganzes Leben lang glücklich bey den Damen gewesen war, der Lehren des Wilhelm von Lorris und des Johann von Meun nicht bedurfte, um zu lernen, wie er die Rosen der Liebe pflücken müsse.

Von Mantoua begab sich Petrarca nach Verona, und von da nach Padoua, wo Jakob von Karrara, um ihn bey sich zu behalten, ihm ein Kanonikat verschaffet hatte, welches er annahm, ob er gleich schon Archidiakonus und Kanonikus zu Parma war. In damaligen Zeiten konnte man Pfründen, die am wenigsten bey einander bestehen konnten, in seiner Person vereinigen.

Er war gewiß zu Padoua zu Anfang des Februars 1350, er sahe mit Vergnügen den Guido von Boulogne, den Legaten des heil. Stuhls, der aus Hungarn zurückkam, wohin

ihn der Pabst abgeschickt hatte, daselbst ankommen. Man wird Petrarca'n bald in genauer Verbindung mit diesem Kardinal sehen, welches mich nöthigt, meine Leser denselben kennen zu lehren. Man wird es nicht ungern sehen, hier einige Nachricht von seiner Gesandtschaft nach Hungarn zu finden; sie betraf die Neapolitanischen Unruhen, die durch den tragischen Tod des Königs Andreas verursacht waren.

Guido von Boulogne war ein Sohn Roberts VII, Grafen von Auvergne und Boulogne am Meer, und der Maria von Flandern. Mit dieser hohen Geburt verband er vielen Verstand und Talente, die ihn geschickt machten, sehr schnell und mit vielem Nutzen seine Studien zu Paris zu treiben. Er war erst 20 Jahre alt, als man ihm im Jahre 1340 das Erzbisthum zu Lyon gab. Zween Jahre nachher machte Klemens VI ihn auf Ansuchen des Philipp von Valois zum Kardinal, und schrieb bey dieser Gelegenheit an den König: „Der Mann, welchen Sie mir empfohlen haben, hat einen gebildeten Verstand; sein Charakter ist sanft; seine Sitten sind ehrbar; sein Leben ist rein und anständig. In geistlichen Dingen ist er erleuchtet und voller Eifer, in zeitlichen klug und bedächtlich.

Ungeachtet seiner großen Jugend vertraute der Pabst ihm viele wichtige Geschäffte an, in welchen er die Vorstellung, die man sich von ihm gemacht hatte, erfüllte, welches ihn bewog, ihn wegen der allerkützlichsten und schwersten Unterhandlung nach Hungarn zu schicken.

Man hat aus diesen Nachrichten gesehen, daß der König Ludewig von Hungarn im Jahr 1347 seine Staaten verließ, um nach Neapel zu gehen, in der Absicht, den Tod

seines Bruders zu rächen, und sich dieses Königreichs, welches, wie er behauptete, ihm gehörte, zu bemächtigen. Er nahm den Herzog Warner, von welchem ich gerdt habe, die Geißel von Italien, welcher Ströme von Blut in diesem Königreiche vergoß, in seinen Sold. Der König von Hungarn hatte sich bald zum Herrn desselben gemacht; die Königinn Johanna, welche viel zu schwach war, ihm Widerstand zu thun, entfloh nach Provence. Die Prinzen von Geblüt besuchten den König, ihren Vetter, zu Aversa, um ihn für ihren Oberherrn zu erkennen und ihm zu huldigen.

Der König nahm sie sehr wohl auf; darauf ließ er sich von dem Karl von Duras an den Ort führen, wo sein Bruder erdrosselt war, und daselbst ließ er, in seiner Gegenwart, diesen Prinzen ermorden, nachdem er ihm vorgeworfen hatte, daß er zu dem Tode seines Bruders beygetragen habe. Er hatte noch immer die Heirath auf dem Herzen, welche Karl mit der Marie, der Schwester der Königinn Johanna, die ihm von dem König Robert bestimmt war, geschlossen hatte. Die andern Prinzen von Geblüt, Ludewig und Robert von Duras, die Brüder des Karl; Robert und Philipp von Tarent, wurden in Fesseln gelegt, und nach Hungarn geschickt.

Nach dieser Expedition schickte der König Gesandten an den Pabst, um sein Verhalten zu rechtfertigen, und um die Investitur des Königreichs Neapel, und die Bestrafung der Königinn Johanna anzuhalten. Er beklagte sich sehr über den Kardinal von Taleirand, welchen er beschuldigte, daß er an dem Morde seines Bruders Antheil gehabt habe. Kurz nachher nöthigte ihn die Pest, das

Königreich Neapel zu verlassen, und nach Hungarn zurück zu kehren.

Die Neapolitaner, welchen er mit gar zu vieler Strenge begegnet war, riefen die Königinn Johanna und ihren Gemal, den Ludewig von Tarent, zurück, welche, nachdem sie den Herzog Warner untreu gemacht hatten, alles mögliche thaten, um ihr Reich wieder zu erobern, als der Pabst es für gut fand, einen Gesandten nach Hungarn abzuschicken, um einen Frieden zwischen den beiden Fürsten zu Stande zu bringen.

Man siehet leicht, daß dieses eine sehr kützliche Unterhandlung war. Der König von Hungarn bestand immer mit vieler Hitze darauf, daß der Tod seines Bruders bestraft, und ihm die Investitur des Königreichs Neapel gegeben würde. Von einem Vergleich wollte er nichts hören. Klemens der VI urtheilte mit Recht, daß der Kardinal Guido von Boulogne, welchen die Bande des Geblüts mit dem Französischen Hause vereinigten, und welcher ein sanftes und verbindliches Gemüth hatte, allein im Stande sey, den König zur Vernunft zu bringen, und ihn zu einer Aussöhnung zu bewegen. Außerdem war dieser Kardinal ein Verwandter und Freund des Kaisers Karl, dessen Tochter der König von Hungarn zur Gemahlinn hatte.

Dieses bewog also den Pabst, den Kardinal von Boulogne mit der größten Vollmacht nach Hungarn abzuschicken. Die Briefe seiner Gesandtschaft sind vom 30ten Nov. 1348 datirt. Folgendes waren die Hauptpunkte derselben. 1) Den Frieden zwischen dem König von Hungarn und der Königinn von Neapel zu vermitteln. 2) Um die Befreyung

der Prinzen von Geblüt anzuhalten. 3) Um die Uebersendung des Processes zu bitten, um im Stande zu seyn, über die Königinn Johanna wegen des Mordes, dessen sie beschuldigt wurde, ein Urtheil zu fällen. 4) Den Kardinal von Talleirand zu rechtfertigen, welchen der König von Hungarn beschuldigte, daß er an dem Verbrechen Theil gehabt habe. 5) Den Kaiser Karl zu bewegen, daß er die Unterhandlungen mit seinem ganzen Ansehen bey seinem Schwiegersohn unterstützen mögte.

Der Kardinal Legat konnte, ungeachtet aller seiner Talente zu Unterhandlungen, und aller Hülfsmittel, welche ihm seine Geburt und seine Verbindung mit den größten Herren in Europa an die Hand geben konnten, doch nichts weiter als einen Stillstand erhalten. Er hatte Befehl, wenn er aus Hungarn zurückkäme, sich aufs Jubilaum nach Rom zu begeben, und alles mögliche zu thun, um den Frieden in Italien wieder herzustellen. Seine Legation erstreckte sich auf den ganzen Theil von Italien, welcher zwischen den Alpen und dem Apenninischen Gebirge belegen ist. Er kam zu Anfang des Februars zu Padoua an, und wurde daselbst mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Jakob von Karrara räumt' ihm seinen Pallast ein, und hielt ihn mit seinem ganzen Gefolge frey, welch s aus 300 Mann zu Pferde bestand. Er verweilte einige Tage in dieser Stadt, um die Versetzung des Leichnams des heil. Antonius vorzunehmen, welchen man aus seinem Begra niß nahm, um ihn in eine Kirche zu setzen, die man für ihn erbaut hatte. Der Kardinal, welcher seinen Schutz in einer tödtlichen Krankheit erfahren hatte, wollt' ihm dadurch seine Erkennt-

kenntlichkeit dafür bezeugen, daß er selbst diese Ceremonie verrichtete.

Es war ihm sehr lieb, den Petrarca, welchen er schon zu Avignon gekannt hatte, zu Padoua anzutreffen, und so lang' er sich daselbst aufhielt, bedient' er sich eifrig aller Gelegenheiten, um sich mit ihm zu unterhalten. In einer dieser Unterredungen zeigt' er ihm einen Brief, den er von einem französischen Prälaten, mit welchem er in Verbindung stand, und der ein Freund Petrarca's war, erhalten hatte.

Dieses war der Philipp von Vitri, der wegen seiner Schriften in französischer und lateinischer Sprache, und wegen seiner Geschicklichkeit im Kirchengesange berühmt war. Dieser Prälat, dessen Geburt ich nicht habe entdecken können, war Kapellan des Pabstes und des Kardinals von Boulogne, Archidiakonus von Brie in der Kirche von Soissons. Er hatte sich auf die Poesie und Musik gelegt, und es in diesen beiden Künsten so weit gebracht, als man es in den damaligen Zeiten darinn bringen konnte. Dieses hatte nicht wenig dazu beygetragen, ihn mit Petrarca'n zu verbinden, welcher von ihm sagt, daß er eine außerordentliche Neubegierde, und ein Verlangen, alles zu wissen, besessen habe.

Nach einer Denkungsart, die man immer den Franzosen, und besonders den Parisern vorgeworfen hat, glaubte Philipp von Vitri, daß er nirgends anders ein glückliches Leben führen könne, als in seinem Vaterlande, und er sahe eine jede Reise aus Frankreich als eine Verbannung an. In diesem Ton hatt' er an den Kardinal geschrieben, von Paris, welches sein gewöhnlicher Aufenthalt war, außer daß er zu-

weilen

weilen nach Avignon gieng. Er beklagt' ihn, daß er sich so lange Zeit hätte in Hungarn aufhalten müssen, und nannte seine Reise in Italien, wo ihm der Pabst die Beylegung verschiedener Geschäffte, besonders zu Rom, in der Lombardey und in dem Patriarchat von Aquileja, aufgetragen hatte, eine Verbannung.

Der Kardinal dachte ohne Zweifel nicht an die Folgen, die dieser Brief bey Petrarca'n haben würde, als er ihm denselben mittheilte. Man braucht unsern Dichter nur etwas zu kennen, um zu begreifen, wie groß sein Unwille war, als er ihn las. Eine Reise in Italien eine Verbannung zu nennen, war in seinen Augen eine Blasphemie. Er nahm augenblicklich die Feder in die Hand, und schrieb an den Philipp von Vitri folgenden Brief, welcher, meiner Meynung nach, einer von seinen beßten ist.

„Warum sollt' ich mich scheuen, mein lieber Philipp, Ihnen dasjenige in der Entfernung zu sagen, was ich Ihnen sagen würde, wenn ich bey Ihnen wäre? Nichts ist freymüthiger, als die Freundschaft. Ich liebe ihn nicht, wenn ich befürchte, ihn zu beleidigen, sagte Seneka von einem seiner Freunde, und wie könnt' ich, wenn ich die Wahrheit sage, denjenigen Mann beleidigen, der dieselbe von allen Menschen in der Welt am meisten liebt? Muß ich nicht vielmehr hoffen, einen der größten Philosophen unsrer Zeit zu gefallen, wenn ich was dazu beytrage, daß er die Vorurtheile des Volks abschüttelt, und eine männlichere und philosophischere Denkungsart annimmt?“

„Ich erkenne Sie nicht mehr, mein lieber Freund; Ihr Geist ist veraltet. Ich wußte wohl, daß alles, was

anf-

aufgeht, auch untergeht, daß alles, was geboren wird, auch alt wird: aber ich glaubte, daß der Geist von diesem allgemeinen Schicksal der irdischen Dinge ausgenommen sey, weil er, aus einer ätherischen Substanz gebildet, sich durch seine eignen Kräfte, und so zu sagen auf den Flügeln der Natur erhebt. Wenn der Geist alt wird, so kann er also auch sterben; denn ist das Alter nicht das Ende des Lebens und gleichsam ein Weg zum Tode? Ach! wenn man uns diese süße Hoffnung raubte, ewig durch den edelsten Theil unseres Wesens zu leben, was würd' uns dann gegen die Schrecken des Todes trösten können?"

„Sie wollen wissen, worauf dieser lange Eingang hinaus laufen wird? Was sag' ich! Wenn ich Sie anders recht kenne, so wissen Sie es schon; Sie rathen schon, was ich sagen will, und Ihr Gewissen macht Ihnen gewiß Vorwürfe."

„Wir haben hier unsern erlauchten Vater, unsern gemeinschaftlichen Herren, den Kardinal Guido von Boulogne, den Legaten des heil. Stuhls, bey uns. — Sie erröthen, ich seh' es. Gestehen Sie es nur, daß Sie nicht glaubten, daß ich den Brief, welchen Sie an ihn geschrieben haben, lesen würde; und daß Sie, wenn Sie sichs vorgestellt hätten, nicht in einem so schwachen, so weichen Ton, der nur einem Weibe anständig ist, mit ihm gesprochen haben würden. Sie würden doch wenigstens vor den Musen, die bey mir wohnen, und die Ihnen ihren Unwillen zu erkennen geben würden, wenn die Zeit es erlaubte, Ehrfurcht gehabt haben."

„Sie greifen unsern Herrn an; Sie machen ihm Vorwürfe; Sie beklagen sein Unglück, daß er so lange Zeit

außer

außer seinem Vaterlande zubringen müsse. Was sag' ich? Sie scheuen sich nicht, eine Reise, deren Bewegungsgründe weder heiliger, noch rühmlicher seyn könnten, eine Verbannung zu nennen. Sehen Sie, das ist die Ursach, warum ich sagte, Ihr Geist sey veraltet; in dem Ton redten Sie nicht, als ich Sie zuerst kennen lernte. Was ist aus Ihrer bewundernswürdigen Hitze, Ihrer Begierde Alles zu wissen, die Sie vor allen Menschen auszeichnete, geworden? Sie wollten den Vorhang, welcher sie bedeckt, vor der Natur wegreißen. Welche Mühe haben Sie sich nicht gegeben, um die Lage der Insel Thule und Taprobane zu finden? Was haben Sie nicht gethan, um die allerverborgensten Dinge zu entdecken, die der morgenländische Ocean einschließt? Die Erde selbst schien Ihnen damals zu klein. Sie erhoben Ihre neugierigen Blicke bis zum Himmel; der schiefe Weg der Sonne; die Fixsterne und die Planeten, nichts entwischte Ihrem unermüdeten Nachforschen; ja Sie hätten gerne den Theil des Himmels kennen mögen, unter welchem die Antipoden wohnen, wenn es deren giebt."

„Ist es möglich, daß ein Mann, der so begierig nach Kenntnissen aller Art ist, den Namen der Verbannung einer Reise nach Italien geben kann, außer welchem alles Verbannung seyn würde, wenn die ganze Welt nicht das Vaterland eines jeden denkenden Menschen wäre? Soll ich es Ihnen sagen? Die kleine Brücke zu Paris hat einen gar zu starken Eindruck auf Sie gemacht; Ihre Ohren werden gar zu sehr durch das Gemurmel der Seine, die unter ihren Schwibbögen verfließt, geschmeichelt. Sie haben ohne Zweifel die Antwort des Mannes vergessen, welchen man

fragte,

fragte, wo er her wäre. Ich bin ein Weltbürger, sagt' er. Sie aber sind ein Franzose, das kann man Ihnen nicht streitig machen, und in so hohem Grade ein Franzose, daß Sie eine jede Reise außer Frankreich, der Bewegungsgrund derselben sey, welcher er wolle, als eine Verbannung ansehen."

„Ich weiß, daß wir alle eine angeborne Liebe für unser Vaterland haben, daß es natürliche Reize für uns hat, gegen welche die größten Männer empfindlich gewesen sind. War es nicht die Liebe fürs Vaterland, welche machte, daß Kamill Ardea, den Ort seiner Verbannung, verließ, um Rom zu Hülfe zu kommen? Diomedes beklagt sich im Virgil, daß die Götter ihm das Glück beneiden, zu Kalydon zu seyn. Ovid schreibt ein ganzes Buch, um sein Unglück, daß er fern von seinem Vaterlande leben müsse, zu beweinen. Aber ich weiß auch, daß nur kleine Geister diese Fesseln nicht abwerfen können. Wie viele Helden und Philosophen haben ihr ganzes Leben mit Reisen zugebracht? Plato verläßt Athen, wo er als ein Gott angebetet wurde, um Egypten und Italien zu durchreisen. Die Reisen des Demokrit sind berühmt; aber noch mehr die des Pythagoras, der sein Haus niemals wiedersah, weil er stärker durch die Liebe zur Wahrheit, als die Liebe zu seinem Vaterlande hingerissen wurde. Nachdem er Egypten, Persien, und selbst barbarische Länder besucht hatte, bracht' er zwanzig Jahre in Italien zu; und Sie beklagen den Verlust eines einzigen Jahres, welches Ihr Herr in diesem Lande zugebracht hat."

„Erwachen Sie, mein lieber Freund, ziehen Sie Ihren Geist aus dieser Art von Lethargie, worinn ich sie erblicke. Erheben Sie Ihre Seele, die unter den Vorurtheilen

len

len des Pöbels an der Erde kriecht, und an die Erdschollen ihres Feldes geheftet, außer Paris nichts Schönes, nichts Angenehmes erblicket. Geben Sie mir jenen alten Philipp wieder, dessen Umgang für mich so viel Reizendes hatte; ich schreibe jetzt nicht an ihn; ich schreibe an einen seiner Feinde; Sie dürfen sich daher nicht beleidigt finden, wenn Sie in diesem Briefe härtere Dinge antreffen, als die Weichlichkeit unserer Zeiten ertragen kann."

„Ich komme wieder auf unsern Verbannten. Ich wünschte, daß Sie ihn sehen mögten, glänzender als jemals, wie er mit strahlender Stirne die Städte Italiens durchreiset. Sie würden einen großen Zulauf von Volk um ihn herum erblicken; so gar Prinzen, die begierig sind, ihm die größte Ehre zu erweisen; Sie würden den lauten Beyfall, welchen man ihm zuruft, hören. Anstatt ihn einen Verbannten zu nennen, würden Sie ihn den Wiederhersteller des Friedens, den Retter der Republik nennen."

„Die Flamme der Uneinigkeit, welche zwischen den Königreichen Hungarn und Neapel sich entzündet hatte, war im Begriff, ganz Europa in Brand zu setzen. Unser Kardinal wurde allein für fähig gehalten, dieser Flamme Einhalt zu thun; und wer fällte dieses Urtheil von ihm? Der höchste Priester, das heilige Kollegium. Das ist der Mann, den Sie unglücklich nennen. Welchen Menschen in dieser Welt werden Sie denn glücklich finden? Welche Muße, welche Ruhe ist so angenehm, daß sie so großen Geschäfften vorgezogen werden könnte? Was für Vergnügungen könnte man mit solchen Sorgen vergleichen? Die Epikureer mögen sagen, was sie wollen! Ich kenne keine Wollust, die mehr gesucht zu werden verdiente, als Arbeiten von dieser Art."

„Hören Sie also auf, das Schicksal unsers Prälaten zu beklagen, den Sie, ich weiß es wohl, von ganzem Herzen lieben. Halten Sie vielmehr sich selbst für verbannt und unglücklich, daß Sie ihn nicht in dem Glanze seines Ruhms sehen können. Er ist in der Blühte seines Alters; sein Körper ist stark; sein Geist ist begierig nach Wissenschaft; ein edles Blut fließt in seinen Adern; das sind die Stachel, die ihn angespornt haben, die Ufer der Rhone und der Seine zu verlassen. Sagen Sie mir nicht, daß nur die Philosophen reisen, und daß dieses einem Manne, der Könige unter seinen Vorfahren zählt, nicht zukomme. Ich könnt' Ihnen Fürsten, Helden, Könige selbst anführen, die ihre Jugend mit Reisen zugebracht haben, und weiser, unterrichteter und geschickter es zu regieren, oder ihm zu dienen, in ihr Vaterland zurückgekehrt sind."

„Die Erfahrung macht die Künstler, die Reisen bilden die Menschen. Was kann man lernen, wenn man nicht aus dem väterlichen Hause kommt? Wie kann man sich zu etwas Großem bilden und erheben, ohne den Heerd zu verlassen? Homer, der den Griechen ein Muster der Weisheit geben wollte, stellt ihnen einen Mann dar, der viele Städte durchreiset und vielerley Völker beobachtet hatte. Virgil glaubte ihm nachahmen zu müssen, und führte deßwegen seinen Helden weit in der Welt herum."

„Sie beklagen unsern Herrn, daß er Paris verlassen hat. Ist es möglich, daß Sie nicht begreifen, wie angenehm es ihm seyn müsse, die hohen Berge zu sehen, die uns zu Schutzwehren dienen, die einst durch den karthaginiensischen Weinessig geebnet wurden, und die fruchtbaren Felder

von

von Gallia cisalpina; die schöne Stadt Mailand, die von Ihren Vorfahren erbauet worden; Brescia und Verona, welche sie im Besitz hatten; Padoua, das Werk des Trojaners Antenor; Venedig, das Wunder der Städte, vom Meer umflossen; Trevigio, welches durch die Flüsse, die es umgeben, zu einem angenehmen Sommeraufenthalt gemacht wird. In dieser kleinen Stadt hat unser Legat auf einige Zeit seine Wohnung genommen, weniger zu seinem Vergnügen, als zur Bequemlichkeit derer, die Geschäffte bey ihm hatten."

„Hierauf ist er über die Norischen Alpen gegangen, um die Unruhen in Norden beyzulegen, und ist ganz Deutschland durchreiset bis an den Fluß, der dem Nil ähnlich ist, und ehemals dem Römischen Reiche zur Gränze diente. Mit Ruhm gekrönt kam er hiernächst wieder zurück, und verweilte in dieser Stadt, um den Leichnam des heil. Antonius umzusetzen. Diese Cärimonie ist heute mit einem großen Zulauf von Volk vor sich gegangen. Ich bin dabey gewesen, und habe die Gravität und den schönen Anstand unsers Prälaten in seinen Amtsverrichtungen bewundert."

„Morgen wird er seinen Weg fortsetzen. Nachdem er über den König der Flüsse gegangen, wird er zu Ravenna, der allerältesten Stadt, ankommen; von da nach Rimini, Fano, Perugia; und endlich wird er die Hauptstadt der Welt sehen: man darf nichts bewundern, wenn man sie nicht gesehen hat. Die Macht des Römischen Volks machte ehmals diese Stadt prächtiger, glänzender; das Jubileum, welches darinn eröffnet ist, macht sie jetzt heiliger, wohlthätiger."

„Nennen Sie unsern Herrn verbannt, so lang' es Ihnen beliebt; ich halt' ihn für einen sehr glücklichen Reisenden. Er wird die Kirchen der Apostel, (limina Apostolorum) besuchen; er wird das heilige Land betreten, welches mit dem Blute der Märtyrer benetzt ist; er wird die beiden Bildnisse Jesu Christi sehen, dasjenige, welches auf den Tuch einer Frau eingedrückt, und dasjenige, welches durch ein Wunder an der Mauer der Mutter der Kirchen gemalt ist, den Ort, wo Christus sich dem fliehenden Petrus zeigte, und den Stein, welchem er die Spuren seiner Füße eindrückte, den man nie aufhören wird anzubeten a). Er wird in die Sancta Sanctorum gehen, einen Ort voll der himmlischen Gnade b); er wird den Vatikan und die Katakom-

---

a) Vor dem Sebastians-Thore, bey den Ruinen des Tempels des Mars, begegnete Christus dem Petrus, als er aus dem Gefängniß floh, auf dem Wege nach Rom mit seinem Kreuz auf der Schulter, und Petrus sagte zu ihm: Herr, wo gehest du hin? Jesus antwortete: Ich will mich noch einmal kreuzigen lassen. Mit diesen Worten verschwand er, und hinterließ seine Fußstapfen auf einem Stein, der noch zu St. Sebastian zu sehen ist.

b) Dieses war ehmals die häusliche Kapelle der Päbste bey dem alten laterauischen Pallast, welchen Sixtus V abbrechen ließ, um den neuen zu erbauen. Er setzte diese Kapelle oben über die heilige Leiter; Frauenspersonen kommen niemals hinein. Der Altar steht an einem finstern Orte, welcher den aller Unheiligsten Ehrfurcht einflößt. Leo IV setzte unter den Altar eine Lade von Cypressenholz mit der Aufschrift: Sancta Sanctorum.

komben des Kalixtus a) besuchen, welche, so zu sagen, von den Gebeinen der Märtyrer erbauet wurden; er wird die Krippe und die Vorhaut des Heilandes b) sehen, das Gefäß mit der Milch seiner Mutter, die von einer außerordentlichen Weiße ist; den Ring der heil. Agnes, welcher an eine Brunst, die durch ein Wunder gelöscht worden c), erinnert; den Kopf Johannis des Täufers, den Rost des heil. Laurentius, den Leichnam des heil. Stephanus, der weit her gekommen ist, und die beiden Heiligen, die sich begnügen, denselben Ort einzunehmen, und sich eine Ehre daraus machen d)."

---

a) Man sagt, Kalixtus I, welcher im dritten Jahrhundert Pabst war, habe an dem Appischen Wege einen Kirchhof bauen, oder wieder aufbauen lassen, welcher seinen Namen führt, der in den Geschichten der Märtyrer so berühmt ist. Auf demselben sollen 174000 Märtyrer und 46 Päbste begraben seyn.

b) Diese kostbaren Reliquien wurden, wie man sagt, durch die heil. Helena nach Rom geschickt. Der Pabst Liber ließ sie aus einer kleinen Kirche, wo man sie verwahrte, nach St. Maria Major bringen.

c) Prudentius sagt, die heil. Agnes sey ein junges Mädchen gewesen, welches zu Rom den Märtyrertod gelitten habe; da der Richter gesehen, daß die Qualen sie gar nicht erschütterten, so hab' er sie verdammt, an einem öffentlichen Orte Preis gegeben zu werden; aber der erste, der sich an sie gemacht, habe das Gesicht verloren, und sey fast todt zur Erde gefallen.

d) Im Jahr 557 wurde der Leichnam des heil. Stephanus in die Kirche des heil. Lorenz am Tiburtinischen Thore gebracht,

„Er wird den Ort sehen, wo das Blut des heiligen Paulus vergossen wurde, und Quellen von süßem Wasser entstehen machte a); den, wo bey der Geburt unsers Heilandes eine Quelle von Oel in die Tiber herabfloß b); den, wo der Grund zu einem schönen Tempel, nach dem Anzeichen des Schnees, welcher im Sommer fiel, gelegt wurde c), und wo das Kind einer Jungfrau sehr starke Tempel niederwarf.“

„Er

---

bracht, und neben dem heil. Lorenz niedergelegt, welcher sich, wie man sagt, von selbst zurückzog, um ihm Platz zu machen. Dieses hat ihm den Namen des höflichen Spaniers erworben: man glaubt, der heil. Laurentius sey aus Spanien gewesen.

a) Als dem heil. Paulus zu Rom der Kopf abgehauen wurde, sollen Quellen von süßem Wasser anstatt des Blutes geflossen seyn.

b) Man zeigt einen Ort zu Rom, jenseits der Tiber, wo eine Quelle von Oel aus der Erde entsprungen und in die Tiber geflossen seyn soll, um den Menschen die Ankunft Christi, des Gesalbten des Herrn, anzukündigen. Es befindet sich daselbst eine Kirche, die von dem Pabst Kalixtus erbauet seyn soll.

c) Gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts hatten Johann Patricius und seine Frau ein Gesicht. Man sagte ihnen, sie sollten eine Kirche erbauen, an dem Orte, welchen sie den folgenden Tag mit Schnee bedeckt finden würden. Der Pabst hatte das nehmliche Gesicht. Es war im Sommer: den folgenden Morgen fand man Schnee auf dem Esquilinischen Berge, und erbauete daselbst die Kirche der St. Maria Major.

„Er wird den Stein sehen, der mit dem Blute des Simon befleckt ist a); die Höhle, in welcher der heil. Sylvester sich verbarg; den Ort, wo Konstantin ein Gesicht hatte; den, wo er von einer unheilbaren Krankheit geheilt wurde b).“

„Wenn es ihm gefallen sollte, vom Himmel auf die Erde herabzusteigen, so wird er die prächtigen Ruinen der Palläste der Römischen Kaiser sehen; die Häuser der Fabier und der Scipionen; die sieben Hügel, die von einer einzigen Mauer eingeschlossen werden; die großen Gassen, welche zu enge waren für die Heere Gefangenen, welche die Römischen Sieger an ihren Wagen herdurch führten; die Triumphbögen, die mit den Trophäen der überwundenen Könige und der unterworfenen Völker beladen waren; er wird auf das Kapitolium steigen, das Haupt und Schloß der Welt. Ehemals sah man daselbst den Tempel des Jupiters; jetzt ist es der Altar des Himmels, wo August das Kind Jesus sah c).“

a) Zu Rom unternahms Simon der Zauberer, zu fliegen; und wirklich flog er in die Luft, sagt man, weil ihn die Teufel fortführten. Die Apostel Petrus und Paulus thaten ein Gebet, worauf er auf einen Stein fiel, wo man noch die Spuren seines Falles siehet.

b) Man glaubte vormals, Konstantin habe, da er vom Aussatz befallen worden, die Aposteln Petrus und Paulus im Traum gesehen, die ihn befohlen hätten, den Sylvester, der sich in einer Höhle des Berges Sorakte versteckt hatte, holen zu lassen; Sylvester heilte und taufte ihn.

c) Nahe bey dem Kapitol ist das Kloster der Kapuciner, auf den Trümmern des Tempels des Kapitolinischen Jupiters erbauet.

„Aber Sie, mein lieber Philipp', wenn Sie von den Wiesen zu St. Germain bis an den Berg zu Gennevieve gewesen sind; so glauben Sie Osten und Westen durchreiset zu haben; glücklich nach ihrer Art zu denken, wenn das wahre Glück bey einem Irrthum statt finden kann."

„Unser Herr ist willens, wenn er von Rom abreiset, einen andern Weg zu nehmen, und Toskana zu durchreisen. Er wird Viterbo sehen, mit warmen und kalten Quellen umgeben; Orvietta, oben auf dem Gipfel eines Felsen belegen; Siena, welches durch seine Aehnlichkeit mit Rom, wegen einer säugenden Wölfinn, und seiner sieben Hügel berühmt ist; Florenz, das Werk der Römischen Generale, wovon ich Ihnen gegenwärtig nichts sagen mag, aus Furcht, daß Sie mir den Vorwurf, welchen ich Ihnen wegen Ihrer gar zu großen Liebe zu Ihrem Vaterlande mache, zurückgeben mögten."

„Hiernächst wird er, nachdem er über das Apenninische Gebirge gegangen, sich nach Boulogne begeben, der Mutter der Wissenschaften, und wird dann wieder hierher kommen, wo er ein Koncilium halten muß. Dann wird er seinen

---

erbauet. Neben diesem Kloster ist die Kirche der heil. Maria, in Ara Celi genannt, weil der Kaiser Augustus, wie man sagt, daselbst dem Sohn Gottes einen Altar erbauen ließ, unter dem Titel Ara primogeniti Dei. Die Geburt desselben soll er aus den Sibyllinischen Büchern erfahren haben; andre sagen, eine Sibylle habe ihm dieselbe durch eine Erscheinung offenbaret.

seinen Weg wieder über Malland nehmen, und nachdem er zum drittenmal über das Apenninische Gebirge gegangen, zu Genoua ankommen, einer Stadt, die seiner Kenntniß würdig ist; ich kenne keine, wo man mehr Tapferkeit fände: wenn die Einigkeit daselbst herrschte, so könnte man sie die Stadt der Könige nennen. Endlich wird er durch die schönen Felder von Ligurien, durch Cedern- und Palmenwälder, ein Ufer, welches von allen Arten von Spezereyen duftet, an die Gränzen von Italien und Frankreich gelangen."

„Sie werden mir gestehen, daß diese Art zu reisen gar nicht das Ansehen eines Mannes habe, der mit Verdruß und Begierde bald anzukommen reiset. Der Legat ahmet dem Mäander in seinen Umwegen nach, um seine Wohlthaten an mehreren Oertern zu verbreiten, und seinen Geist durch die Abwechselung mehrerer Gegenstände zu ergötzen. Wird es nicht ein großes Vergnügen für Ihren Verbannten seyn, so viele schöne Sachen gesehen, und seinen Ruhm durch seine Gegenwart, welche die gewöhnliche Klippe eines großen Namens ist, vermehrt zu haben? Welch ein Glück für Italien, daß es durch dieses wohlthätige Gestirn erleuchtet worden, zu einer Zeit, da es mit Wolken bedeckt war, und daß es einen großen Mann gefunden, der sein Lob ausbreitet, in einem Lande, wo es ihn nicht gesucht hätte."

„Es ist Zeit zu schließen. Wenn Sie die Abwesenheit dieses großen Mannes beweinen, diese Art von Einsamkeit, in welcher Sie fern von ihm leben, und den Rost, welchen Ihr Geist durch einen gar zu langen Aufenthalt an dem nehmlichen Orte angenommen hat, so beklag' ich Sie. Aber wenn Sie ihm das Vergnügen beneiden, bey uns zu

seyn, und uns das Glück, ihn zu besitzen, so verdienen Sie eine Satyre, weil das Glück anderer Menschen Sie betrübt. In was für einem Zustande Sie sich auch befinden mögen, so trösten Sie sich damit, daß er nicht lange dauern wird. Der nächste Sommer wird Ihnen dasjenige wieder geben, was Sie verloren haben, und uns dasjenige rauben, was wir besitzen; aber nichts wird ein Bild in unserm Herzen auslöschen können, welches so tief in dasselbe eingegraben ist. Sie werden ihn zufriedener, unterrichteter, liebenswürdiger; mit einem Worte, größer, als er ehemals war, durch die Verbindung der Italienischen Gravität mit der Französischen Höflichkeit wieder sehen. Ihre Beredtsamkeit wird ganz zu Lobeserhebungen werden; Sie werden über die weibischen Klagen erröthen, die nur eine einzige Entschuldigung für sich haben; nehmlich die, daß sie in gemeiner Sprache geschrieben sind, welches beweiset, daß Sie nicht Ihrer eignen Denkungsart gefolget sind, sondern der Denkungsart des Volks, dessen Urtheile allezeit blind und unedel sind. Leben Sie wohl, und vergessen Sie uns nicht. Der Arzt Markus, Virgils Landmann, grüßet Sie." (Var. 42.)

Padoua, den 14ten Febr. 1350.

Der Kardinal Legat verrichtete am 14ten Febr. die Cäremonie der Umsetzung des Leichnams des heil. Antonius, nachdem er auf seinem Grabmal, in Gegenwart des Patriarchen von Aquileja, des Erzbischofs von Jadra, der Bischöfe von Verona, von Padoua, u. s. w., eine Rede gehalten hatte. Es war dabey ein ungeheurer Zulauf von Volk. Petrarca, welcher auch dabey zugegen war, bewunderte die Art, mit welcher er die Cäremonie verrichtete. Die Kor-

thusi,

thust, sehr glaubwürdige gleichzeitige Schriftsteller, erzählen viele Wunder, die bey dieser Gelegenheit geschehen seyn sollen. Sie reden unter andern von einem Polacken, welcher vom Schlage gerührt worden, weil er den Heiligen lächerlich gemacht, und nicht eher davon geheilt worden, als bis er ihn angerufen habe. Es ist verdrüßlich, daß Petrarca nichts von diesen Wundern sagt, von welchen er doch ein Zeuge seyn mußte.

Der Kardinal von Boulogne, und einige verdienstvolle Männer, die ihn auf seiner Reise begleitet hatten, unterredeten sich oft mit dem Petrarca, und schilderten ihm bey der Gelegenheit den Zustand von Deutschland, und die Lage, worinn der Kaiser Karl sich befand, ab. Man wird bald sehen, was für Interesse Petrarca dabey hatte, und es ist nöthig, hier einen Begriff davon zu geben.

Man hat gesehen, auf was für Art dieser Herr, durch die Vermittelung und das Ansehen des Pabstes, dem er sich gänzlich ergeben hatte, zum Römischen König erwählt wurde. Seine Wahl wurde streitig gemacht, und der größte Theil von Deutschland fuhr fort, den Ludewig von Bayern für seinen Kaiser zu erkennen, bis auf seinen Tod, welcher am 11ten Oktober 1347 erfolgte, und ihn von einem mächtigen Feinde befreyete. Ludewigs Tod war das Leben Karls, sagt Muratori. (Ann. d'Ital.)

Die Churfürsten, welche in die Wahl Karls nicht gewilliget hatten, wählten Anfangs den König von England, Eduard, welcher es aber ausschlug; darauf den Markgrafen von Meißen, Friedrich, welcher für zehntausend Mark Silber, welche Karl ihm gab, seinem Recht entsagte.

Endlich

Endlich fiel ihre Wahl auf den Günther, Grafen von Schwarzburg in Thüringen, welcher sich auch mit Karln verglich, und kurze Zeit nachher, durch seinen Arzt vergiftet, starb; so daß der Kardinal von Boulogne, als er im Jahre 1349 in Deutschland kam, Karln im ruhigen Besitz des Reichs antraf. Der Tod oder der Vergleich hatten ihn von allen seinen Mitbewerbern losgemacht. Er hatte seine Residenz zu Prag genommen, einer angenehmen Stadt an der Moldau, und der Hauptstadt seines Königreichs Böheim; hier geschahen die Unterhandlungen, welche der Pabst dem Kardinal Legaten aufgetragen hatte.

Klemens VI, welcher Ursach hatte, mit der Unterwürfigkeit dieses Herrn und seinen guten Gesinnungen gegen den heil. Stuhl zufrieden zu seyn, wollte, daß er nach Italien kommen sollte, in der Absicht, ihn den Viskomti entgegen zu setzen, die sich an die Spitze der Gibellinischen Parthey gestellt hatten, und die Guelfen sehr beunruhigten. Er hatte an ihn geschrieben, um ihn dazu zu überreden; allein seine Lage erlaubt' es ihm damals nicht, dieses Unternehmen auszuführen. Es waren noch Unruhen in Deutschland übrig, die er zerstreuen mußte; außerdem hatt' er sich durch die Geschenke, welche seine Wahl ihm gekostet hatte, erschöpft, und war also von Geld entblößt. Die neuen Zölle und Auflagen, die er einführen wollte, um sich wieder etwas zu verschaffen, fanden vielen Widerspruch, und zogen ihn nicht aus dem elenden Zustande, wovon man ein Beyspiel erzählt, welches unglaublich scheint.

Als er aus Worms abreiste, wurd' er von dem Fleischer angehalten, welcher, während seines Aufenthalts in dieser

fer Stadt, das Fleisch für sein Haus angeschaffet hatte. Das Volk nahm sich der Sache des Fleischers an, und machte einen Aufruhr. Karl, welcher nur ein kleines Gefolge bey sich hatte, suchte einen Vergleich zu machen; aber der Fleischer bestand darauf, daß er gleich bezahlt seyn wollte. Der Kaiser sah sich also genöthigt, zu der Börse des Bischofs seine Zuflucht zu nehmen, welcher für ihn bezahlte.

Man muß gestehen, daß ein Prinz, der sich in solchen Umständen befand, wenig im Stande war, Italien zu bezwingen, und seine Rechte in demselben geltend zu machen. Indessen verlor Petrarca seine Lieblings-Schimäre, die Wiederherstellung des Römischen Reichs, nicht aus den Augen. Man hat gesehen, daß, nach seinen Grundsätzen, Rom immer die Welt beherrschen sollte. Es fehlte wenig, so hätt' es unter dem Rienzi seine alte Hoheit und Macht wieder bekommen. Es ist sehr glaublich, daß etwas mehr Muth und Beharrlichkeit von Seiten des Tribunen, und weniger Stolz und Eitelkeit, dieses Wunder gewirkt haben würden; aber jetzt war nicht mehr daran zu denken. Rom hatte selbst den Götzen zerstört, welchen es erhoben hatte. Rienzi kam gar nicht mehr in Betrachtung; man wird bald sehen, was nach seinem Fall aus ihm geworden.

Petrarca sah sich also genöthigt, nach einem andern Gegenstande, der seine Schimären realisiren könnte, sich umzusehen, und hielt den Kaiser Karl für den schicklichsten, seine grossen Absichten zu erfüllen. Man muß gestehen, daß die Umstände, worinn sich damals Italien befand, seinen Ideen sehr günstig waren.

Karl, als Kaiser, war immer das Oberhaupt der Gibellinen, und seine Verbindungen mit dem Pabst brachten

auch

auch die Guelphen auf seine Seite. Die vornehmsten Italienischen Städte, welche unter dem Joch ihrer Tyrannen seufzeten, wünschten ein Oberhaupt, zu welchem sie ihre Zuflucht nehmen könnten. Diese Tyrannen selbst waren müde, sich unter einander zu bekriegen, und schmeichelten sich, daß der Kaiser, wenn er die Regierung von Italien übernähme, die Ruhe wieder herstellen würde. Rom, welches in den schrecklichen Zustand, woraus Rienzi es auf einen Augenblick befreyet hatte, zurückgefallen war, sahe keine andre Hülfe, als die Rückkehr seiner beiden Oberhäupter, und wünschte, daß sie ihren Wohnsitz in dieser Hauptstadt der Welt aufschlagen mögten. Florenz selbst, welches sonst so eifersüchtig auf seine Freyheit war, und die Kaiser, deren Joch es abgeworfen hatte, nicht erkennen wollte, bat Karlen in Italien zu kommen, weil es ihn den Viskomti, den Herrn von Mailand, deren Macht es fürchtete, und die es anzufallen drohete, entgegen stellen wollte.

Petrarca wünschte eben so begierig, den Kaiser in Italien zu sehen, als er einige Jahre vorher den glücklichen Fortgang der Unternehmung des Rienzi gewünscht hatte. Er hätte gern an ihn geschrieben; aber er wollt' es nicht wagen, weil er nicht die Ehre hatte, von ihm gekannt zu seyn, wiewohl er ihn zu Avignon, als er daselbst um das Reich anhielt, gesehen hatte.

Er sahe wohl ein, daß es ihm nicht zukäme, sich in Sachen von der Art zu mengen. Er hatte dazu weder Beruf noch Ansehn. Folgende Ursachen aber bewogen ihn endlich zu reden. Man findet sie in einem Briefe, welchen er lange nachher an den Pabst Urban V schrieb.

„Wenn

„Wenn die Sache ein öffentliches und allgemeines Wohl betrifft, und die Großen ihre Pflicht nicht thun, so ist es besser, daß die Kleinen reden, als daß Jedermann schweiget. In dem allgemeinen Schiffbruch, worinn ich mein Vaterland erblickte, glaubt' ich, indem ich mehr meinen Eifer und meine Liebe, als meinen Stand und meine Kräfte zu Rathe zog, daß es mir erlaubt sey, ja daß es mir zukäme, meine Stimme zu erheben, weil diejenigen, welche es thun sollten, es nicht thaten. Wenn ihr Rang sie über mich erhebt, so giebt mein Eifer mir den Vorzug vor ihnen. Ich glaubte, daß ich wenigstens durch mein Geschrey und meine Thränen die verlassene Republik vertheidigen müßte. Ich sagte: Wenn Gott meine guten Absichten unterstützt, so werd' ich meinem Vaterlande nützlich seyn; man hat oft eine einzige Stimme die größten Wirkungen hervorbringen sehen. Schlägt mir aber meine Hoffnung fehl, so hab' ich doch wenigstens meinen Schmerz erleichtert." (Sen. L. 7. Ep. 1).

Diese Idee rührte ihn so lebhaft, daß er glaubte, seine Ehre erfordere es, daß er den Kaiser ermuntere, seine Pflicht zu thun, und ihm so gar Vorwürfe machte, wenn er sie nicht thäte; er fürchtete sich vor der Nachwelt. „Ich will lieber, sagt' er, daß sie ihm seine Trägheit, als daß sie mir mein Stillschweigen vorwerfe." (Ibid.) Hier ist der Brief, welchen er von Padoua, einige Tage nach der Abreise des Kardinals von Boulogne, an ihn schrieb.

„Mit Zittern schreib' ich diesen Brief, wenn ich bedenke, von wem er kömmt, und an wen er gerichtet ist. In der Finsterniß, worinn ich mich befinde, werd' ich von dem Glanz Deines Namens geblendet. Es sey drum, die Liebe verban-

net die Furcht; dieser Brief wird zu Dir gelangen, und Dich wenigstens mit meinem Eifer und meiner Treue bekannt machen. Lies ihn, ich beschwöre dich darum; Du wirst nicht die schaalen Schmeicheleyen darinn finden, die ich wie die Pest der Könige betrachte, und die Dir verhaßt sind; dieses ist eine Kunst, die ich nicht kenne; Du wirst nur Klagen und Vorstellungen von mir hören. Du hast uns vergessen, ich sage mehr, Du hast Dich selbst vergessen, indem Du nicht auf Italien achtest. Wir schmeichelten uns, der Himmel habe Dich gesandt, uns die Freyheit wieder zu geben; es scheint aber, daß Du Dich dieser Sendung weigerst, und anstatt zu handeln, verlierst Du die Zeit mit Berathschlagungen "

„Du siehest, mit was für einer Zuversicht ein verborgener Mensch zu Dir redet, der nicht einmal den Vortheil hat, von Dir gekannt zu seyn. Weit entfernt, meine Freyheit zu tadeln, mußt du vielmehr deinem Charakter und deiner Denkungsart Dank wissen, die mir diese Zuversicht einflößet. Warum wolltest Du die Zeit mit Berathschlagungen verlieren? Es scheint, daß Du wegen der Zukunft sicher seyn könnest; und Du weißt, daß der glückliche Erfolg der wichtigsten Dinge oft von einem Augenblicke abhängt; daß oft ein einziger Tag hinreicht, Unternehmungen zu Stande zu bringen, welche ganze Jahrhunderte gereift haben. Glaube mir, deine Ehre und das Wohl der Republik, deine und unsere Angelegenheiten erlauben keinen Verzug. Du bist noch jung; aber die Zeit fliehet schnell dahin; das Alter wird Dich überfallen, wenn Du am wenigsten daran denkst. Fürchtest Du, gar zu bald ein Unternehmen anzufangen, wozu das längste Leben kaum hinreichen wird?"

„Das

„Das Römische Reich, welches durch so viele Stürme beunruhiget, so oft durch eine falsche Ruhe betrogen worden, setzet endlich seine ganze Hoffnung auf Dich. Es athmet unter den Schatten deines Namens ein wenig auf; aber die Hoffnung allein kann es nicht unterstützen. Du kennest die Größe Deines Unternehmens; eile daher, es so bald als möglich zu Stande zu bringen. Laß Dich durch die Liebe Deines Vaterlandes, durch die Sorge für Deine Staaten jenseits der Alpen nicht zurückhalten! Wenn Du Deutschland siehest, so denk' an Italien. Wenn das eine Dich geboren werden sah, so hat das andere Dich erzogen. Wenn Du in dem einen König bist, so bist Du König und Kaiser in dem andern. Es sey mir vergönnt, es zu sagen, ohne die andern Nationen zu beleidigen! Hier ist das Haupt deiner Monarchie; an jedem andern Orte wirst Du nur die Glieder derselben finden. Welch ein herrlicher Entwurf, diese Glieder mit ihrem Haupte wieder zu vereinigen!"

„Ich weiß, daß jede Neuerung Dir verdächtig ist; aber was ich Dir jetzt vorstelle, ist nichts neues für Dich. Italien ist Dir eben so bekannt, wie Deutschland. In deiner ersten Kindheit brachte Dein erhabner Vater Dich dahin, und lehrte Dich unsere Städte und unsere Sitten kennen; in diesem Lande gab er Dir den ersten Unterricht in der Kriegskunst. Und was unglaublich ist! in der Blüthe Deiner Jugend trugest Du hier die größten Siege davon; eine glückliche Vorbedeutung von dem, was Du in Zukunft hoffen konntest! Könntest Du dich jetzt fürchten, in ein Land zu gehen, wo Du von Deiner Kindheit an triumphirt hast?"

„Nie hat Italien mit so vieler Begierde die Ankunft eines fremden Prinzen gewünscht. Du bist seine einzige Hoff-

nung, es fürchtet Dein Joch nicht. Warum sollt' ich nicht sagen, was ich denke, da ich überzeugt bin, daß Du es billigen werdest. Durch eine besondere Gnade des Himmels sind wir endlich wieder zu unserm alten Rechte gekommen, von einem Fürsten unserer Nation regiert zu werden. Deutschland sage, was es will! Italien ist Dein Vaterland. Eile demnach, seine Wünsche zu erfüllen. Laß sie nicht durch eine lange Erwartung erkalten. Nimm den Cäsar, welchen Du liebest, zum Muster. Dieser erste Stifter des Reichs bewies eine so große Geschwindigkeit in seinen Unternehmungen, daß er zuweilen den Kourieren, die er abschickte, zuvor kam. Du sollst keinen Andern abschicken; Dich selbst wollen wir haben."

„Wenn Du die Tugend liebst, wenn Du nach Ruhm begierig bist, wie ich nicht zweifeln kann, (so sagte Cicero zum Cäsar) so fliehe keine Arbeit und Beschwerde; sie sind der einzige Weg, Tugend zu erwerben und Ehre zu erlangen. Eile nach Italien, ihm den Frieden wieder zu geben; Du hast kein größeres, kein wichtigeres Geschäfft, als dieses; kein Unternehmen, welches schicklicher für Dich sey, welches Dir mehr Ehre mache, wozu Du besser im Stande seyst. Nichts kann einen Geist, wie den Deinigen, würdiger beschäfftigen. Wenigstens mache hiermit den Anfang, wiewohl ich nicht sehe, wenn Italien den Frieden hätte, was Dir noch zu thun übrig wäre. Siehe Rom zu deinen Füßen: diese alte Matrone, bleich und entstellt, mit zerstreuten Haaren, mit zerrissenen Kleidern, redet Dich also an:"

„Cäsar, verachte mich nicht: ich habe ehemals eine große Macht gehabt. Ich habe Gesetze gegeben; ich habe

das

das Jahr getheilt; ich habe gezeigt, wie man Krieg führen müsse. Ich habe fünf Jahrhunderte dazu angewandt, Italien zu bezwingen: in den beiden folgenden hab' ich Asien, Afrika und Europa unters Joch gebracht. Nur durch viele Siege und Blutvergießen hab' ich es so weit gebracht, die Grundstützen meines wachsenden Reichs zu befestigen. (Hier folgt ein langes Verzeichniß ven den Römischen Helden und ihren Thaten).“

„Endlich zum Ziel meiner Wünsche gelanget, hab' ich Alles zu meinen Füßen gesehen. Aber nichts auf der Welt bestehet; eine Ueberschwemmung der Barbaren hat mich in den Zustand gesetzt, in welchem Du mich erblickest; der Himmel sendet Dich, um mich wieder heraus zu reißen. Was zauderst Du noch? Nie hab' ich der Hülfe nöthiger gehabt, als jetzt; Niemand ist besser im Stande, als Du, mir dieselbe zu leisten: niemals sind die Umstände dazu günstiger gewesen. Folge dem Beyspiel jener Helden, welche niemals säumten, die Gelegenheiten zu ergreifen, wo sie Ruhm erwerben konnten. Alexander hatte in Deinem Alter schon den ganzen Orient durchzogen, und eroberte Indien. Scipio Afrikanus war nicht älter als Du, als er Karthago bekriegte, um die drohende Gefahr zu entfernen. Du hast über kein Meer zu schiffen, keinen Hannibal zu bekämpfen. Du wirst keine Hindernisse auf Deinem Wege antreffen; Deine Gegenwart allein wird Dir den Weg bahnen. Welch ein Feld von Ruhm eröffnet sich vor Dir! Heinrich VII, Dein Ahnherr, sieht vom Himmel auf Dich herab; er zählet Tage und Stunden; mich dünkt, ich hör' ihn, wie er zu Dir spricht:“

„Mein theurer Sohn, ich bin noch nicht ganz gestorben, weil Du lebst; jetzt ist noch Hülfe da; siehe Rom in Thränen; stell' es in seinen alten Zustand wieder her. Vollende einen Entwurf, an dessen Ausführung mich mein Tod, der für die Welt trauriger war, als für mich, verhindert hat. Mein Beyspiel diene Dir zur Lehre; warte nicht, bis der Tod Dir zuvor kömmt. Geh, so bald als möglich, über die Alpen. Rom erwartet ihren Gemahl; Italien seinen Retter; alle Rechtschaffenen seufzen nach Dir. Sie werden sich vereinigen, unter Deinen Fahnen zu fechten; die Verbrecher zittern. Gott hat Dir den Ruhm aufbehalten, das auszuführen, was ich angefangen hatte."

Padoua am 24ten Februar, 1350.

Dieser Brief ist schön; es ist unmöglich, mit mehrerer Kunst und Stärke alle Bewegungsgründe zu vereinigen, die den Kaiser bewegen mußten, nach Italien zu gehen. Man wird sehen, was er ausgerichtet hat.

Einige Tage nachdem er ihn geschrieben hatte, begab er sich nach Verona, um seinen Sohn und seine Freunde zu besuchen. Aus dieser Stadt schrieb er, unterm 12ten März, einen Brief an den Sokrates, worinn er berechnet, wie viele Freunde die Pest ihm übrig gelassen, und beweiset, daß er sich nicht schmeicheln könne, eine Vereinigung mit ihnen zu Stande zu bringen; er bittet ihn daher, daß er zu ihm nach Italien kommen mögte, um sich zu Parma, zu Padoua, oder an irgend einem andern Orte, wenn diese beiden Städte ihm nicht gefielen, mit ihm niederzulassen.

Diese Freunde, welche er noch übrig hatte, waren

Barbato von Sulmona, Lälius, Guido Settimo, Franz Rinucci, und Johann Boccaccio.

Barbato wohnte mit seiner Frau zu Sulmona, und konnt' es nicht verlassen. Lälius war zu Rom, wie ich schon gesagt habe, mit der Regierung der Republik beschäfftigt. Guido Settimo folgte immer dem Hofe zu Avignon, wo er sein Glück erwartete. Franz Rinucci und Johann Boccaccio, waren zwey Florentiner, mit denen er seit kurzem in Verbindung getreten war, und die man bald näher kennen lernen wird. Sie waren ihrem Vaterlande so sehr ergeben, daß nichts sie hätte aus demselben wegreißen können. Sokrates war also seine einzige Hoffnung. Aber ungeachtet seiner Freundschaft für den Petrarca, und der vieljährigen Gewohnheit bey ihm zu leben, konnten doch die stärksten Bitten, so oft sie auch wiederholt wurden, ihn nie bewegen, nach Italien zu gehen. Er bestand immer darauf zu Avignon zu bleiben.

Petrarca kehrte bald darauf wieder nach Padoua zurück, um daselbst die Ankunft des Kardinals von Boulogne zu erwarten, welchem er versprochen hatte, ihn daselbst wieder zu sehen. Der Legat kam in den letzten Tagen des Aprils an. Er hatte ein Koncilium der Bischöfe seiner Legation zusammen berufen, dessen Gegenstand war, die Faktionen, welche Italien trennten, zu zerstreuen, und das gute Verständniß zwischen dem Patriarchen von Aquileja und dem Grafen von Görz wieder herzustellen. Dieses Koncilium wurde am 10ten May gehalten, und richtete nichts aus. Die Italienischen Kriege dauerten fort, und der Graf von Görz ließ den Patriarchen von Aquileja auf seiner Rückreise

von Padoua ermorden: also hatte dieses Koncilium, welches mit so großen Zurüstungen zusammenberufen wurde, weiter keinen Nutzen, als daß einige Kanones zur Verbesserung der Sitten der Geistlichen und zur Pracht des Gottesdienstes gemacht wurden.

Nachdem der Kardinal geistliche und zeitliche Gnaden mit vollen Händen ausgetheilt hatte, nahm er über Mailand und Genoua seinen Rückweg nach Avignon. Die größten Herren von Italien begleiteten ihn; er hatte eine große Menge der angesehensten Personen aller Stände in seinem Gefolge; allenthalben, wohin er kam, erwies man ihm die größten Ehrenbezeugungen.

Petrarca, welcher kein Hoffmann war, begleitete den Prälaten aus Ergebenheit und aus Erkenntlichkeit für die vielen Gütigkeiten, womit er ihn überhäufte. Der Kardinal unterhielt sich sehr gerne mit ihm, und zog ihn oft wegen seines Enthusiasmus für sein Vaterland auf.

Als sie an das Gebiet von Verona bey dem See von Gardia gekommen waren, wurd' er von der Schönheit des Ortes so sehr gerührt, daß er einen Augenblick daselbst verweilen wollte; es ist in der That eine der schönsten Gegenden von Italien. Er stieg auf einen Rasenhügel, und betrachtete von demselben die verschiednen Gegenstände, die sich seinen Augen darstelleten; die Alpen, noch im Junius mit Schnee bedeckt; der See von Gardia, welcher, gleich dem Meere, der Ebbe und Fluth unterworfen ist; auf beiden Seiten reiche Hügel, fruchtbare und wohl angebaute Thäler. Man muß gestehen, sagte der Legat, indem er sich zu Petrarca'n wandte, daß Ihr Land schöner und reicher ist,

als das unsrige. Bey diesen Worten glänzte die Freude aus Petrarca's Gesichte: aber man muß auch gestehen, setzte der Kardinal hinzu, vielleicht um diese unbedachtsame Freude ein wenig zu mäßigen, daß das unsrige ruhiger ist. Das ist wahr, antwortete Petrarca mit seiner eigenthümlichen Freymüthigkeit; aber wir können diese Ruhe, deren Sie genießen, haben, so bald wir wollen; aber es hängt nicht von Ihnen ab, sich die Schönheiten zu verschaffen, welche die Natur an uns verschwendet hat.

Der Kardinal lächelte und setzte seinen Weg fort. Petrarca kehrte, nachdem er Abschied von ihm genommen hatte, nach Parma zurück. Zu Mantoua, wo er durch kam, schrieb er unterm 8ten Jun. einen andern Brief an den Sokrates, um ihm einen jungen Abt von Auvergne, den er im Gefolge des Kardinals gesehen, und während seines Aufenthalts zu Padoua Freundschaft mit ihm gemacht hatte, zu empfehlen. Es war, wo ich nicht irre, Peter von Rainzeville, ein Benediktiner und Abt zu Dijon.

Petrarca schildert ihn dem Sokrates wie einen Mann, der in aller Absicht viele Verdienste besaß, dessen Freundschaft er als einen Schatz betrachtete, den er mit ihm theilen wollte, weil, nach seinen Grundsätzen, Güter dieser Art unter Freunden gemein seyn sollten. „Gehen Sie zu ihm, sagt er, er wird sogleich den Sokrates in Ihnen erkennen, von dem ich so oft mit ihm geredet habe: Sie werden gewiß von ihm bezaubert werden, und mir Dank wissen, daß ich Sie mit einem Manne bekannt gemacht, dergleichen ich, nach so langem Suchen, noch nie gefunden habe. Es ist freylich eine große Unbesonnenheit von mir, zween Männer zu ver-

einigen, die, wenn sie zusammen leben, und einer des andern Tugenden bewundern, die gute Meynung, die sie von mir etwa gefaßt haben, verlieren müssen; aber ich tröste mich mit der Hoffnung, daß ihre Freundschaft gegen mich zunehmen wird. Was ich auf der einen Seite verliere, werd' ich auf der andern wieder gewinnen." (Fam. L. 9 Ep. 9 M. R.)

Nachdem er diesen Brief geschrieben, reist' er von Mantoua ab, um die Nacht zu Luzara zuzubringen, welches nur fünf Lieues von da am Po belegen ist. Die Herren dieser Stadt, welche, wo ich nicht irre, Gonzagas waren, erwarteten ihn zum Abendessen, und hatten einen Kourier an ihn abgeschickt, der ihn dazu einladen mußte. Er hatte alle mögliche Mühe, daselbst anzukommen. Der Südwind hatte den Schnee geschmolzen; und der Po, welcher ausgetreten war, hatte die Wege mit einem dicken Schlamm angefüllt, worinn die Pferde stecken blieben.

Man empfieng ihn aufs prächtigste: das Souper war sehr kostbar; seltene Speisen, fremde Weine, wohlschmeckende Zurichtung, ein freundlicher Wirth und viel Lustigkeit. Eine Kleinigkeit aber kann oft das schönste Fest, und die Frucht eines großen Aufwandes verderben. Das Souper wurde in einem tiefen und feuchten Saale gegeben, den die Fliegen und alle Arten von Insekten in Besitz genommen hatten: um das Uebel voll zu machen, kam ein Heer von Fröschen, die der Geruch der Speisen ohne Zweifel aus ihren Löchern gelockt hatte, und betäubte die Gesellschaft durch ihr Gequacke. Man konnte also nicht am Tische aushalten, und mußte aufstehen, ehe das Souper geendigt war.

Petrarca begab sich um Mitternacht in sein Zimmer, und wünschte nichts so sehr, als zu schlafen; aber ein Gewisser,

wisser, der nach Rom wollte, um eine Erlassung seiner Dienste zu erhalten, bat ihn um ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund Lälius, welches er auch noch, eh' er sich niederlegte, schrieb. In diesem Briefe, der von Luzara am 20ten Jun. datirt ist, hab' ich die lustige Beschreibung dieses Soupers, welches ungeachtet des guten Willens der Wirthe, so übel ablief, gefunden.

Den folgenden Tag reist' er von Luzara nach Parma ab, wo er noch an eben dem Tage ankam; denn es ist nur acht Lieues davon. Man sieht aus den Original-Fragmenten seiner Poesien, die Ubaldini herausgegeben hat, daß er sich den Sommer über, den er in dieser Stadt zubrachte, damit beschäfftigte, dieselben auszufeilen.

Er erwartete daselbst das Ende der großen Hitze, um sich nach Rom zu begeben, um das Jubiläum zu gewinnen. Um diese Reise angenehmer zu machen, suchte er Personen auf, mit denen er Gesellschaft machen könnte. Er schrieb deßwegen an seinen Freund Wilhelm von Pastrengo, um ihn dazu einzuladen. Sein Brief ist in Lateinischen Versen, und enthält die allerdringendsten Bewegungsgründe. Dieser Freund wünschte nichts mehr, als mit dem Petrarca bey einer so schönen Gelegenheit nach Rom zu reisen; aber er hatte sich zu Verona niedergelassen; er hatte Frau und Kinder. Seine ganze Familie widersetzte sich dieser Reise; es war ihm unmöglich, dieses Hinderniß zu überwinden.

Da also Petrarca den Wilhelm von Pastrengo nicht zum Reisegefährten haben konnte, so macht' er Gesellschaft mit einem alten Abt, der wegen seines Alters und seiner

Würde ehrwürdig war, und einigen andern Personen, die wegen ihrer Erfahrung im Reisen ihm viel Verdrüßlichkeiten ersparen konnten.

Sie nahmen ihren Weg durch Toskana, und hielten sich zu Florenz auf. Petrarca war begierig, sein Vaterland wieder zu sehen, welches er in einem so zarten Alter verlassen, daß er nur noch sehr dunkele Begriffe davon hatte. Seine Mitbürger, die sich der Ungerechtigkeit, womit man seinem Vater begegnet war, schämten, waren willens, ihm sein väterliches Gut, welches, wie man oben gesehen hat, eingezogen war, wieder zu erstatten; aber sie thaten es nicht. Die Sache war mehrmals in Vorschlag gebracht, aber immer unter verschiednen Vorwänden aufgeschoben. Die Guelphische Parthey, welche die Oberhand hatte, fand immer Mittel, den Vorschlag zu vereiteln.

Petrarca hatte in dieser Stadt Freunde, die, wiewohl sie noch nicht lange im Besitz seines Herzens gewesen, doch schon weit darinn gekommen waren; worinn das Bedürfniß, seinen erlittenen Schaden zu ersetzen, ihnen ohne Zweifel sehr behülflich gewesen war. Da diese neuen Freunde künftig eine große Rolle in Petrarca's Leben spielen werden, so ist es nothwendig, daß man sie kenne. Die vornehmsten derselben sind Zanobi von Strata, Franz Nelli, und Johann von Certaldo.

Zanobi von Strata war zu Florenz geboren, wo sein Vater Johann die Grammatik mit vielem Beyfall bis an sein Ende gelehrt hatte. Zanobi setzte die Profession seines Vaters fort, und übertraf ihn. Die Talente, welche die Natur ihm zur Beredtsamkeit und Poesie gegeben hatte,

führten

führten ihn eine andre Bahn, und verbanden ihn mit allen denen, die durch Rang und Talente die Angesehensten in Toskana waren. Ich werde noch oft Gelegenheit haben, in diesen Nachrichten von ihm zu reden, und meine Leser mit ihm bekannt zu machen.

Franz Nelli war aus dem Hause Rinucci zu Florenz. Sein Vater Nikolaus und sein Aeltervater Nello waren mehrmals Prioren und Gonfalonieren gewesen, welches damals die höchsten Obrigkeiten der Stadt waren. Franz hatte den geistlichen Stand erwählt: er war anfangs Notarius, Richter und Sekretär des Bischofs unter dem Franz von Silvestri. Angelo Acciajoli machte ihn zum Ober-Vikarius. Er war Prior an der Kirche der heiligen Aposteln, die ehemals die Kollegialkirche gewesen war. Es scheint, daß er ein gelehrter, frommer Mann gewesen, und zu Florenz sehr geschätzt worden. Ich habe in der Bibliothek des Königs ein Manuskript gefunden, welches seine Briefe an Petrarca'n enthält, dem er eine Art von Anbetung erwies. Es fehlt aber viel, daß er eben so viel Geist, Geschmack und Kenntnisse besessen, und daß er eben so gut geschrieben hätte, als er. Sein Stil ist dunkel, affektirt und verworren.

Petrarca gab ihm den Namen Simonides. Der Abt Salvini behauptet, dieses sey wegen seiner großen Liebe zu den Musen geschehen.

Johann von Certaldo ist jetzt bekannter unter dem Namen Boccaccio, den ich ihm in diesen Nachrichten geben werde. Certaldo ist der Name eines Flecken, zwanzig Meilen von Florenz, aus welchem seine Familie abstammete.

Man

Man glaubt, daß er zu Paris im Jahre 1313 von einem Mädchen, mit welchem sein Vater einen verbotenen Umgang gehabt, geboren worden. Er studierte die Grammatik unter dem Johann von Strata, und das Kanonische Recht unter dem Cino von Pistoja. Der Geschmack, welchen die Natur ihm für die Poesie und die schönen Wissenschaften gegeben hatte, behielt über die Entwürfe und die Absichten seines Vaters, welcher wollte, daß er sich auf die Handlung oder die Jurisprudenz legen sollte, die Oberhand. Indessen glaubt man doch, daß er zum Doktor der Rechte gemacht worden, und es ist gewiß, daß er sich gleich zur Parthey der Kirche geschlagen. Sein Vater schickte ihn, der Handlung wegen, nach Neapel, wo der König Robert, welcher seine Talente entdeckte, ihn sehr gütig aufnahm, und sich gern mit ihm unterhielt. Dieser Prinz hatte eine Tochter, welche die Frucht der einzigen Schwachheit war, die man ihm vorwerfen kann. Die Geschichtschreiber nennen sie Maria von Arragonien. Boccaccio wurde von ihren Reizen eingenommen; und sie ist es, die er in seinem Philokopo und seiner Fiammetta besungen hat.

Was er während seines Aufenthalts zu Neapel vom Petrarca hörte, machte ihn sehr begierig, ihn kennen zu lernen. Er bediente sich der ersten Gelegenheit, die sich dazu anbot; die Freundschaft war bald geschlossen, und blieb unverändert. Viele Aehnlichkeiten, die sie mit einander hatten, trugen dazu bey, die Bande derselben noch fester zu knüpfen: gleiche Wißbegierde, Geschmack für die Poesie und die schönen Wissenschaften, Antipathie gegen die Rechtsgelehrsamkeit, Widerwillen und Verachtung gegen ihre Zeitgenossen.

nossen. Sie hatten beide viel Freymüthigkeit, Wahrheit und ein sehr zärtliches Herz.

Man hat gesehen, daß Petrarca in der Kirche zu St. Klara bey dem Gottesdienst der Charwoche sich in die Laura verliebte: Boccaccio sah Marien und liebte sie in der Kirche der Franciskaner zu Neapel am Ostertage.

Ich weiß nicht, ob Petrarca und Boccaccio sich bey dieser Gelegenheit zum erstenmal sahen, oder ob sie sich schon sonst irgend wo angetroffen hatten; gewiß aber ists, daß Boccaccio, der Petrarca's Freundschaft begierigst wünschte, ihm lateinische Verse zugeschickt hatte, worinn er sich beklagte, daß er seine Poesieen nicht haben könne, er, der doch begieriger darauf sey, als irgend ein Mensch in der Welt; und doch fand man sie allenthalben. Petrarca's Antwort ist unter seinen lateinischen Versen gedruckt; aber sie hatte sich verirrt, und Boccaccio empfieng sie erst einige Monate nachher.

In der Folge dieser Nachrichten wird man sehen, daß Petrarca mit diesen dreyen Florentinern, welche ihm seine verstorbenen Freunde ersetzen mußten, einen starken Briefwechsel unterhalten. Er reiste gegen die Mitte des Oktobers von Florenz nach Rom ab. Zwischen Bolsena und Viterbo begegnete ihm ein Unglück, welches bald verdrüßliche Folgen gehabt hätte. Er erzählt es selbst in einem Briefe an den Boccaccio folgendergestalt.

„Am 15ten Oktober verließen wir Bolsena, eine kleine Stadt, die jetzt wenig bekannt ist, ehemals aber eine der vornehmsten Städte Etruriens war. Ganz voll von dem Vergnügen, welches mir die Hoffnung gab, in fünf Tagen Rom zu sehen, dacht' ich über die Veränderungen nach,

welche die Jahre in unsrer Denkungsart hervorbringen. Dieß ist nun schon, sagt' ich, meine fünfte Reise nach Rom; vor vierzehn Jahren kam ich zum erstenmal dahin, bloß aus Neugier, die Wunder dieser Stadt zu sehen. Einige Jahre nachher trieb mich die gar zu frühzeitige Begierde, gekrönt zu werden, zum zweytenmal dahin. Die dritte und vierte Reise geschahen aus keinem andern Bewegungsgrunde, als um unglücklichen und verfolgten Freunden Dienste zu leisten. Diese muß glücklicher seyn, weil ich keine andere Absicht habe, als mein ewiges Wohl. Indem meine Seele ganz voll von diesen Ideen war, versetzte das Pferd des alten Abts, welcher mir zur Linken ritt, indem es das meinige schlagen wollte, mir einen Schlag ans Bein unter dem Knie. Der Schlag war so stark, daß man ein Geräusch hörte, als wenn die Knochen zerbrochen wären: dieses Geräusch zog verschiedene Leute herbey, welche ziemlich weit von mir entfernt waren. Ich empfund einen sehr heftigen Schmerz, so daß ich anfangs willens war, nicht weiter zu reiten: aber die Lage der Oerter schreckte mich endlich ab, ich macht' aus der Noth eine Tugend, und ritt so gut ich konnte nach Viterbo, wo wir am 16ten Oktober sehr spät ankamen. Drey Tage nachher schleppte man mich mit vieler Mühe nach Rom."

„So bald ich hier angekommen war, ließ ich die Aerzte kommen, welche bey der Untersuchung der Wunde fanden, daß der Knochen entblößt sey; die Farbe ließ befürchten, daß er zerbrochen sey; das Hufeisen des Pferdes war darinn abgedrückt. Der Geruch dieser vernachlässigten Wunde war so stark, daß ich mir selbst unerträglich war; obgleich die Art von Vertraulichkeit, die wir mit unserm

Körper

Körper zu haben pflegen, uns Dinge erträglich macht, die wir an andern nicht würden ausstehen können. Ich hab' es niemals besser, als bey dieser Gelegenheit eingesehen, welch ein niedriges und verächtliches Thier der Mensch ist, wenn er seinen Körper nicht durch eine edle Seele erhebt." (Fam. L. II. Ep. 1.)

So ungeduldig Petrarca auch war, das Jubiläum zu gewinnen, und noch einmal die Schönheiten Roms, an denen er sich nicht sätigen konnte, zu sehen, so war er doch genöthigt, viele Tage das Bette zu hüten, welche ihm ganze Jahre zu seyn schienen. Er war noch am 2ten November da, als er die Erzählung seines Zufalls, die ich übersetzt habe, dem Boccaccio schrieb. In eben diesem Briefe schildert er seinen Zustand also:

„Die Bewegung ist meiner Gesundheit nöthig; die Ruhe ist mir verhaßt. Aber ach! die traurigen Tage, die ich genöthigt bin, im Bette zuzubringen, scheinen mir in Rom länger zu seyn, als an irgend einem andern Orte. Ich werde nie müde, die Wunder dieser Königinn der Städte zu sehen; je mehr ich sie betrachte, desto leichter glaub' ich das, was die Geschichte und der Ruf uns von ihr erzählen. Eine Betrachtung tröstet mich in meinem Unglück, nämlich die, daß ich meinen Zufall als eine gerechte Strafe Gottes ansehe, welcher will, daß mein Leib hinken soll, nachdem er meine wankende Seele in dem Guten befestiget hat. Mein Beichtvater war zu gelinde mit mir umgegangen; ich hatte diese Demüthigung nöthig, um diesen Fehler wieder gut zu machen. Wenn meine Begebenheit Sie betrübt, so trösten Sie sich mit der Herzhaftigkeit, womit ich sie ertragen habe."

Man sieht aus diesem Briefe, daß Petrarca in der glücklichsten Gemüthsverfassung war, um das Jubiläum zu gewinnen, welches er wie ein heiliges Bad, worinn die Seele alle ihre Flecken abwaschen könne, betrachtete. Sein erhabner Geist und seine Einsichten verhinderten ihn nicht, diesen Schatz der Kirche zu erkennen, welchen die Päbste austheilen; worüber aber die starken Geister unserer Zeit, als über Schimären und pöbelhafte Vorurtheile spotten.

Diese gänzliche Erlassung aller Sünden, welche die Kirche den Gläubigen zu gewissen Zeiten und unter gewissen Bedingungen ertheilt, und welche zu erhalten Petrarca so begierig war, war noch nicht lange eingeführt. Die Gelegenheit dazu war folgende:

Im Anfange des Jahrs 1300 verbreitete sich ein Gerücht zu Rom, daß alle diejenigen, welche die Kirche des heil. Petrus besuchen würden, eine völlige Vergebung erhalten würden, und daß jedes hundertste Jahr diese Kraft hätte; dieses Gerücht erregte einen ungeheuren Zulauf von Menschen nach dieser Kirche.

Bonifaz VIII ließ in seinen alten Büchern nachsuchen, ob sich nicht einige Spuren dieses Gebrauchs darinn fänden; man fand aber nichts a). Man fragte also einen alten Mann von

a) Es scheint, daß dieser Gebrauch von den säkularischen Spielen, welche die alten Römer alle hundert Jahre feyerten, seinen Ursprung genommen. Nach der Einführung des Christenthums fuhr das Volk, welches sehr auf seine Gebräuche hielt, fort, in dem ersten Jahre eines jeden Jahr-

von 107 Jahren, welcher ihm sagte, er erinnere sich noch wohl, daß sein Vater, der ein Arbeitsmann gewesen, im Jahre 1200 nach Rom gegangen, um Erlassung seiner Sünden zu erhalten, und ihm gerathen habe, hundert Jahre nachher, wenn er dann noch am Leben wäre, eben das zu thun. Diese Tradition wurde durch zween alte Männer aus der Diöces Beauvais in Frankreich und durch verschiedne andere in Italien bestätigt.

Bonifaz, welcher mit Vergnügen diese Meynung gemein werden sah, machte, nachdem er das heil. Kollegium zu Rathe gezogen hatte, eine Bulle bekannt, worinn er sagt: „Nach dem getreuen Bericht der Alten erhalten diejenigen große Erlassungen, welche jedes hundertste Jahr die Kirche des vornehmsten der Apostel besuchen: wir erneuern und bestätigen sie alle, und ertheilen denjenigen eine gänzliche Vergebung, welche ihre Sünden bekennen und bereuen, und die Kirchen der Aposteln während dieses Jahres 1300, und alle ersten Jahre der folgenden Jahrhunderte besuchen.“

Dieses ist der wahre Ursprung dieser Erlassung, welche man jetzt Jubiläum nennet; diesen Namen erhielt sie aber nicht eher, als bis der Pabst Klemens VI sie, im Jahre 1343, auf Bitten der Römer, auf jedes 50te Jahr setzte a).

Dieses

Jahrhunderts von allen Orten her nach Rom zu gehen, und verrichtete seine Andacht auf dem Grabe der Aposteln. Es ist erstaunlich, daß man dieses damals nicht wußte, und wahrscheinlich, daß man sich gestellt habe, es nicht zu wissen.

a) Urbanus VI wollte, daß sie alle 33 Jahre erneuert werden

Dieses machte sie dem Jubiläum der Juden, welches alle 50 Jahre gefeyert wurde, ähnlicher. Die Sklaven wurden alsdann in Freyheit gesetzt; die Schulden getilget; ein jeder kam wieder in den Besitz seines Erbguts und seiner Familie.

Wenn man einem gleichzeitigen Schriftsteller, welcher das Leben Klemens VI geschrieben, glauben darf, so hat dieser Pabst, welcher immer prächtig und mit den Schätzen der Kirche, so wie mit seinen eignen, verschwenderisch war, sie bey dieser Gelegenheit ohne Maaß, und auf eine sehr sonderbare Weise ausgetheilt.

Dieser Biograph führt eine andere Bulle an, durch welche der Pabst, „vermöge der Gewalt, die er von den Aposteln überkommen hat, die Seelen derjenigen, welche den Ablaß erhalten, in denjenigen Zustand wieder herstellet, in welchem sie sich gleich nach der Taufe befanden, und er befiehlet den Engeln, sie alsobald in das Paradies einzuführen, ohne sie vorher durch das Fegefeuer gehen zu lassen.“

Diese Bulle enthält noch andere sehr sonderbare Klauseln, welche beweisen, daß sie unächt ist, wiewohl einige Schriftsteller versichern, sie im Original und mit dem Bley in den Kirchen zu Vienne, Poitiers und Limoges gesehen zu haben.

Wie sollte, zum Andenken der Zeit, welche unser Heiland auf der Erde zugebracht. Paul II befahl, aus Rücksicht auf die gebrechliche Natur der Menschen, daß sie alle 25 Jahre offen stehen sollte.

Wie kann man glauben, daß Klemens VI, ein aufgeklärter, kluger und gelehrter Mann, gelitten haben sollte, daß man so handgreifliche Ungereimtheiten in seine Bulle setzte, die ihn dem Gelächter der ganzen Welt ausgesetzt haben würden? Und wenn sie auch durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit von seiner Seite seinem Scharfsinn entwischt seyn sollten, so würde gewiß Petrarca, welcher ihm so sehr ergeben und so eifrig für seinen Ruhm besorgt war, ihn auf diese Ungereimtheiten aufmerksam gemacht, und verhindert haben, daß man sie unter seinem Namen bekannt machte.

Das Jubiläum wurde in den Weihnachten 1349. oder vielmehr 1350 eröffnet, weil das Jahr zu Rom auf diesen Tag seinen Anfang nahm. Der Zulauf der Pilger war außerordentlich groß von Weihnachten bis Ostern; es war beständig ungefähr eine Million da. Die Straßen waren so voll, daß einer durch die große Menge theils zu Fuß, theils zu Pferde mit fortgerissen wurde. Man wurde nicht gewahr, sagt Petrarca, daß die Pest die Welt entvölkert hatte. Der Zulauf verminderte sich etwas im Sommer, wegen der Hitze und der Erndte; aber gegen das Ende des Jahrs nahm er wieder zu: die Leute von Stande kamen zuletzt, und vornehmlich die vornehmen Damen jenseits der Alpen. Die mehrsten nahmen ihren Weg durch die Mark Ankona, wo Bernardino von Polenta, Herr von Ravenna, sie erwartete, und auf eine oder die andere Weise mit ihnen machte, was er wollte.

Der gleichzeitige Geschichtschreiber, welcher uns dieses erzählt, versichert, „daß dieses ihnen nicht begegnet seyn würde, wenn sie zu Hause geblieben wären, weil ein Schiff,

welches allezeit im Hafen ist, niemals Schiffbruch leidet. Ablaß und Reisen, setzt er hinzu, schicken sich nicht für junge Leute." (P. Azar. Chron. fol. 359.)

Die Fremden, welche aus allen Ländern nach Rom kamen, und größtentheils bloß ihre eigne Sprache verstanden, waren wegen der Beichte in großer Verlegenheit. Sie gebrauchten daher Dollmetscher, welche oft dasjenige, was sie gehört hatten, bekannt machten, und man mußte zuweilen ihr Stillschweigen sehr theuer erkaufen. Um diesem Mißbrauch abzuhelfen, hat man Beichtväter zu Rom angeordnet, welche die Sprachen verstehen.

Die Könige von Kastilien, Arragonien, Portugal und Cypern hätten gern das Jubiläum gewonnen, ohne nach Rom zu gehen. Sie schrieben an den Pabst, und baten ihn, ihnen diese Reise zu erlassen; er war geneigt, ihnen diese Erlassung zu bewilligen; aber die Kardinäle widersetzten sich ihm. Er gab ihnen also folgende Antwort: „Meine Brüder, die Kardinäle, welche der Meynung sind, daß diese Vergebung nicht allein für das Heil der Seelen, sondern auch für die Ehre der Heiligen bewilliget werde, haben nicht darein willigen wollen, daß der Besuch ihrer Kirchen erlassen würde." Die Anzahl der Tage zum Besuch der Kirchen ward für die Römer auf 30, für die Italiener auf 15 und für die andern Fremden auf 10 gesetzt.

Der Pabst glaubte, daß er zu den Kirchen des heil. Petrus und Paulus noch die des heil. Johannes im Lateran hinzuthun müsse, „weil, sagt er, Konstantin in derselben getauft und von dem Aussatz gereinigt wurde, und weil, nachdem der Pabst Sylvester sie eingeweihet hatte, das gemalte

malte Bildniß Jesu Christi durch ein Wunder an dem Gewölbe zum Vorschein kam."

Zu Ende des Jahrs dispensirte man alle diejenigen, die sich noch zu Rom befanden, wegen dessen, was ihnen noch an der bestimmten Zeit fehlte. Im folgenden Jahr erstreckte Klemens VI seine Güte und Gefälligkeit noch weiter; denn er ertheilte vielen Personen den Ablaß, welche die Absicht gehabt hatten, deßwegen nach Rom zu reisen, aber daran verhindert waren, unter der Bedingung, daß sie das Geld bezahlten, welches die Reise ihnen gekostet haben würde.

Petrarca sagt, es sey unbegreiflich, wie die Stadt Rom, deren Felder brach lagen, und deren Weinstöcke im vorigen Jahre erfroren waren, das ganze Jahr hindurch diese Menge von Menschen ernähren können, wofür die größten Städte kaum auf einen Tag Nahrung genug gehabt haben würden. Er versichert, der Ueberfluß sey daselbst gegen das Ende noch größer gewesen, als im Anfange.

Die Art, wie die Einwohner von Rom sich bey dieser Gelegenheit betrugen, stimmt mit der Idee, welche Petrarca uns von ihrer Uneigennützigkeit giebt, nicht überein. Matthäus Villani erzählt, daß sie alle Gastwirthe geworden; daß sie sich das Quartier von den Pilgern, sowohl für sie, als für ihre Pferde sehr theuer bezahlen lassen, und was noch schlimmer ist, daß sie den Fremden nicht erlaubt hätten, Lebensmittel in Rom zu bringen, um diejenigen, welche sie verkauften, immer in einem außerordentlich hohen Preise zu halten. Kurz, er beschuldigt sie, daß sie alle Arten von Betrug und Alleinhandel angewandt, welches, mit den Beschwerlichkeiten der Reise und der

Hitze zusammengenommen, ein großes Sterben verursachte. Meyer versichert, daß von allen diesen Pilgern nicht der zehnte Theil zurückgekommen sey.

Gott fand es nicht für gut, bey dem zweyten Jubiläo das Wunder zu erneuern, welches er bey dem ersten gethan hatte. Ein Manuskript der Vatikanischen Bibliothek, welches der Kardinal Baronius anführt, erzählt, „daß zu Rom im Jahre 1300, obgleich die Menge der Pilger so unzählig gewesen wie der Sand am Meer, doch niemals der geringste Mangel gewesen, und was das besonderste ist, je mehr die Anzahl der Pilger zugenommen, desto größer wurde der Ueberfluß an Lebensmitteln, und desto mehr fiel ihr Preis:“ welches dieser Schriftsteller daher auch einem Wunder der göttlichen Gnade zuschreibt. Man sieht, daß sich bey dem Jubiläo von 1350 durch die Habsucht der Römer das Gegentheil zutrug.

Die Noth stieg so hoch, daß der Kardinal Legat von Ceccano ihr durch eine Menge von Erlassungen, wodurch die bestimmte Zeit verkürzt wurde, abzuhelfen suchte. Die Römer waren darüber so unzufrieden, daß sie eine Art von Aufruhr gegen den Kardinal machten; sein Pallast wurde angefallen; einige Tage nachher, als er über die Straße gieng, schoß man zween Pfeile aus einem Gitterfenster auf ihn ab, von denen der eine durch seinen Hut gieng. Aus Furcht verließ er Rom, und starb auf dem Wege nach Neapel, wie man glaubt, an Gift.

Petrarca, welcher sich genöthigt sahe, das Bette zu hüten, und nicht wußte, womit er sich beschäfftigen sollte, hatte den Einfall, an den Varro, den gelehrtesten Römer,

von

von dem wir so wenig übrig haben, einen Brief zu schreiben. Er ist also datirt: Von Rom, der Hauptstadt der Welt, welche dein Vaterland war, und auch das meinige geworden ist, am 1ten November 1350. Petrarca redet mit ihm in diesem Briefe von seinem Buche über göttliche und menschliche Dinge, welches ihm seinen großen Ruhm verschaffet hat, aber nicht bis auf uns gekommen ist. Er versichert, daß er es in seiner Kindheit gesehen; er vermuthete auch, wo es seyn könnte; es scheint aber nicht, daß er es wiedergefunden habe. Man hatte damals nichts von diesem Schriftsteller, welcher über alle Arten von Materien so vieles geschrieben hatte, als einige Fragmente in einem sehr schlechten Zustande.

Ich glaube, daß Petrarca zu eben dieser Zeit seine Sapphischen Verse an den Horaz gemacht hat, in welchen er alle seine Werke durchgeht, und sie sehr erhebt. Man findet sie am Ende seiner Briefe, die zu Lyon oder zu Genev im Jahre 1601 gedruckt worden.

So bald es ihm erlaubt war auszugehen, hatt' er nichts angelegeners, als die Kirchen zu besuchen, um das Jubiläum zu gewinnen. Man muß ihn selbst erzählen hören, was für gute Wirkungen dieses auf seine Seele hatte.

Nachdem er von seiner Liebe für das Frauenzimmer geredet, sagt er; „Gott hat mich nach dem Jubilão ganz und gar davon befreyet. Ungeachtet meiner jugendlichen Munterkeit hat mich diese Pest dergestalt verlassen, daß ich seit der Zeit das Frauenzimmer mehr hasse, als ich es jemals geliebt habe; und mich schaudert vor Schaam und Schmerz, so oft ich mich dieser Schande erinnere.“ (Sen. L. 8, Ep. 1.)

Ich weiß nicht, ob es zu wünschen wäre, daß das Jubiläum die nehmliche Wirkung auf alle Männer äußerte. Was Petrarca'n anbetrifft, so ist gewiß, daß er von dieser Zeit an keinen Umgang mehr mit dem schönen Geschlecht unterhielt, für welches die Natur ihm so viele Neigung gegeben hatte. Man kann sich nicht enthalten, die frommen Gesinnungen, in welchen er diese heilige Pilgerschaft unternahm, zu bewundern. „Ich reiste mit inbrünstigem Eifer ab, sagt er in seinem Briefe an den Boccaccio, weil ich meinem sündlichen Leben, welches mich mit Schaam überhäufte, ein Ende machen wollte und ich hoffe, daß nichts die festen Entschließungen, die ich gefaßt habe, wird ändern können."

Man findet in Petrarca's Werken gar keine Nachricht von dem, was er während seines Aufenthalts in Rom gethan. Man hat Ursach zu glauben, daß er oft bey seinem Freunde Lälius gewesen, welcher sich seit dem Tode des Kardinals Kolonna dahin begeben hatte, und an den Geschäfften der Stadt Antheil nahm. Dieser rechtschaffene Mann hatte Ursach, sich über den Hof zu Avignon, und vornehmlich über die Kardinäle zu beklagen; man sieht es aus einem Briefe, welchen Petrarca an ihn schrieb, als er den Entschluß gefaßt hatte, in sein Vaterland zurück zu kehren. Hier ist er; ich glaube, daß man ihn mit Vergnügen lesen wird. Er ist ohne Addresse und Datum unter den Briefen sine titulo gedruckt. Aber man sieht leicht, daß er an keinen andern, als an den Lälius seyn kann.

„Ich wollte, daß Sie von der Freude, worein die Nachricht Ihrer Rückkehr in Ihr Vaterland mich versetzt, ein Zeuge seyn könnten. Ich konnte nichts erfahren, das

mir

mir mehr Vergnügen gemacht hätte. Es kam einem Manne, wie Sie sind, zu, diesen Abschaum von Lastern zu verlassen; diese Ungeheuer, die sich mit dem Blut der Menschen mästen; diese Fischer, die, anstatt Menschen zu fischen, in den Wollüsten und Reichthümern schwimmen; um in diese Hauptstadt der Welt, die immer, selbst mitten unter ihren Ruinen noch herrlich und ehrwürdig ist, zurück zu kehren. Sie konnten nichts bessers thun, als jenen schändlichen Kerker zu verlassen, welcher nicht werth war, Sie zu besitzen, und Ihrem Vaterlande einen Bürger, der seiner würdig ist, wieder zu geben. Nun sind Sie also endlich aus diesem schrecklichen Labyrinth heraus; man wird Sie nicht wieder in demselben sehen, wenn ich noch etwas über Sie vermag; wenn Sie Ihre Ruhe, Ihre Freyheit lieben; wenn Ihr Leben und Ihre Ehre Ihnen theuer sind."

„Ueberlassen Sie sich der Fürsehung; verfolgen Sie den Weg, welchen Sie genommen haben, und Sie werden gewiß, ungeachtet der Schwierigkeiten der Wege und der Bemühungen des Neides in den Hafen kommen. Man wird sie verschmachten sehen diese Neider, welche, gleich dem Tantalus, mitten unter ihren übel erworbenen Schätzen vor Hunger und Durst vergehen; sie werden über Ihre Gleichmüthigkeit in allen Umständen erstaunen, und endlich erkennen, daß das Glück über einen beherzten Mann nichts vermag. Nachdem sie ein kurzes Leben in Finsterniß, Schrecken und Verachtung zugebracht haben, werden sie umkommen; ihre Namen werden mit ihnen begraben werden; sie werden den Furien und den Gewissensbissen überlassen seyn, welche sie ohne Aufhören zerreißen, und also Sie, und alle Rechtschaffenen, und die Welt, welche sie geplündert haben,

rächen werden. Wenn ich etwas voraussagen kann, so nahet diese Zeit heran; der Gott der Rache ist nicht fern."

„Ich erinnere mich, was ich einst zu einem Manne dieses Standes (dem Kardinal Kolonna) sagte, mit welchem Sie durch das Geblüt, ich durch Gesinnungen und Dienste verbunden war: man kann von ihm sagen, daß er der Beßte der Menschen unter den allerschändlichsten war. Ich kündigte ihm den Tag als nahe an, da dieser Stand, nachdem er die Geduld Gottes durch seinen Uebermuth und seine Verbrechen ermüdet, zu Grunde gehen würde. Sie wissen, daß er leicht aufgebracht wurde; er antwortete mir daher mit einem zornigen Lächeln: Ich wollte lieber, daß Sie blind, wie Tiresias, als daß Sie ein so guter Wahrsager wären, als er. Wissen Sie nicht, was Christus zum Petrus sagt? Simon, ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Ich antwortete ihm: Nicht der Glaube wird aufhören, sondern die Feinde des Glaubens; von ihnen red' ich. Schweigen Sie, sagt er, indem er seine ernsthafte Miene annahm; wenn das geschieht, so wollen wir wenigstens nicht Schuld daran seyn. Wenn er jetzt noch lebte, so würd' er mich einen Propheten nennen. Die Sachen sind an ihr Ende gekommen. Schon zu lange spielt man mit Rom und dem menschlichen Geschlecht, und tritt Wahrheit und Tugend unter die Füße. Die Barbaren haben lange genug geherrschet; es ist Zeit, daß diese Komödie ein Ende nehme, und daß alles wieder in Ordnung komme. Mögt' ich es noch sehen, und dann sterben!" (Ep. sine tit. 14.)

Das ist sehr heftig gegen den Hof von Avignon, für welchen Petrarca den größten Abscheu gefaßt hatte. Ich

weiß

weiß nicht, worauf diese Prophezeyung seines Unterganges, den er als so nahe ankündigte, gegründet seyn mogte. Man muß gestehen, daß etwas Fanatismus und gar zu viel Eifer in diesem Briefe herrschet.

Nachdem er das Jubiläum gewonnen hatte, reist' er alsobald wieder von Rom ab, um nach Padoua zurück zu kehren. Er nahm wieder seinen Weg durch Toskana, und verweilte zu Arezzo, um die Stadt zu besehen, wo er gebohren war. Leonhard Aretino sagt, seine Mitbürger voller Freude einen Mann zu sehn, welcher seinem Vaterlande so viele Ehre machte, wären ihm alle entgegen gegangen, und hätten ihm die größte Ehre erwiesen, als wenn er ein König gewesen wäre. Dieses geschah in den ersten Tagen des Decembers.

Am 7ten dieses Monats hatt' er das Glück, in dieser Stadt das noch übrige Werk des Quintilian aufzufinden, welches bisher allen seinen Nachsuchungen entgangen war. Das Manuskript war verstümmelt und in einem schlechten Zustande; aber die Entdeckung war doch immer sehr wichtig für ihn. An dem nämlichen Tage, da er sie gemacht hatte, schrieb er einen Brief an den Quintilian, worinn er ihm seine Freude, daß er sein Werk gefunden, und seinen Schmerz, daß er es in einem so schlechten Zustande gefunden, bezeuget; er vergleicht ihn darauf mit einem Steine, welcher die Messer wetzt, und sagt ihm ohne Umstände, er sey geschickter, große Redner zu bilden, als selbst einen vorzüglichen Rang unter ihnen einzunehmen.

Als Petrarca einige Tage nachher von Arezzo abreiste, um seinen Weg fortzusetzen, begleiteten ihn die Vornehmsten

der

der Stadt, gleichsam um ihm eine Ehre anzuthun, und brachten ihn, ohne daß er sich der Ueberraschung versah, in das Quartier de l'Orto, um ihm das Haus zu zeigen, worinn er geboren war; ein kleines Haus, sagt Petrarca, und so wie es sich für einen Verbannten schickte. Indem sie es ihm zeigten, sagten sie zu ihm, daß der Eigenthümer es oft habe ändern wollen; die Stadt aber habe es ihm immer verboten, weil sie wollte, daß dieser Ort, welcher durch seine Geburt geheiligt worden, immer in dem Zustande bliebe, worinn er gewesen, als er zur Welt gekommen sey.

Petrarca, welcher ruhmbegierig war, mußte gegen eine so schmeichelhafte Ehre empfindlich seyn; dieses hieß ihn an seiner schwachen Seite fassen. Er erzählte diese Begebenheit vier Jahre vor seinem Tode einem jungen Menschen von Arezzo, welcher an ihn schrieb, um von ihm zu wissen, ob es wahr sey, daß er daselbst geboren worden, wie man behauptete. Arezzo, sagt er, nachdem er diese Begebenheit erzählt, Arezzo hat mehr für einen Fremden gethan, als Florenz für einen Bürger. In der That war seine Familie eigentlich zu Florenz zu Hause, und es kam von ungefähr, daß er zu Arezzo geboren wurde, wie wir oben gesehen haben.

Er begab sich von da nach Florenz, wo er sich nicht lange aufhielt. Ich weiß bloß, daß er sich mit denen, welche die Stadt regierten, unterredete. Er selbst berichtet uns dieses. Er fand daselbst seine Freunde noch ganz besorgt wegen der Gefahr, worinn er auf seiner Reise nach Rom gerathen war, und wovon er dem Boccaccio Nachricht gegeben hatte. Franz, der Prior der heil. Apostеln, hatt' ihm

darüber

darüber einen sehr zärtlichen Brief geschrieben, voller Verwünschungen gegen das böse Pferd, welches sich unterstanden hatte, ihn zu schlagen: sie waren alle ganz entzückt, ihren Lehrer zu sehen, welcher sie aber bald verließ, um nach Padoua zu gehen, wo er seinen Aufenthalt genommen hatte.

Indem er sich dieser Stadt näherte, sah er alles in Trauer, und eine große Bestürzung allenthalben ausgebreitet. Er erfuhr bald den traurigen Vorfall, welcher der Stadt Padoua den beßten aller Herren genommen hatte.

Jakob von Karrara hatte einen seiner Anverwandten, Namens Wilhelm, einen natürlichen Sohn seines Vetters Jakobs I, in seinem Hause. Ob dieser gleich ein sehr schlechter Unterthan war, so begegnete er ihm doch sehr gütig, und ließ ihn an seiner Tafel essen.

Am 21ten Oktober nach dem Mittagsessen, als Jakob Karrara, von seinen Freunden, seinen Leuten und seinen Wachen umgeben, in seinem Pallast war, stieß Wilhelm ihm einen Dolch in die Brust, mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner, selbst von denen, die ihm am nächsten standen, im Stande war, den Stoß abzuwenden.

Voller Bestürzung über einen so tragischen und unerwarteten Vorfall, eilten einige, ihren Herren, welcher niedergefallen war und auf der Stelle in ihren Armen verschied, aufzuheben: die andern durchstießen mit tausend Stichen das Ungeheuer, welches einen solchen Mord begangen hatte. Zu gleicher Zeit, sagt Petrarca, giengen zwey Seelen aus der Welt, die sehr ungleich waren, und gewiß einen sehr verschiedenen Weg nahmen. Der eine war der sanfteste, der tugendhafteste aller Menschen: der andre ein Ungeheuer,

ein wildes Thier. Er sagt uns nichts von der Ursach, die den Wilhelm bewogen, diese schändliche That zu begehen. Muratori sagt, Jakob hab' ihm nicht erlauben wollen, auszugehen: man hielt ihn eingeschlossen, wegen seiner bösen Aufführung.

Folgendes schreibt Petrarca über diesen Tod, unterm 7ten Februar von Padoua an den Boccaccio.

„Ich habe durch eine lange Gewohnheit gelernt, mich mit dem Glück herumzuschlagen; ich setze seinen Hieben nicht mehr, wie sonst, Seufzer und Klagen, sondern ein hartes und bepanzertes Herz entgegen. Fest und unerschrocken wank' ich nicht mehr. Als es sahe, daß dieser Regen von Pfeilen, die es auf mich abgeschossen, mich nicht niederschlagen konnte, so nahm es einen viel schärferen, und wählte gerade die Zeit, um ihn auf mich abzuschießen, da mein Leib durch den Verlust aller meiner Freunde, die eine Art von Schutzwehr um mich her machten, entblößt war. Durch einen plötzlichen, schrecklichen und unwürdigen Tod hat es mir den besten, den zärtlichsten meiner Freunde genommen, einen Mann, der mein Trost und mein Ruhm war. Seitdem die Welt den König Robert verloren hat, kannt' ich keinen, wie ihn, der die Wissenschaften liebte, der sie begünstigte, und welcher im Stande war, von allen Werken des Geistes zu urtheilen. Voller Tugend und Ruhm unterschied er sich besonders durch eine vorzügliche Sanftmuth der Sitten; er war der Vater seines Volks mehr als sein Herr. Ich war ihm Alles schuldig; ich hatte mich ihm ganz ergeben, und auf ihn hatt' ich alle meine Hoffnungen gebauet. Das Glück schmeichelte sich, mich durch seinen Tod niederzuschlagen; aber es hat sich betrogen. Ich bin betrübt, es ist wahr,

aber

aber fest und unbewegt: ich hasse dieses Ungeheuer, und fürcht' es nicht. Was für ein Uebel könnt' es mir gegenwärtig zufügen? So lang' ich lebe, werd' ich niemals das Andenken des Jakob Karrara verlieren; ich werde immer mit Vergnügen von ihm reden. Ich mögt ihn gern Ihnen und der Nachwelt bekannt machen; aber er ist weit über alle meine Lobsprüche erhaben." (Fam. L. II, Ep. 2. M. R.)

Johann von Arezzo bat ihn, durch irgend ein Werk das Andenken eines Mannes von diesen Verdiensten, und der ihm so theuer war, zu heiligen. Er antwortete ihm darauf folgendes:

„Ich befürchte, daß mein Geist, nachdem er durch eine gar zu heftige Ergießung meines Schmerzes erschöpft worden, erkalte, und nicht mehr so viel Vergnügen daran finden werde, das Andenken dieses Freundes zu erneuern. Ich finde eine so große Wollust darinn, ihn zu beweinen, daß es mir unangenehm seyn würde, die Quelle meiner Thränen zu erschöpfen. Es scheint mir nöthig zu seyn, daß ich mit Schmerz haushalte, damit ich immer noch irgend eine Idee, woran ich mich erinnern kann, ein Wort zu sagen, und eine Ursach zu weinen übrig behalte." (Var. 21.)

Dieses scheint mir ein wenig zu spitzfündig zu seyn. Diejenigen, welche unter uns ein Vergnügen daran finden, ihre Ideen zu quintessenziiren, und vielen Aufwand von Witz bey solchen Gegenständen zu machen, welche eine ungekünstelte Behandlung erfordern, werden finden, daß sie sich nicht gar zu vielen Beyfall zu versprechen haben, weil man in den Jahrhunderten der größten Finsterniß sein Glück damit machte. Petrarca kann uns viele Beweise hiervon an die Hand geben.

Der Tod des Jakob von Karrara machte Petrarca'n den Aufenthalt zu Padoua zuwider. Die Idee seines einsamen Lebens zu Vauklüse, der er gewissermaßen entsagt hatte, stellte sich ihm mit allen ihren Reizen wieder dar, und erweckte in seinem Herzen die Begierde, dahin zurück zu kehren; aber er folgte ihr nicht gleich. Er brachte noch den ganzen Winter zu Padoua zu.

Ildebrandino Komti, der Bischof dieser Stadt, war ein Mann von vornehmer Geburt und vielen Verdiensten, welchen die Päbste in den wichtigsten Unterhandlungen gebraucht hatten. Petrarca, welcher ihn zu Avignon gekannt hatte, verband sich mit ihm, vornehmlich nach dem Tode des Jakob von Karrara, und schenkte ihm alle Augenblicke, worüber er Herr war.

Eines Tages, als er bey ihm zu Abend speisete, sah er zween Karthäuser ankommen, von denen der eine Prior von Valbonne in Dauphiné an dem rechten Ufer der Rhone, und der andere Prior bey Albenga in den Staaten von Genoua war.

Ildebrandino, welcher ihren Orden liebte, empfieng sie sehr gütig, und fragte sie, was für ein Geschäfft sie nach Padoua gebracht hätte. Wir gehen, sagten sie, nach Treviso; unser General schickt uns dahin, um daselbst ein Kloster unsers Ordens, welches der Bischof dieser Stadt, und einige fromme Einwohner stiften wollen, anzulegen.

Nach vielen andern Fragen bracht' er unvermerkt das Gespräch auf den Pater Gerard, Petrarca's Bruder; er fragte sie, ob er mit seinem Stande zufrieden wäre. Die

beiden

beiden Priorn, welche Petrarca'n nicht kannten, sagten Wunder von seinem Bruder, und erzählten, was er während der Pest gethan hätte.

„Als die Seuche, welche nichts verschonte, die Karthause Montrieu erreicht hatte, so sagte der Prior, ein Mann von exemplarischer Frömmigkeit, der aber von einem panischen Schrecken eingenommen war, zu seinen Mönchen, die Flucht sey das einzige Mittel, welches sie jetzt zu ergreifen hätten. Gerard antwortete ihm herzhaft: Gehen Sie, wohin Sie wollen; was mich anbetrifft, so werd' ich den Ort nicht verlassen, an welchen Gott mich gesetzt hat. Der Prior verdoppelte seine Bitten, um ihn zu bewegen, und glaubte ihn dadurch zu erschrecken, daß er sagte: Wenn Sie todt seyn werden, so wird keiner seyn, der Sie begraben könnte. Dies ist meine letzte Sorge, erwiederte Gerard, und geht mehr diejenigen an, welche mich überleben werden, als mich. Der Prior entfloh in sein Vaterland, wohin der Tod ihn aber verfolgte, und ihm das Leben nahm: Gerard blieb in seinem Kloster, wo die Pest ihn allein verschonte, indem sie in wenig Tagen 34 Mönche, die mit ihm da geblieben waren, hingerissen hatte. Gerard erwies ihnen bis an den Tod alle Arten von Diensten, nahm ihre letzten Seufzer auf, wusch ihre Leichname, und trug sie auf seinen Schultern, um sie in die Erde zu legen, da auch diejenigen, denen diese Verrichtung zukam, gestorben waren."

„Gerard wachte die ganze Nacht allein mit einem Hunde, um das Haus zu bewachen, nachdem er bey Tage die nöthige Zeit der Ruhe gewidmet hatte. Die nächtlichen Räuber, von denen das Land beunruhigt wird, kamen zu-

weilen, um das Kloster zu plündern; Gerard fand immer, bald durch Güte, bald durch Drohungen, das Mittel, sie los zu werden. So bald der Sommer vorüber war, schickt' er nach der nächsten Karthause, und bat sich einen Mönch von ihr aus, sein Haus zu bewachen, worauf er sich nach der großen Karthause begab, wo er mit vorzüglicher Ehre unter 83 Priorn aufgenommen ward. Er erhielt eine große Gnade; man erlaubte ihm, einen Prior und Mönche aus den verschiedenen Klöstern des Ordens auszusuchen, um sein Haus zu erneuern, wohin er im Triumph zurückkehrte. Man kann sagen, daß er es durch seine Sorgfalt, seine Treue und seine Klugheit allein wiederhergestellt hat."

Während daß die beiden Karthäuser also die Wunder des Pater Gerard erzählten, warf der Prälat von Zeit zu Zeit seine Blicke auf den Petrarca, indem er vor Freude und Rührung Thränen vergoß. Ich weiß nicht, ob meine Augen trocken waren, sagt Petrarca; aber mein Herz war innig bewegt. Die Karthäuser, welche ihn ansahen, erkannten ohne Mühe den Bruder des Gerard, an den Bewegungen seiner Seele, die auf seinem Gesichte ausgedrückt waren. Sie fielen ihm um den Hals, und riefen mit einer heiligen Ergießung des Herzens aus: Ach! wie glücklich sind Sie, einen solchen Bruder zu haben! Petrarca beantwortete ihre Umarmungen nur mit Thränen: er war von dieser Scene so sehr gerührt, daß es sich nicht ausdrücken läßt; er beschreibt sie in einem Briefe, den er einige Zeit nachher an seinen Bruder schrieb, woraus ich sie Wort für Wort übersetzt habe. Er giebt die Zeit, da dieses geschah, nicht an; aber es muß im Anfange dieses Jahres gewesen seyn.

Um eben diese Zeit war es auch, meiner Meynung nach, daß Petrarca seine Papiere durchsahe. Da er eines Tages über die Kürze des Lebens nachdachte, und sich erinnerte; wie viele Freunde er in kurzer Zeit verloren hätte, so hielt er es für gut, seine Sachen etwas in Ordnung zu bringen. Er macht' es, wie diejenigen, die vor einer grossen Reise dasjenige, was sie mitnehmen wollen, zusammensuchen, alle unnützen Sachen verbrennen, und das Uebrige ihren Freunden schenken.

Er öffnete alle Koffer mit Staub bedeckt, voller Papiere, die unordentlich über einander gehäuft und schon halb durch Ratten und Würmer verzehrt waren. Seine erste Bewegung war, sie zusammen ins Feuer zu werfen. Darauf aber war er doch begierig, diese Papiere wieder durchzulesen, um sich das Andenken seiner vorigen Begebenheiten zu erneuern. Man findet ein gewisses Vergnügen daran, in sich selbst zurückzugehen, und die Veränderungen des Geschmacks und der Denkungsart in den verschiednen Zeitpunkten seines Lebens zu betrachten. Petrarca wollte sich dieses Vergnügen machen, und dem haben wir die Erhaltung eines Theils seiner Werke zu danken.

Es waren Prosa und Verse, zum Theil auch gereimte in Italienischer Sprache. Viele fand er, worinn er sich mit Mühe erkannte, so sehr hatte seine Denkungsart sich geändert. Er gesteht, daß diese Nachsuchung ihn einige Tage sehr angenehm beschäfftigt. Die Eigenliebe, sagt er, macht uns alle Früchte unsers Geistes angenehm. Anfangs war er willens, sie auszubessern; aber er gab diesen Gedanken bald auf, indem er sich erinnerte, daß er große Werke un-

ternommen, die oft unterbrochen worden, die das Publikum mit Ungeduld erwartete, woran er so bald als möglich die letzte Hand legen müsse, damit der Tod ihm nicht zuvorkomme. Als er den Grund, welchen er zu diesen großen Werken gelegt, ansahe, und alle die Arbeiten und Nachtwachen, die er noch anwenden mußte, um sie zu vollenden, bedachte, so betrachtete er es als eine Thorheit, in einem so kurzen Zeitraum, als das menschliche Leben ist, solche Unternehmungen anzufangen.

Diese Betrachtung bewog ihn, mehr als tausend Briefe und Gedichte von aller Art ins Feuer zu werfen. „Ich überließ dem Vulkan die Sorge, sagt er, sie auszubessern; aber es geschahe nicht, ohne einige Seufzer auszustossen; denn warum sollt' ich meine Schwachheit nicht gestehen? Ich würde ein Vergnügen darinn gefunden haben, selbst diese Ausbesserung vorzunehmen; aber die Mühe würde größer gewesen seyn, als das Vergnügen." Er macht' es, wie ein Schiffer, den der Sturm überfällt; er wirft einen Theil seiner Ladung ins Meer, um das Uebrige zu retten.

Unterdeß, daß diese Papiere durch die Flammen verzehrt wurden, sah er noch einige in einer Ecke, die mehr von ungefähr, als aus Wahl erhalten waren, und von denen größtentheils seine Freunde Abschriften genommen hatten. „Wenn ich diesen Gnade wiederfahren ließ, sagt er, so geschah es nicht wegen ihrer Wichtigkeit, sondern aus Trägheit; es war fast nichts mit ihnen zu machen." Er erinnerte sich, daß sein Freund Sokrates ihn um seine Prosa, und Barbato von Salmono um seine Verse gebeten hatte. Dieses bewog ihn damals, unter dem, was ihm noch übrig war, eine Auswahl anzustellen.

Dieses hat uns seine acht Bücher de rebus familiaribus, die dem Sokrates, und die drey Bücher seiner lateinischen Verse, die dem Barbato dedicirt sind, verschaffet; man findet sie in der Basler Ausgabe von 1581, der vollständigsten, die wir von Petrarca's Werken haben, gedruckt. Meiner Meynung nach, hat man den Verlust der verbrannten Sachen sehr zu bedauren. Man würde ohne Zweifel tausend interessante Anekdoten von seiner Jugend darinn gefunden haben.

In einem Briefe, welcher den acht Büchern de rebus familiaribus zur Vorrede dient, sagt er, nachdem er das, was ich eben angeführt, dem Sokrates erzählt hat:

„Ich werd' es mir nicht einfallen lassen, wie Apulejus zu meinen Lesern zu sagen: Leset mich; es wird euch Vergnügen machen. Woher sollte mir diese Zuversicht kommen? Aber zu Ihnen, mein lieber Sokrates, kann ich sagen, Sie werden mich mit Nachsicht und vielleicht mit Vergnügen lesen, weil Sie mich lieben: wenn mein Styl Ihnen gefällt, so wird das eine Wirkung Ihrer Freundschaft und nicht meiner Talente seyn. Ein Frauenzimmer, über deren Schönheit ihr Liebhaber richten soll, hat nicht nöthig, sich an ihren Putztisch zu setzen."

„Erwarten Sie nicht, hier rhetorische Figuren und die großen Künste der Beredtsamkeit zu finden; Sie wissen, ich bin nicht beredt, und überdem erlaubt es der Ton, welcher in Briefen herrschen soll, nicht. Der Styl des Cicero in seinen Briefen ist simpel, gleich und gemäßigt; den Donner und die Ströme seiner Beredtsamkeit verspart' er vors Gericht. Ich habe mich nicht, wie er, in dem Falle befun-

den, weder meine eigne, noch die Sache Anderer zu führen; die Republik oder meine Freunde zu vertheidigen; ich habe gar kein Amt verwaltet; meine Ehre ist durch verborgene Reden und Beschuldigungen angegriffen; aber ich bin nicht genöthigt worden, vor Richtern zu erscheinen, um mich zu rechtfertigen. Ich bin nie ein Advokat gewesen. Dieses war meinem Charakter zu sehr zuwider. Ich achte das Geld gar zu wenig, als daß ich mich entschließen könnte, meine Zunge zu vermiethen; da ich die Einsamkeit und die Stille liebe, so hätt' ich mich nie an das Geschrey der Gerichte gewöhnen können. Endlich ist es ein Glück für mich, daß ich mich nie in dem Falle gefunden habe, meine Beredtsamkeit anzuwenden, die mich vielleicht in der Noth verlassen hätte."

„Wollen Sie mir ein Vergnügen machen, und mir einen Beweis Ihrer Freundschaft geben? So behalten Sie diese Kleinigkeiten, die Sie von mir verlangt haben, für sich, und zeigen Sie solche Niemand: nicht ein Jeder würde für mich eben so viel Nachsicht haben, als Sie. Man muß auf meine Lage Rücksicht nehmen; Sie wissen es, ich habe ein herumirrendes Leben geführt, fast immer auf Reisen, von lauter Gefahren umgeben, ohne irgendwo einen festgesetzten Aufenthalt zu haben. Diese Lebensart hat mir eine große Menge von Kenntnissen verschafft; ich weiß nicht, wie viel Freunde; vielleicht sehr wenige; das läßt sich nicht leicht beurtheilen."

„Daher kömmt es, daß ich oft genöthigt worden, an Leute von allen Nationen, von allen Altern, von allen Ständen, die oft sehr entgegengesetzte Charaktere und Denkungsarten

arten hatten, zu schreiben. Man muß sich also gefaßt machen, oft Widersprüche in meinen Briefen zu finden; denn derjenige, welcher schreibt, muß vornehmlich darauf bedacht seyn, die Person, an welche er schreibt, ihren Charakter, ihre Denkungsart, und ihre jedesmaligen Gesinnungen wohl zu kennen. Man schreibt nicht in eben dem Tone an einen tapfern Mann, als an einen Feigen; an einen jungen Menschen ohne Erfahrung, als an einen Greis, welcher viele Aemter verwaltet hat; an einen glücklichen Menschen, welchen sein gutes Glück aufgeblasen hat, als an einen Elenden, welcher durch das Unglück niedergeschlagen ist; an einen Gelehrten, als an einen Unwissenden. Es giebt unter den Menschen unendliche Verschiedenheiten, und die Seelen gleichen sich nicht mehr, als die Gesichter. Wenn man auch nur an eine einzige Person schriebe, wie Seneka, so müßte man doch zuweilen seinen Ton und Styl verändern; die Monotonie ermüdet auf die Länge, so wie die Einförmigkeit in den Speisen."

„Dieses hat mich in den Fall gesetzt, vieles zu schreiben, welches der Kritik Blöße giebt; und deßwegen bitt' ich Sie, diese Briefe geheim zu halten, und meinen Namen nicht davor zu setzen. Wenn Sie sich nicht enthalten können, sie den wenigen Freunden, die uns noch übrig sind, zu zeigen, so bitten Sie dieselben wenigstens, diejenigen, welche sie etwa noch in Händen haben, zu zerreißen, damit sie keine Zierrathen und Widersprüche darinn finden, die ihnen anstößig seyn könnten."

„Als ich diese Briefe schrieb, die bestimmt waren, in ganz entgegengesetzte Theile der Welt zu gehen, so wiederholt' ich oft dem Einen das, was ich schon dem Andern ge-

sagt hatte, oft aus Trägheit mit eben den Worten: ich that damit nichts anders, wie Terenz sagt, als daß ich mich meines eignen Gutes bediente. Ich sahe damals nicht voraus, daß Sie mich dereinst nöthigen würden, diese zerstreuten Glieder zu sammeln, und ein Ganzes daraus zu machen, wo alle Fehler in die Augen fallen würden. Dieses hat mich in die Nothwendigkeit gesetzt, vieles auszumerzen, dessen Wiederholung ekelhaft und anstößig war. Ich hielt es auch für nöthig, kleine häusliche und unsere Verbindung betreffende Umstände wegzulassen, die für andere, außer uns, wenig interessant, und auch dann nur zu gewissen Zeiten gut sind. Seneka tadelt diese kleinen Umstände in den Briefen des Cicero; die seinigen sind voller Philosophie und Moral. Was mich anbetrifft, so bin ich nicht ganz seiner Meynung, und ziehe die Manier des Cicero vor, welcher in seinen Briefen nur von Neuigkeiten, öffentlichen Gerüchten und von Angelegenheiten der Freundschaft sprach, und alles, was philosophisch und ernsthaft war, in seine Bücher versparte. Erlauben Sie mir, hier im Vorbeygehen die Unverschämtheit eines Schriftstellers (Sidonius Apollinaris) zu rügen, welcher sich unterstanden hat, den Styl des Cicero zu verdammen. Schickt' es sich für einen, der aus Auvergne gebürtig war, das Orakel von Rom und den Fürsten der Beredtsamkeit zu kritisiren?"

„Weil ich mehr der Manier des Cicero als des Seneka gefolgt bin, so hab' ich es für schicklich gehalten, dieser Sammlung den Titel de rebus familiaribus zu geben. Der Styl ist fast immer vertraulich, selten erhebt er sich mehr: Sie werden zuweilen Erzählungen darinn finden, aber simpel

und

und ohne Kunst: ich fand es für gut, sie gleich dem Seneka mit Moral zu durchweben; aber auch hierinn hab' ich den Cicero zum Muster genommen. Räumen Sie diesen Kleinigkeiten einen Winkel Ihres Kabinettes ein, wo sie verborgen, und vor dem beißenden Zahn der müssigen Tadler gesichert bleiben, welche selbst nichts machen, was Andere beurtheilen können, und sich doch für berechtigt halten, alles, was ans Licht tritt, ihrer Kritik zu unterwerfen. Ich hab' ein Bild von mir entworfen, welches ich Ihnen bestimme; es wird sorgfältig gemacht seyn; zwar nicht, wie Cicero sagt, die Minerva des Phidias; aber wenn ich die letzte Hand werde daran gelegt haben, so können Sie es hinstellen, wo Sie wollen: es wird die Kritik nicht fürchten."

„Eine Sache in dieser Sammlung wird Ihnen auffallen, die ich gern den Augen aller Welt verbergen mögte, weil ich selbst darüber erröthe; ich meyne die Weichlichkeit meines Lebens. In meinen ersten Briefen werden Sie einen männlichen und nervichten Styl finden, welchen ich dazu anwandte, Andere und mich selbst zu trösten; ein Beweis von dem guten Zustande meiner Seele. Hierauf einen schwachen, weibischen Styl, nichts als Jammer und Klagen. Dieses mögt' ich verbergen. Man wird sagen, ich sey ein Mann in meiner Jugend, und ein Kind im männlichen Alter gewesen. Gern, mein lieber Sokrates, hätt' ich Ihnen selbst diese Schwachheit verheelen mögen. Ich gesteh' es Ihnen, ich kam in Versuchung, wenigstens die Ordnung der Jahre zu verändern, und dasjenige voran zu setzen, was jetzt hinten steht; aber was hätte mir das geholfen? Wissen Sie nicht eben so gut, als ich, alles was ich gethan habe, und

wann ich es gethan habe? Ich muß also sehen, ob ich mich nicht rechtfertigen kann.“

„Ich habe den Angriffen des Glücks, so viel als mir möglich gewesen, Widerstand gethan; endlich hat es mich durch einen langen und hartnäckigen Kampf ermüdet; mein Fuß glitt aus; mein Geist wurde geschwächt; und also mußt' ich eine andere Sprache annehmen. So lang' es mir meine Freunde ließ, hab' ich mich niemals über das Uebel, so es mir zufügte, beklagt; man hat mich nicht, wie den Cicero, über Verbannung, über eine Krankheit, über ein verlornes Gut, über eine verzögerte Bezahlung, über ein ungerechtes Urtheil, u. s. w. klagen gehört. Aber als ich meine Freunde, so zu sagen, alle auf einmal verlor; als die Welt beynahe untergieng, da wär' es mehr Unmenschlichkeit als Stärke gewesen, es nicht zu empfinden.“

„Jetzt ist mein Geist geändert; ich habe das erfahren, wovon Seneca sagt, daß es den Unwissenden begegne: die Verzweiflung hat mich fester und ruhiger gemacht; Sie werden mich künftighin weit muthiger handeln, reden und schreiben sehen. Die ganze Welt könnte einstürzen, ohne mich zu erschrecken a). Ich habe diesen Brief mit dem Tage angefangen, und endige ihn mit demselben; ich habe, so sehr ich konnte, diese Art von Unterredung mit Ihnen verlängert, weil sie mir angenehm war, und weil sie mir gewissermaßen, ungeachtet der Berge und Meere, die uns trennen, Ihr Bild gegenwärtig machte. Wenn ich mir eine gewisse

und

---

a) Si fractus illabatur orbis
Impauidum ferient ruinae. *Horat.*

und ruhige Versorgung verschaffen kann, so will ich an einem wichtigern Werke, welches Ihnen gewidmet seyn soll, arbeiten. Ich wünschte, Ihren Namen verewigen zu können; aber Sie bedürfen dazu meiner nicht. Leben Sie wohl, Sie sind mein Idomeneus, mein Attikus, mein Lucilius a).“

Petrarca wohnte zu Padoua in dem Kloster der Abtey der heil. Justina, gerade gegen der Kirche dieses Klosters über, welche auf den Trümmern des Tempels der Einigkeit, der Schutzgöttinn dieser Stadt, erbauet seyn soll. Einige Zeit vorher, als Petrarca sich in Padoua niederließ, fanden einige Arbeiter, welche neben dieser Kirche gruben, einen Stein mit folgender Inschrift:

V. F.
T. LIVIVS
LIVIAE T F.
QVARTAE L.
HALYS
CONCORDIALIS
PATAVI
SIBI ET SVIS
OMNIBVS.

Jedermann glaubte, wegen dieser Aufschrift, die man nicht recht verstand, daß an dem Orte, wo man den Stein fand, ein Denkmal gewesen seyn müsse, welches der Geschichtschreiber Livius für sich, seine Tochter, seinen Schwiegersohn Halys, und seine ganze Familie erbauen lassen. Dieses wer-

um

a) Dieses sind die Namen der Freunde des Epikurus, Cicero und Seneka, an welche ihre Briefe geschrieben sind.

um desto wahrscheinlicher, da es allgemein angenommen wurde, daß Livius zu Padoua geboren und gestorben sey. Die Mönche der heil. Justina, welche Benediktiner waren, freuten sich über diese Entdeckung außerordentlich; sie stellten daher einige Nachsuchungen an, um das Denkmal zu finden, fanden es aber nicht, und stellten darauf den Stein mit dem Bildniß des Livius darüber in dem Vorhofe ihrer Kirche auf.

Petrarca, welcher diesen großen Geschichtschreiber anbetete, hatte den Einfall, da er sich so nahe bey ihm sah, einen Brief an ihn zu schreiben, wie er an den Cicero, Quintilian, Varro, u. s. w. geschrieben hatte. Eine Uebersetzung desselben wird dem Leser nicht unangenehm seyn, da er nur kurz ist.

„Ich wünsche, daß ich in Deinem Jahrhundert gelebt hätte, oder vielmehr, daß Du in dem meinigen gebohren wärest. Du würdest meinem Jahrhundert und mir einen größeren Werth geben. Ich würde einer von denen gewesen seyn, die Dich zu Rom besuchten a). Aus Begierde Dich zu sehen wär' ich nach Indien gegangen. Von den hundert und zwey und vierzig Büchern der Römischen Geschichte, die Du geschrieben hast, sind uns kaum noch dreyßig übrig, und wie viele Mühe hat man sich nicht geben müssen, um sie zu sammeln. Ich kann nicht ohne den größten Unwillen gegen die Sitten meiner Zeitgenossen daran denken, welche nichts als Gold, Silber und sinnliche Vergnügungen suchen."

„Ich

---

a) Plinius sagt, ein Spanier von Sevilla oder von Gades sey nach Rom gegangen, bloß um den Livius zu sehen.

„Ich bin Dir vielen Dank dafür schuldig, daß Du mich in so gute Gesellschaft bringest. Wenn ich Dich lese, so glaub' ich mit dem Brutus, dem Kurius, dem Fabricius, dem Kamillus, dem Fabius, dem Regulus, dem Decius, dem Valerius, den Scipionen u. s. w. zu leben, und nicht mit diesen Bösewichtern, mitten unter denen mein unglücklicher Stern mich hat geboren werden lassen. Grüße in meinem Namen von den Alten den Polybius, den Quintus Klaudius, und den Valerius Antias, welche Dein Ruhm verdunkelt; und unter den Neuern den jüngern Plinius von Verona, Deinen Nachbar, und den Sallustius, Deinen Nebenbuhler. Sag' ihnen, daß sie in Betracht der Erhaltung ihrer Schriften nicht glücklicher gewesen sind, als Du."

„In demjenigen Theile Italiens, und in derjenigen Stadt, wo Du geboren und begraben worden, in dem Vorhofe der heil. Justina, und vor dem Steine Deines Denkmals, am 8ten vor den Kalenden des März, im Jahre 1351 seit der Geburt dessen, welchen Du hättest sehen können, wenn Du ein wenig länger gelebt hättest." (Epist. ad Vir. ill. 4.)

Aus diesem Briefe sieht man, daß Petrarca mit den Padouanern glaubte, der Stein, auf welchem sich diese Inschrift befand, sey auf einem Grabmal gewesen, welches Livius für sich und die Seinigen bauen lassen. Aber ein gelehrter Antiquarius von Padoua (Sertorio Orsati) hat gezeigt, daß man die Inschrift nicht recht gelesen, und daß man das Denkmal einem gewissen Halys, welcher ein Priester der Göttinn der Einigkeit und ein Freygelassener der Livia, der vierten Tochter des Livius, gewesen, zuschreiben müsse.

Sicco Polentone, Kanzler von Padoua, erzählt, daß man im Jahre 1413, an eben dem Orte, wo man diesen Stein aufgehoben, einen sechs Fuß langen bleyernen Sarg mit Gebeinen gefunden. Man zweifelte nicht, daß dieses der Leichnam des Livius sey, um desto mehr, da man noch den Ort sah, wo der Stein mit der Inschrift gelegen hatte.

Im Jahre 1451 bat der König Alphonsus von Aragonien um einen seiner Arme, welchen er auch erhielt, und nach Neapel bringen ließ. Der Sarg wird in einem Mausoleo aufbewahrt, welches sich in dem großen Saale des Pallasts zu Padoua, wo man Gericht hielt, befindet, mit der Inschrift und dem Bildniß des Livius.

Man muß sich wundern, daß der gelehrte Pater Mabillon von dem alten Irrthum das Grab des Livius betreffend noch nicht zurückgekommen. Er sagt in seinem Museum Italicum: „Wenn die Mitbürger dieses großen Geschichtschreibers seine Werke eben so sorgfältig aufbewahrt hätten, als seine Asche, so würden wir noch alle seine Dekaden haben.“ (Mus. Ital. fol. 29.)

Padoua war gar zu nahe bey Venedig, als daß Petrarca nicht zuweilen diese Stadt hätte besuchen sollen, die er nicht ohne Bewunderung sehen konnte, und die er das Wunder der Städte nannte. Er machte daselbst Bekanntschaft mit dem Andreas Dandolo, welcher im Jahre 1343 Doge geworden war, wiewohl er erst 36 alt war; eine ganz außerordentliche Sache. Aber er war ein Mann von großen Verdiensten. Er vereinigte mit den zur Regierung nöthigen Talenten die Annehmlichkeiten der Gestalt, und alles, was

bey

bey dem Frauenzimmer beliebt machen kann. Man sagt, er habe der Gemahlinn des Luchino Viskomti, Isabella, sehr gefallen, als sie die berühmte Pilgerschaft nach Venedig unternahm, von welcher ich geredet habe, und mit dem reizenden Ugolino von Gonzaga die Gunst der schönen Gebieterinn von Mailand getheilt.

Andreas Dandolo machte bald darauf eine Eroberung, die ihm noch schmeichelhafter seyn mußte, nämlich an dem Petrarca. Er hatte einen kultivirten Geist, er liebte die Poesie und die Wissenschaften. Die Werke unsers Dichters hatten ihm die größte Idee von ihm beygebracht; er freute sich außerordentlich ihn kennen zu lernen, und er that ihm alle Arten von Anerbietungen, welche Petrarca mit den Empfindungen der Hochachtung und Bewunderung, die er einem Manne von solchen Verdiensten nicht versagen konnte, erwiederte.

Die Handlung der Venetianer hatte einen großen Fortgang unter der Regierung dieses Dogen. Damals fiengen sie an nach Aegypten und Syrien zu schiffen, woher sie Seide, Perlen, Specereyen und andere Orientalische Waaren holten. Dieses erregte die Eifersucht der Genoueser, welche im Besitz dieses Handels waren, und nicht leiden konnten, daß ihre Nebenbuhler denselben mit ihnen theilen wollten.

Da die Venetianer mit den Franzosen von dem Kaiser Michael Paläologus aus Konstantinopel verjagt waren, so behielten sie einige Schlösser in Propontis, um ihren Handel auf diesem Meere mit den Tatarn fortzusetzen, und den Jahrmarkt zu Tana besuchen zu können. Die Genoue-

ser,

ser, welche Herren von der Konstantinopolitanischen Vorstadt Pera waren, hätten ihnen gern, gemeinschaftlich mit den Griechen, alles genommen, was sie an diesem Meer besaßen, und ihnen die Schiffahrt auf demselben untersagt; welches viele Streitigkeiten zwischen diesen beiden Republiken verursachte. Bis 1350 waren es nichts weiter als Seeräubereyen und Seeräubergefechte; aber in diesem Jahre ward die Sache ernsthafter; es wurde ein Nationalkrieg.

Die Genoueser fanden einige Venetianische Schiffe in dem Hafen von Kaffa, und bemächtigten sich derselben. Venedig schickte einen Gesandten nach Genoua, um sich wegen dieser Beleidigung zu beklagen, und die Schiffe wieder heraus zu fodern, welches ihnen abgeschlagen wurde. Die Venetianer, welche nichts als Rache athmeten, bewaffneten auf der Stelle dreyßig oder vierzig Galeren, überfielen mit denselben vierzig Genouesische in dem Hafen von Kariſto, und bemächtigten sich derselben, auf viere nach, welche Mittel fanden, sich zu retten, während die Venetianischen Soldaten mit der Plünderung beschäfftigt waren.

Dieses geschah am 29ten Aug. 1350, am Tage der Enthauptung Johannes des Täufers, welcher seitdem zu Venedig, in Betracht dieses Sieges, ein großer Festtag geworden ist. Der Kommendant der Genouesischen Eskadre wurde mit 1400 Mann gefangen genommen. Der Venetianische General ließ sie zu Negrepont, und gieng alsobald ab, um sich der Vorstadt Pera zu bemächtigen.

Die vier Genouesischen Galeren, welche sich gerettet hatten, begegneten sechs andern, welche Philipp Doria, der von Cypern kam, kommandirte. Dieser General erfuhr,

daß

daß die Venetianer nach Konstantinopel abgesegelt wären, und begab sich daher mit Venetianischer Flagge nach Negrepont; ein kühnes Unternehmen, welches ihm glückte. Er bemächtigte sich der Stadt, welche von dem Gouverneur schlecht vertheidigt wurde, und brachte die gefangenen Genoueser, die er daselbst fand, nach Genoua zurück. Die Venetianer aber richteten vor Pera, welches sie im guten Vertheidigungsstande fanden, nichts aus, und kehrten also im November, mit Beute beladen, nach Venedig zurück.

Man brachte den Winter auf beiden Seiten damit hin, sich in den Stand zu setzen, einen Offensiv- und Defensiv-Krieg zu führen. Die Venetianer schickten Gesandten an den König von Aragonien, welcher einige Streitigkeiten mit den Genouesern hatte, wegen der Insel Sardinien, die sie hatten wegnehmen wollen, und an den Kaiser von Konstantinopel, welcher sie nicht gern im Besitz von Pera sah. Das Bündniß zwischen diesen dreyen Mächten war bald geschlossen. Sie giengen mit nichts geringerm um, als die Stadt Genoua zu zerstören. Die Venetianer, um sich den guten Fortgang ihrer Unternehmungen desto mehr zu versichern, und sie desto geheimer zu halten, vertrauten die Ausführung derselben einem Rath von 25 Senatoren, alles auserlesenen Männern und von reifem Alter, an. Diesen Einfall soll Andreas Dandolo gehabt haben.

Es war unmöglich, daß man zu Padoua von den grossen Bewegungen, die man zu Venedig machte, um wo möglich die Republik Genoua zu vernichten, nichts hätte wissen sollen. Petrarca, immer voller Eifer für das allgemeine Beste Italiens, sah mit Betrübniß sich einen Krieg entzün-

den, welcher nicht anders als verderbliche Folgen für dasselbe haben konnte. Er glaubte deßwegen, daß er dem Doge von Venedig, der ihm so viele Freundschaft erwiesen hatte, sein Herz ausschütten müsse.

Hier ist der Brief, welchen er am 17ten März von Padoua an ihn schrieb.

„Meine Liebe für mein Vaterland zwingt mich zu reden; und Ihre Güte muntert mich auf. Könnt' ich schweigen, da ich das Ungewitter, welches meinem geliebten Vaterlande drohet, schon in der Ferne höre? Zwey mächtige Völker greifen zu den Waffen; zwo blühende Städte sind in Bewegung wegen eines nahen Krieges. Diese Städte sind gleichsam die beiden Augen Italiens; sie sind von der Natur, die eine gegen Mittag und gegen Abend, die andere gegen Morgen und Mitternacht gesetzt, um über die beiden Meere, welche es umgeben, zu herrschen; damit selbst nach dem Untergange des Römischen Reichs diese schöne Gegend der Welt noch als die Königinn derselben angesehen werde. Stolze Nationen machen ihm diese Herrschaft auf dem festen Lande streitig; ich weiß es wohl; aber wer würde sich unterstehen, ihm die Herrschaft des Meeres streitig zu machen?“

„Ich zittere, wenn ich daran denke. Wenn Venedig und Genoua ihre siegreichen Waffen gegen einander kehren, so ist es um uns geschehen; wir verlieren unsern Ruhm und die Herrschaft des Meeres. In diesem Unglück werden wir einen Trost haben, welchen wir immer gehabt haben; nämlich den, daß unsere Feinde, wenn sie sich über unser Unglück freuen, sich doch wenigstens desselben nicht rühmen können.“

„In

„In wichtigen Dingen hab' ich mich immer vor den Rathschlägen junger Leute gefürchtet; sie sind an dem Untergange der größten Reiche schuld gewesen. Die unwissende und unerfahrne Jugend läßt sich leicht täuschen; da sie die Abwechselungen des Glücks nicht erfahren, schmeichelt sie sich alles das zu erhalten, was sie wünschet, und oft trifft der Ausgang mit ihren Wünschen nicht überein. Vornehmlich im Kriege beweist das Glück seinen größten Eigensinn. Mit Vergnügen hab' ich gehört, daß Sie einen Rath von alten Männern ernannt, dem Sie die Führung dieser Sache anvertrauet haben; ich erwartete nicht weniger von Ihrer Klugheit, welche sehr über Ihr Alter erhaben ist."

„Der Zustand Ihrer Republik beunruhigt mich; was soll ich von dem Ihrigen sagen? Ich kenne den großen Unterschied zwischen dem Tumult der Waffen und der Ruhe des Parnasses. Ich weiß, daß die Töne der Leyer des Apollo zu dem Schall der Trompeten des Mars sehr schlecht stimmen; aber Sie konnten sich in Zeiten des Krieges einem Vaterlande nicht versagen, welches Ihnen in Zeiten des Friedens so gut begegnete, und wenn Sie den Parnaß verlassen haben, so ist es geschehen, um alle Pflichten eines dankbaren Mannes, eines guten Bürgers und eines wachsamen Oberhauptes zu erfüllen. Ich bin indessen überzeugt, daß Sie mitten unter den Waffen an den Frieden denken, daß Sie ihn als einen Triumph für sich, und als das größte Glück, welches Sie Ihrem Vaterlande verschaffen können, ansehen. Hannibal selbst sagt' er nicht, daß ein gewisser Friede besser sey, als ein geboffter Sieg? Wenn die Wahrheit dieses Geständniß dem Munde des größten Kriegers, der je gewesen, ab-

genöthigt hat, ist es denn nicht ganz natürlich, daß ein so friedliebender Mann, wie Sie, den Frieden selbst einem gewissen Siege vorziehe? Wer weiß es nicht, daß der Friede das größte aller Güter, der Krieg hingegen die Quelle aller Uebel ist?“

„Zweifeln Sie nicht daran, Sie haben mit einer sehr hitzigen Nation zu thun, welche nicht weiß, was es ist, überwunden zu werden; aber was mich am mehrsten bekümmert, ist, daß es Italiener sind, welche Sie bekriegen wollen. Wär' es nicht besser, Damaskus, Susa und Memphis zu bekriegen? Denken Sie, daß diejenigen, welche Sie angreifen wollen, Ihre Brüder sind. Man hat ehemals zu Theben Brüder kämpfen sehen, um sich zu Grunde zu richten. Muß denn Italien in unsern Zeiten ein so schreckliches Schauspiel erneuern?“

„Wir wollen einmal untersuchen, was das Ende dieses Krieges seyn kann. Sie mögen überwinden oder überwunden werden, so wird nothwendig das eine von den beiden Augen Italiens ausgestochen, und das andre sehr geschwächet; denn es würde doch eine Thorheit seyn, wenn man sich schmeicheln wollte, einen so mächtigen Feind zu überwinden, ohne viel Blut zu vergießen.“

„Ihr tapfern Männer! Ihr mächtigen Völker! (Ich rede hier beide an.) Was ist eure Absicht? Was wollet ihr? Welches wird das Ende eurer Uneinigkeiten seyn? Es ist nicht das Blut der Karthaginienser oder der Numantiner, welches ihr vergießen wollt; es ist Italienisches Blut; es ist das Blut eines Volks, welches am ersten bereit seyn würde, es zu vergießen, wenn irgend ein barbarisches

Volk

Volk einen neuen Einfall gegen uns versuchte, dessen Leiber uns zu Schilden und unserm gemeinschaftlichen Vaterlande zu Brustwehren dienen würden, wenn es angegriffen würde; welches mit uns leben, sterben, fechten und triumphiren würde. Soll das Vergnügen, eine kleine Beleidigung zu rächen, dem allgemeinen Besten und eurer eignen Wohlfahrt vorgehen? Ist die Rache nicht ein Vergnügen der Weiber? Ist es nicht viel schöner, viel rühmlicher für Männer, eine Beleidigung zu vergessen, als sich zu rächen; einem Feinde zu vergeben, als ihn zu verderben?"

„Wenn meine schwache Stimme von den würdigen Männern, die Ihren Rath ausmachen, gehört werden kann, so bin ich überzeugt, daß Sie nicht allein den Frieden, welcher sich Ihnen anbietet, nicht verwerfen, sondern daß Sie ihm entgegen gehen, und ihn ganz fest halten werden, um ihn nicht entwischen zu lassen. Fragen Sie diese weisen Alten um Rath, welche die Republik lieben, und die Spiele des Glückes kennen; Sie werden Ihnen eben dasselbe sagen, was ich Ihnen sage. Ich rede nicht von denen, welche von dem Alter weiter nichts haben, als die Runzeln, die grauen Haare und die zitternden Glieder: solche Leute schließen Sie aus Ihrem Rath aus, und setzen Sie an deren Statt solche Männer hinein, wenn Sie dergleichen finden können, wie Sie sind, bey denen die Weisheit vor den Jahren gekommen, und welche, gleich den frühzeitigen Bäumen, in der Jahrzeit der Blüthen schon Früchte tragen."

„Sie, der Sie das Haupt dieses Raths sind, und Ihre Republik regieren, bedenken Sie, daß der Ruhm oder die Schande der Begebenheiten vornehmlich auf Sie fallen

wird. Erheben Sie sich über sich selbst; sehen Sie, prüfen Sie Alles mit Aufmerksamkeit; vergleichen Sie das Glück des Krieges mit dem Unglück, welches er nach sich zieht; wägen Sie das Gute und das Uebel, das Für und das Wider in einer genauen Wage gegen einander ab, und verlieren Sie nie den Ausspruch des Hannibal aus dem Gesichte, daß eine Stunde hinreicht, das Werk vieler Jahre zu zerstören."

„Der Ruhm Ihres Vaterlandes ist älter, als man glaubt. Viele Jahrhunderte, ehe Venedig erbauet war, find' ich nicht nur den Namen der Venetianer, sondern auch eines ihrer Herzoge berühmt. Wollten Sie dem Eigensinn des Glücks einen Ruhm unterwerfen, welcher seit so langer Zeit und mit so großen Kosten erworben ist? Sie werden Ihrer Republik einen großen Dienst erweisen, wenn Sie ihr wahres Wohl dem Ruhm, welchen kriegerische Thaten Ihnen verschaffen könnten, vorziehen, und diesem ausgelassenen Volke nützliche und kluge Rathschläge geben, anstatt ihm scheinbare und glänzende Projekte vorzuhalten. Die Weisen sagen, man könne die Tugend nicht theurer erkaufen, als auf Kosten seines Ruhms. Wenn Sie diese Parthey ergreifen, so wird Ihnen eben das wiederfahren, was jenem Venetianischen Herzog, von dem ich rede; alle Welt wird Sie bewundern und Sie lieben."

„Um Ihnen nichts zu verbeelen, muß ich Ihnen gestehen, daß ich mit Betrübniß Ihr Bündniß mit dem König von Arragonien vernommen habe. Wie! Italiener rufen barbarische Könige zu Hülfe, um Italiener zu zerstören? Unglückliche Mutter! Was für eine Zuflucht wird dir übrig

blei-

bleiben, wenn deine eignen Kinder fremde Hände leihen, um deinen Busen zu zerreißen? Sie werden vielleicht sagen, daß Ihre Feinde Ihnen selbst dieses Beyspiel gegeben; ich antworte Ihnen darauf, daß sie eben so strafbar sind. Venedig, um seine Wuth zu sätigen, ruft die Tyrannen des Occident zu Hülfe; und Genoua, wie man sagt, die des Orient. Sehen Sie da die Quelle alles unsers Unglücks, welches uns so viele Thränen ausgepresset hat. Wir lassen uns durch die Bewunderung alles Fremden hinreißen, wir verachten, ich weiß nicht warum, alles, was wir in unserm eignen Lande finden, und so opfern wir die Italienische Treue der barbarischen Treulosigkeit auf. Unsinniges Verfahren! Wir suchen in feilen Seelen dasjenige, was wir unter unsern Brüdern finden könnten."

„Die Natur hatte uns die Alpen und die beiden Meere zu Schutzwehren gegeben. Die Habsucht, der Neid, der Hochmuth hatten diese Schutzwehren den Cimbern, den Hunnen, den Teutonen, den Galliern, den Spaniern geöffnet. Wie oft haben wir mit Thränen diese Verse des Virgil wiederholt!

Barbarus haec tam culta noualia miles habebit;
Barbarus has segetes: en quo discordia ciues
Perduxit miseros a).

„Zwischen Athen und Lacedämon herrschte ungefähr eine gleiche Eifersucht, als zwischen Ihnen; aber die beiden

a) Der fremde Krieger wird diese wohlgebauten Felder, der Barbar diese Saaten besitzen. So weit hat die Uneinigkeit die unglücklichen Bürger gebracht. Virg. Eclog. I.

Mächte waren einander bey weitem nicht so gleich; Lacedämon hatte einen Vorzug vor Athen, welcher es oft in den Stand setzte, es zu Grunde zu richten, wenn es gewollt hätte. Der Himmel bewahre mich, sagt' es, daß ich eines von den beiden Augen Griechenlands ausreißen sollte! Eine schöne Antwort, die Sparta's würdig war! Wenn sie aus dem Munde einer Nation gekommen ist, welcher Plato die Begierde zu siegen und zu herrschen vorwarf, was kann man denn nicht von dem sanftesten und bescheidensten aller Völker erwarten?"

„Mitten unter den Bewegungen, welche Sie beunruhigen, ist es mir nicht möglich ruhig zu bleiben. Indem ich sehe, wie jene Bäume fortschleppen, um Schiffe zu bauen, andre ihre Schwerter und Spieße wetzen, so würd' ich mich für schuldig halten, wenn ich nicht meine Feder, die mein Gewehr ist, ergriffe, nicht um Krieg zu führen, sondern zum Frieden zu rathen. Ich weiß wohl, mit was für Behutsamkeit man zu seinen Obern reden muß; aber die Liebe zum Vaterlande geht über Alles. Wenn sie mich über die Gränzen fortreißt, so wird sie mir bey Ihnen zur Entschuldigung dienen, und Sie verpflichten, mir zu verzeihen."

„Zu den Füßen der Oberhäupter der beiden Nationen, die sich bekriegen wollen, niedergeworfen, sag' ich zu ihnen mit Thränen in den Augen: Werfet die Waffen weg; gebet Euch den Kuß des Friedens; vereinigt eure Herzen und eure Fahnen. Durch dieses Mittel werden der Ocean und der Pontus Euxinus Euch offen stehen; Eure Schiffe werden glücklich nach Taprobane, nach den glücklichen Inseln, nach dem unbekannten Thule, und bis an die Pole kommen.

Die

Die Könige und Völker werden Euch entgegen gehen. Der Friede herrsche unter Euch, und Ihr werdet nichts zu befürchten haben. Leben Sie wohl, größter der Fürsten und beßter der Menschen.“

Padoua am 18ten März 1351. (Var. 1.)

Dieser Brief richtete nichts aus, ob er gleich die dringendsten Bewegungsgründe, welche die Venetianer zum Frieden überreden mußten, vereinigt. Die Gemüther waren zu sehr erhitzt, und die Zurüstungen zum Kriege schon gemacht. Andreas Dandolo stellt in seiner Antwort vom 22 May die Beleidigungen und Ungerechtigkeiten der Genoueser gegen die Venetianer, welchen sie sogar die Freyheit, sich ihres Guts zu bedienen, nehmen wollten, in einem sehr starken Lichte vor. Er beklagt sich, daß sie die Venetianer durch tausend Beschimpfungen gereizt, und wider ihren Willen gezwungen hätten, die Waffen zu ergreifen. „Sie sind nicht Brüder, sagt er, sondern häusliche Feinde, welches die allerärgsten sind, die man haben kann. Sie haben unsrer Geduld gemißbraucht: ihre ungezähmte Kühnheit hat sich alle Arten von Ausschweifungen erlaubt. Sie haben den Glanz Italiens verdunkelt, das Diadem dieser Königinn befleckt. Endlich, sie haben sich der ganzen Welt zu Meer und zu Lande verhaßt gemacht; und es ist kein Wunder, daß sie sich mit Andern nicht vertragen, da sie sich mit sich selbst nicht vertragen können.“ Er schließt damit, daß er sagt, die Venetianer unternähmen den Krieg aus keiner andern Ursach, als um ihrem Vaterlande einen rühmlichen Frieden zu verschaffen, welcher ihnen lieber sey, als ihr Leben.

In dieser Antwort lobt Andreas Dandolo die Beredt-

samkeit des Petrarca und seinen durchdringenden Geist sehr. Er sagt, „sein Brief sey ein männliches und heiliges Werk, welches nur aus einer vom Geiste Gottes erfüllten Seele geflossen syn könne. Sie sind uns sehr lieb, sagt er am Schlusse seines Briefes; aber Sie werden es noch mehr syn, wenn Sie uns oft mit dergleichen Werken beschenken.“ (Var. 2.)

Am 28ten dieses Monats März legte Petrarca die letzte Hand an eine Kanzone über den Tod der Laura, die er im vorigen Jahre angefangen hatte, und die mir würdig scheint, in diesen Nachrichten gelesen zu werden. Ich übersetze sie in Prosa, um dem Sinn des Verfassers desto getreuer zu bleiben.

Ein und vierzigste Kanzone a).

„O Liebe, ist es dein Wille, wie es scheint, daß ich mein altes Joch wieder aufnehme, so mußt du, um mich zu überwinden, vorher einen ganz neuen und wunderbaren Beweis deiner Macht ablegen. Suche meinen geliebten Schatz in der Erde, wo man ihn mir Armen verborgen; suche das edle reine Herz, an welchem mein Leben hieng; und wenn es

---

a) Amor, se vuoi ch'i' torni al giogo antico,
Come par che tu mostri; un altra prova
Maravigliosa e nova,
Per domar me, convienti vincer pria:
Il mio amato tesor in terra trova,
Che m'é nascosto, ond 'io son sì mendico;
E'l cor saggio pudico
Ove suol albergar la vita mia:
E s' egli é ver che tua potenza sia

Nel

es wahr ist, daß deine Macht im Himmel und im Reiche der Schatten so vieles vermag, wie man sagt, (wie viel du hier bey uns vermögest, das weiß jedes fühlende Herz!) so nimm dem Tode seinen Raub wieder ab, so zeig' uns aufs neue deine Gottheit in ihrem schönen Gesichte."

„Gieb ihrem holden Angesichte jenes heitere Licht wieder, welches mich führte; und jene sanfte Flamme, die ach! noch jetzt, da sie schon erloschen ist, mich verzehrt; was mußte sie dann nicht thun, da sie noch brannte? Nein, kein schmachtender Hirsch suchte je mit solcher Begierde die Quelle, als ich die süße Gewohnheit, die Quelle so vieler Schmerzen, auch auf meine künftigen Tage; wenn ich anders mich selbst und meine liebevolle Sehnsucht kenne. Sie verwirret meine Seele; sie führt mich in Gegenden, wo ich keinen Ausweg finde;

Nel ciel sì grande, come si ragiona,
E nell' abisso: (perchè quì fra noi
Quel che tu vali e puoi,
Credo che'l senta ogni gentil persona)
Ritogli a Morte quel ch'ella n'ha tolto;
E ripon le tue insegne nel bel volto.

Riponi entro'l bel viso il vivo lume
Ch'era mia scorta; e la soave fiamma
Ch'ancor, lasso, m'infiamma
Essendo spenta; or che fea dunque ardendo?
E' non si vide mai cervo, nè damma
Con tal desio cercar fonte, nè fiume;
Qual io il dolce costume
Ond' ho già molto amaro, e più n'attendo;
Se ben me stesso e mia vaghezza intendo:

finde; sie treibt meinen müden Geist, Dinge zu verfolgen, die ich nie zu erreichen hoffen kann. Auf dein Rufen hör' ich nicht: außer Deinem Reiche hast du keine Macht."

„Laß mich wieder jene liebliche Stimme hören, die noch in meinem Innern erschallet; jenen Gesang, welcher mächtig war, Unwillen und Zorn zu besänftigen, den stürmischen Geist zu erheitern, und jeden trüben Nebel zu zerstreuen; welcher meinen Gesang über sich selbst zu einer Höhe erhob, die er jetzt nicht erreichen kann. Gieb mir Hoffnungen, die meinen Wünschen gleichen; und dann, wenn die Seele alle ihre Kräfte fühlt, so gieb meinen Augen und meinen Ohren ihren eigenthümlichen Gegenstand; ohne welchen ihre Wirkungen

---

Che mi fa vaneggiar sol del pensero,
E gir in parte ove la strada manca;
E con la mente stanca
Cosa seguir che mai giunger non spero.
Or al tuo richiamar venir non degno:
Che signoria non hai fuor del tuo regno.

Fammi sentir di quel aura gentile
Di fuor, siccome dentro ancor si sente;
La qual' era possente
Cantando d'acquetar gli sdegni e l'ire;
Di serenar la tempestosa mente,
E sgombrar d'ogni nebbia oscure, e vile;
Ed alzava 'l mio stile
Sovra di sé, dov'or non poria gire.
Aguaglia la speranza col desire;
E poi che l'alma è in sua ragion più forte;
Rendi a gli occhi, a gli orecchi il suo proprio obbietto;
Senza 'l qual', imperfetto

lungen unvollkommen sind, mein Leben dem Tode gleichet. Vergebens versuchest du jetzt deine ganze Macht über mich, so lange die Erde meine erste Liebe bedeckt."

„Laß mich den schönen Blick wiedersehen, vor welchem, wie vor den Strahlen der Sonne, das Eis, welches mich bedeckte, zerschmolz. Führe mich an den Ort, wo ich ohne Wiederkehr mein Herz verlor. Nimm deine vergoldeten Pfeile, nimm den Bogen, und laß mich jene holden Worte hören, die mich lehrten, was die Liebe sey. Bewege jene Zunge, wo unaufhörlich die Netze, die mich fiengen, und die Lockspeise, nach welcher ich noch immer schmachte, ausgestellt waren: und verbirg deine Fallstricke zwischen jenen lockigten golonen Haaren, die allein mich fangen können. Breite mit deinen

---

'E lor oprar', e 'l mio viver' è morte.
Indarno or sopra me tua forza adopre;
Mentre 'l mio primo amor terra ricopre.

Fa ch'io riveggia il bel guardo ch'un Sole
Fu sopra 'l ghiaccio ond'io solea gir carco,
Fa ch'io ti trovi al varco
Onde senza tornar passò 'l mio core.
Prendi i dorati strali e prendi l'arco;
E facciamisi udir siccome sole,
Col suon delle parole
Nelle quali io 'mparai, che cosa è amore.
Movi la lingua ov' erano a tutt' ore
Disposti gli ami ov' io fui preso, e l'esca
Ch'i' bramo sempre: e i tuoi lacci nascondi
Fra i capei crespi e biondi:
Che'l mio voler' altrove non s'invesca.

deinen Händen jene flatternden Locken den Winden aus: da kannst du mich fesseln, und mein Herz beglücken.“

„Wer könnte von den goldenen Banden mich befreyen, die in ungeschmückter Schönheit, nachlässig und ungelockt alle Kunst beschämten? Wer von dem feurigen Blick ihrer lieblich zürnenden Augen, welcher Tag und Nacht die liebevolle Begierde in mir entzündete; wenn der Hain und die Gefilde sich mit Laub und Kräutern bekleideten, oder wenn sie ihren Schmuck ablegten? Aber da der übermüthige Tod die theuren Banden zerrissen hat, die ich mit der Freyheit zu vertauschen fürchtete; da du in der ganzen Welt nichts fändest, was mich aufs neue zu fesseln vermögte: was nützt es dir denn, o Liebe, noch einmal deine Listen zu versuchen? Jene Zeit ist nicht mehr; jene Waffen, vor denen ich erzitterte,

---

Spargi con le tue man le chiome al vento:
Ivi mi lega; e puomi far contento.

Dal laccio d'or non sia mai chi mi scioglia
Negletto ad arte e'nnanellato, ed irto;
Ne dell' ardente spirto
Della sua vista dolcemente acerba;
La qual dì, e notte, più che lauro o mirto,
Tenea in me verde l'amorosa voglia;
Quando si veste e spoglia
Di fronde il bosco, e la campagna d'erba.
Ma poi che morte è stata si superba,
Che spezzò'l nodo ond'io temea scampare;
Nè trovar puoi, quantunque gira il mondo,
Di che ordischi 'l secondo;
Che giova, Amor, tuo' ingegni ritentare.

Passata

terte, hast du verloren: was hab' ich denn noch von dir zu fürchten?"

„Deine Waffen waren jene Augen, welche Pfeile, von einer unsichtbaren Flamme entbrannt, in mein Herz warfen, gegen die meine Vernunft nichts vermogte; (denn welcher Mensch kann dem Himmel widerstehen?) jenes Reden, jenes Schweigen; jenes Lächeln, jener Scherz; jene sittsamen Gebehrden, jene holden Gespräche; jene Worte, welche die niedrigste Seele veredelt hätten; jenes englische, demüthige, unschuldige Gesicht, welches Jedermann bewunderte; jenes Sitzen, jenes Stehen, welches den staunenden Betrachter in Zweifel setzte, was er am mehrsten bewundern sollte. Mit diesen Waffen bezwangest du die härtesten Herzen: jetzt hast du sie verloren; und ich bin sicher."

„Durch

Passata è la stagion; perduto hai l'arme
Di ch'io tremava: omai che puoi tu farme?

L'arme tue furon gli occhi onde l'accese
Saette uscivan d'invisibil foco,
E ragion temean poco;
Che contra'l ciel non val difesa umana:
Il pensar', e'l tacer'; il riso, e'l gioco;
L'abito onesto, e'l ragionar cortese;
Le parole che'ntese
Avrian fatta gentil d'alma villana;
L'angelica sembianza, umile, e piana;
Ch'or quinci, or quindi udia tanto lodarsi;
E'l sedere, e lo star, che spesso altrui
Poser' in dubbio, a cui
Dovesse il pregio di più laude darsi.
Con quest' arme vincevi ogni cor duro:
Or se tu disarmato; i' son sicuro.

Gli

„Durch tausend Bande weißt du die Herzen, die der Himmel deiner Herrschaft unterwirft, zu fesseln: mich konntest du nur durch ein einziges fesseln: (so wollt' es der Himmel!) und dieses einzige ist zerrissen. Aber ich freue mich meiner Freyheit nicht; ich weine, und seufze: Ach, edle Pilgerinn! warum mußtest du eher als ich den Schauplatz verlassen, den ich doch vor dir betreten hatte? Gott, der dich so bald dieser Welt entnahm, zeigte uns eine so große, so erhabne Tugend, nur um unsre Begierde zu entflammen. Hinfort, o Liebe, fürcht' ich keine neue Wunden von deiner Hand. Vergebens spannest du deinen Bogen; er trifft mich nicht; als jene holden Augen sich schlossen, verlor er seine Kraft."

„Ja,

Gli animi ch'al tuo regno il cielo inchina,
Leghi ora in uno, ed or 'in altro modo:
Ma me sol ad un nodo
Legar potei; che'l ciel di più non volse.
Quell' uno è rotto; e'n libertà non godo:
Ma piango, e grido: Ahi nobil pellegrina,
Qual sentenza divina
Me legò innanzi, e te prima disciolse?
Dio, che sì tosto al mondo ti ritolse,
Ne mostro tanta, e si alta virture
Solo per infiammar nostro desio.
Certo omai non tem 'io,
Amor, della tua man nove ferute.
Indarno tendi l'arco: a voto scocchi:
Sua virtù cadde al chiuder de' begli occhi.

Morte

„Ja, der Tod hat mich von allen deinen Gesetzen, o Liebe, befreyet. Meine Beherrscherinn ist in den Himmel hinauf gegangen, und hat mir ein unglückliches, wiewohl freyes Leben hinterlassen.“

In dem Sonett, welches auf diese Kanzone folgt, sagt Petrarca: „Der Tod hat das Band, in welchem ich ein und zwanzig Jahre gefangen war, zerrissen: nie hab' ich eine solche Last getragen, und nunmehro glaub' ich nicht, daß ein Mensch vor Schmerzen sterbe. Die Liebe, welche mich noch nicht verlieren wollte, legte mir ein neues Fallstrick, dem ich mit vieler Mühe entgieng. Der Tod hat mich noch einmal aus demselben gerettet a).“

Diese Kanzone und dieses Sonett geben Ursach zu glauben, daß Petrarca Neigung gegen ein anders Frauenzimmer bekommen, welches der Tod ihm auch entrissen. Ich habe

---

Morte m'ha sciolto, Amor, d'ogni tua legge;
Quella che fu mia Donna, al Cielo è gita,
Lasciando trista, e libera mia vita.

a) L'ardente nodo ov' io fu d'ora in ora
Contando anni ventuno interi preso,
Morte disciolse: nè giammai tal peso
Provai: nè credo ch'uom di dolor mora.
Non volendomi Amor perder ancora,
Ebbe un altro lacciuol fra l'erba teso,
E di nov' esca un' altro foco acceso,
Tal ch'a gran pena indi scampato fora:
— — — — — —
Morte m'ha liberato un' altra volta.

habe in seinen Werken nichts gefunden, welches uns über diese Anekdote Licht geben könnte. Wenn man die Sache genau nehmen will, so wird man einige Widersprüche zwischen der Kanzone und dem Sonett finden.

Am 6ten April dieses Jahres erinnerte er sich, daß Laura an eben diesem Tage, vor drey Jahren, gestorben sey, und machte ein anders Sonett, welches sich mit der Ausrufung endigte: „Ach! wie schön wär es gewesen, vor drey Jahren zu sterben a)!“

An eben dem Tage, da er dieses Sonett machte, sah er seinen Freund Boccaccio ankommen, welchen die Republik Florenz an ihn abschickte, um ihm die Zurückberufung in sein Vaterland, und die Wiedererstattung seines väterlichen Gutes anzukündigen.

Petrarca's Freunde hatten oft darum angehalten, daß man ihm dieses Gut, welches ungerechter Weise konfiscirt war, weil sein Vater unschuldig gewesen, wieder erstatten mögte. Man gestand dieses ein; man erkannte die Gerechtigkeit dieser Wiedererstattung; aber da die Guelphische Parthey noch immer die herrschende war, so hatte man sie stets unter verschiedenen Vorwänden vereitelt.

Endlich behielten Petrarca's Freunde im Senat die Oberhand. Man beschloß, sein Gut auf öffentliche Kosten wieder zu kaufen, es ihm wieder zu geben, und den Boccaccio nach Padoua an ihn abzuschicken, um ihm diese Wiedererstattung anzukündigen, und ihn zu nöthigen, daß er in sein

---

a) Oh che bel morir' era hoggi à terz' anno!

sein Vaterland zurückkommen mögte. Boccaccio brachte ihm folgenden Brief von dem Senat:

An den ehrwürdigen Herrn Petrarca, Kanonikus von Padoua, gekrönten Dichter, unsern lieben Mitbürger, der Prior der Künste, der Gonfaloniere der Gerechtigkeit des Volkes von Florenz.

„Edler Abkömmling unsers Vaterlandes! Schon lange hat Ihr Ruhm unsre Ohren getroffen, und unsre Gemüther bewegt. Ihre große Gelehrsamkeit und die bewundernswürdige Kunst, in welcher Sie sich so sehr hervorthun, hat Sie mit dem Lorbeer geschmückt, der Ihre Stirne kränzt, und machen Sie würdig, der Nachwelt zum Muster und zur Aufmunterung zu dienen. In den Herzen Ihrer Mitbürger werden Sie alle die Empfindungen der Hochachtung und der Freundschaft finden, die Sie verdienen; damit in Ihrem Vaterlande nichts Ihre Augen beleidige, so erstatten wir Ihnen jetzt aus eigner Freygebigkeit und aus einer Regung der väterlichen Zärtlichkeit, die wir immer gegen Sie gehegt, die Güter Ihrer Vorfahren, ohne Ausnahme, die wir auf öffentliche Kosten wieder gekauft haben. Das Geschenk ist an sich klein, und Ihren Verdiensten wenig angemessen; aber Sie werden es höher schätzen, wenn Sie auf unsere Gesetze, auf unsere Gewohnheiten Rücksicht nehmen, und an diejenigen denken, die es nicht haben erhalten können. Sie können also, wenn es Ihnen gefällt, in dieser Stadt wohnen, worinn Sie geboren sind. Wir schmeicheln uns, daß Sie, voller Liebe für Ihr Vaterland, nicht anderswo den Beyfall, welchen Sie verdienen, und die Ruhe, welche Sie lieben, suchen werden.“

„Wir lesen bewundernswürdige Dinge von dem Virgil und einigen andern Schriftstellern des Alterthums, die unser Jahrhundert bedauren muß. Sie werden keine Cäsarn, keine Mäcenas unter uns finden; diese Titel sind uns unbekannt; aber Sie werden Mitbürger finden, die eifrig für Ihren Ruhm besorgt, die begierig sind, Ihr Lob bekannt zu machen und Ihren Namen zu verbreiten; die äußerst empfindlich sind gegen die Ehre, daß unsere Stadt einen Mann hervorgebracht, der in der Welt nicht seines gleichen hat. Nein, das Alterthum hat keinen gesehen, und die Nachwelt darf sich nicht schmeicheln, einen zu sehen, der ihm gleiche. Wir wissen alles, was der Name eines Dichters glänzendes und seltenes an sich hat. Ennius hatte nicht Unrecht, die Dichter heilig zu nennen, weil sie gewißermaßen von dem göttlichen Geiste beseelt sind; deßwegen bekränzte man sie mit Epheu, Myrthen und Lorbeer, gleich den Helden, welche Triumphe halten. Diese verewigen sich durch ihre Thaten, jene durch ihre Werke. Es ist schön, für die Republik gut handeln, sagt Sallustius; nicht viel weniger ist es, gut reden. So macht man sich im Krieg und im Frieden berühmt. Diejenigen, welche große Handlungen verrichten, und diejenigen, welche sie beschreiben, verdienen auf gleiche Weise gelobt zu werden; und der Ruhm, wie Lukan sagt, setzet sie vor der alles verderbenden Zeit in Sicherheit.“

„Wenn der Geist Virgils, oder des beredten Cicero in der Hülle eines sterblichen Leibes wieder in dieser Welt erschienen, so würden wir keine größere Ehrfurcht für dieselben haben, als für Sie. Warum lobt man lieber das, wovon man reden hört, als das, was man vor Augen hat?

Wir

Wir singen Ihr Lob, und Sie erregen unsre Bewunderung. Wer sollte nicht erstaunen, so wenig gute Schriftsteller, und noch weniger Dichter, unter dem großen Haufen von guten Köpfen unter uns, die sich auf so verschiedne Wissenschaften legen, zu finden? Cicero giebt den Grund dieser Seltenheit an; es ist die Größe der Sache, und die Schwierigkeit, glücklich darinn zu seyn. Seit langer Zeit hörte man gar nicht mehr davon; Sie sind durch die Stärke Ihres Genies und durch einen großen Fleiß dazu gelanget."

„Wir haben, nach reiflicher Ueberlegung, beschlossen, unsere Stadt zu erheben, indem wir Wissenschaften und Künste in derselben empor bringen, überzeugt, daß diese ihr, wie Rom ihrer Mutter, eine Art von Herrschaft über ganz Italien geben würden. Das, was wir wünschen, was unter den Alten selten war, das sind Sie allein im Stande zu thun. Ihr Vaterland beschwöret Sie, bey allem, was heilig ist, bey allen Rechten, die es über Sie hat, ihm Ihre Zeit zu wiedmen, den Vorsitz und die Aufsicht über die Wissenschaften zu führen, damit Sie über alle andere den Vorzug davon tragen. Es wird bloß auf Sie ankommen, das Buch zu wählen, welches Sie erklären wollen, und Sie werden in dieser Absicht alles thun, was Ihrem Ruhm und Ihren Beschäfftigungen am gemäßesten seyn wird."

„Die größten Dinge haben oft den kleinsten Anfang gehabt. Es wird nicht an geschickten Leuten unter uns fehlen, die vielleicht unter Ihrer Aufsicht die Gedichte, welche sie gemacht haben, herausgeben werden. Legen Sie die letzte Hand an Ihr Afrika, (dieses unsterbliche Gedicht, welches Sie beschäfftigt) stellen Sie unter uns die Musen, welche so

lange Zeit vernachläßigt worden, wieder her. Sie haben genug die Welt durchreiset; Sie kennen die großen Städte und die Sitten aller Nationen; es ist Zeit, einen festgesetzten Aufenthalt zu wählen. Kommen Sie in Ihr Vaterland, welches Sie, nach einer langen Abwesenheit, mit lauter Stimme rufet, welches vielleicht noch Keinem wiederfahren ist. Die Obrigkeiten und das Volk, die Großen und die Kleinen verlangen nach Ihnen; Ihre Hausgötter, Ihr wieder erhaltenes Feld erwarten Sie mit Ungeduld. Wenn Sie in unserm Styl etwas finden, das Ihnen mißfallt, so ist das ein Grund mehr, den Wünschen Ihres Vaterlandes Gehör zu geben. Sie sind sein größter Ruhm; Sie sind uns deßwegen theuer, und Sie werden es noch mehr seyn, wenn Sie seinen Befehlen gehorchen. Wir hätten Ihnen noch vieles zu sagen; wir haben es aber dem Johann Boccaccio, unserm Gesandten, der Ihnen diesen Brief überbringt, aufgetragen, und wir bitten Sie, ihm, nicht anders als uns selbst, zu glauben."

Man sieht aus diesem Briefe die wahre Ursach, welche endlich die Florentiner bewog, diese so lange verschobene Erstattung zu thun. Matth. Villani erzählt, nachdem die Stadt Florenz durch die Pest äußerst entvölkert worden, hätten die Einwohner, um sie volkreich und blühend zu machen, beschlossen, eine Universität anzulegen, auf welcher alle Wissenschaften, vornehmlich das bürgerliche und kanonische Recht und die Theologie gelehrt werden sollten. Dem zufolge ließen sie Schulen bauen, wiesen auf öffentliche Fonds die nöthigen Einkünfte an, und beriefen die beßten Professoren von aller Art, welche am 6ten November 1348 ihren Unterricht anfiengen.

Im

Im folgenden Jahre billigten der Pabst und die Kardinäle die Stiftung dieser Universität, und bewilligten ihr alle die Vorzüge, deren die Universitäten zu Paris und Bologna u. s. w genossen. Die Florentiner sahen wohl ein, daß sie nichts bessers thun könnten, als dem Petrarca die Aufsicht über diese Anstalt anzuvertrauen, um ihr mehr Glanz zu geben, und den Geschmack an den Wissenschaften in derselben zu beleben. Dieses bewog endlich die Guelphische Parthey, welche noch immer in Florenz herrschte, dem Petrarca eine Gnade zu erweisen, die ihm so oft abgeschlagen war. Nichts war verbindlicher, als der Brief, welchen man an ihn schrieb. Boccaccio erhielt den Auftrag, ihn zu überbringen, weil man, wegen der Verbindung, worinn er mit ihm stand, glaubte, daß keiner besser im Stande seyn würde, als er, ihn zu bewegen, die Wünsche seines Vaterlandes zu erfüllen.

Die Ankunft des Boccaccio, der ihm eine so angenehme Nachricht und einen so schmeichelhaften Brief überbrachte, war einer der schönsten Augenblicke in Petrarca's Leben. Hier ist seine Antwort.

„Ich habe genug gelebt, meine Mitbürger, nach jenem Satze des Weisen: Man muß sterben, wenn man nichts mehr zu wünschen übrig hat. Ich habe niemals weder nach Reichthümern, noch nach Ehren getrachtet; mein Leben hat dieses genugsam bewiesen. Mein einziger Wunsch und meine Sorge ist gewesen, ein rechtschaffener Mann zu seyn, und die Gewogenheit der Rechtschaffenen zu verdienen. Wenn ich das Erstere noch nicht erreicht habe, so lehrt mich Ihr Brief, der mir so viel Erstaunen als Freude verursachet

hat, daß mir in Absicht des Zweyten nichts mehr zu wünschen übrig ist.“

„Wie Plutarch zum Kaiser Trajan sagte: Ich freue mich über mein Glück, und wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Tugend. Sie scheinet mir ein Wunder in einem Zeitalter, das so sehr von allem Guten entblößt ist, und man muß erstaunen, so viel von öffentlicher und so zu sagen populärer Freyheit unter der großen Anzahl von Unterthanen, woraus Ihre Republik bestehet, zu finden.“

„Erhabne und edelmüthige Männer! Wenn ich gegenwärtig wäre, hätt' ich dann wohl mehr fordern können, als Sie mir in meiner Abwesenheit, und ohne daß ich es forderte, bewilligt haben? Welches Vaterland hat wohl dem beßten seiner Mitbürger eine so große Ehre erwiesen? Rom hat den Cicero, den Rutilius, den Metellus aus der Verbannung zurückberufen; aber es hatte sie ungerechter Weise verwiesen: es hat den Kamillus zurückberufen; aber zu einer Zeit, da es sich ohne ihn nicht helfen konnte; eben die Ursach bewog Athen, den Alkibiades zurückzurufen. Man hat kein Beyspiel, daß man von freyen Stücken einen abwesenden Mitbürger zurückberufen hätte, ohne durch eine Gefahr des Vaterlandes dazu genöthiget zu seyn.“

„August gab dem Virgil sein Feld wieder; aber er hatt' es ihm geraubt. Hat man wohl jemals einen öffentlichen Senat dem Sohn ein Gut wieder geben sehen, welches der Vater durch seine Schuld verloren hatte? Mit wie viel zärtlichen Ausdrücken, Liebkosungen und Schmeicheleyen, mit was für Bitten haben Sie nicht die Wiedererstattung meines väterlichen Guts gewürzt, nachdem Sie es auf öf-

fentliche

sentliche Kosten gekauft hatten? Wenn ich es mit den Blumen Ihrer Beredtsamkeit ausgeschmückt sehe, so beneid' ich nicht länger die fruchtbarsten Felder von Afrika und Sicilien, noch jene Gefilde Kampaniens, wo Ceres und Bachus mit ihren Gaben zu wetteifern scheinen. Mehr gerührt von dem, was Sie mir schmeichelhaftes sagen, als von der Wohlthat, die Sie mir erweisen und je erweisen könnten, fehlt meinem Glücke weiter nichts, als dasjenige zu verdienen, wovon ich fühle, daß ich es bloß Ihrer edelmüthigen Freygebigkeit zu danken habe."

„Es ist ein großer Trost für mich, mich in mein Vaterland wieder hergestellt zu sehen, wo mein Vater, mein Großvater, mein Aeltervater alt geworden sind, und sich mehr durch ihre Treue und durch ihren Eifer, als durch geräuscherte Bildnisse hervorgethan haben. Mir, der ich weiter geflogen bin, auf Flügeln, die ich der Natur oder dem Glücke zu danken habe, bieten Sie einen Zufluchtsort an, wo ich mich nach so vielen Herumschwerfungen ausruhen kann. Dieses ist ein kostbares Geschenk, ich gesteh es; aber das, was Sie noch hinzugefügt haben, ist noch kostbarer, und wird immer ein Sporn für mich seyn, der mich zum Ruhm und zur Tugend antreiben wird."

„Nehmen Sie meine Danksagungen, so wie sie sind; und wenn sie Ihrer Wohlthätigkeit nicht entsprechen, so halten Sie sich deßwegen bloß an sich selbst. Ich müßte viel beredter seyn, als ich bin, wenn ich eine Dankbarkeit ausdrücken wollte, die den empfangenen Wohlthaten gemäß wäre. Was ich sage, wird immer weit unter dem seyn, was ich gerne sagen mögte."

„Darf ich es wagen, von Ihren Gunstbezeugungen überhäuft, mir die Antwort zuzueignen, welche August mit Thränen in den Augen dem Senat sagte? Da ich den Gipfel meiner Wünsche erreicht habe, was kann ich anders von den Göttern bitten, als daß eure Gewogenheit so lange als mein Leben dauren mög? Ich erinnere mich, daß ich es im vorigen Jahre, da ich von Rom zurückkam, zu den Vorstehern Ihres Senats gesagt habe.“

„Johann Boccaccio, der Ueberbringer Ihres Briefes und Ihrer Befehle, wird Ihnen sagen, wie sehr ich wünsche, Ihnen zu gehorchen, und was für Entwürfe ich zu meiner Rückkehr gemacht habe; ich habe sie ihm anvertrauet, um ihn auch etwas bey dieser Sache thun zu lassen. Wenn er Ihnen diesen Brief einhändigt, wird er Ihnen meine Gesinnungen bekannt machen; ich bitte Sie, alles, was er Ihnen von mir sagen wird, zu glauben, als wenn ich es selbst sagte. Der Himmel gebe, daß Ihre Republik immer blüben möge!“

Padoua, am 6ten April. (Var. 4.)

Aus der Freude, welche Petrarca bezeuget, in sein Vaterland zurückberufen zu seyn, dessen Liebe in seinem Herzen durch die Liebe zur Laura nicht mehr überwogen wurde, sollte man glauben, daß er nichts angelegeners gehabt habe, als die Wünsche seiner Mitbürger zu erfüllen, sich zu Florenz niederzulassen, und die Aufsicht über die Universität zu übernehmen, die man daselbst errichtet hatte.

Was konnt' ihn auch wohl im Grunde zurückhalten? Die Stadt Padoua war ihm seit dem Tode des Jakob von Karrara verhaßt; er hatte seinen Freunden versprochen, nicht wieder in die Grafschaft zurückzukehren; und doch gieng

er

er nicht nach Florenz, wohin so viele Bewegungsgründe ihn ziehen mußten, sondern faßte auf einmal den Entschluß, nach Avignon und nach Vauklüse zu gehen. Dieses scheinet anfangs sehr seltsam; aber in einem Briefe an einen Freund führt er folgende Gründe davon an.

„Sie wissen, daß ich entschlossen war, nicht wieder nach Vauklüse zurückzukehren. Aber auf einmal bemächtigte sich meiner eine Begierde dahin zu gehen, worüber ich nicht Herr gewesen bin. Es ist nicht irgend eine Hoffnung, was mich hinziehet; es ist nicht das Vergnügen, an einem so wilden Orte; es ist nicht die Freundschaft, (der edelste Bewegungsgrund, der die Menschen bestimmen kann) was für Freunde könnt' ich haben in einer Einöde, wo man den Namen der Freundschaft nicht einmal kennet, wo die Einwohner, allein mit ihren Netzen oder mit der Anbauung ihrer Oliven und ihrer Weinberge beschäfftigt, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft und des Umgangs nicht kennen?"

„Sehen Sie hier das vernünftigste, was ich anführen kann, diese Veränderung meiner Seele zu entschuldigen. Die Liebe zur Einsamkeit und zur Ruhe hat mich zu dem Entschlusse gebracht, den ich gefaßt habe. Gar zu bekannt, gar zu gesucht in meinem Vaterlande, gelobt, geschmeichelt bis zum Ekel, such' ich einen Ort, wo ich allein, unbekannt und unberühmt leben kann. Nichts scheint mir vor einem einsamen und ruhigen Leben den Vorzug zu verdienen."

„Die Idee meiner Einöde zu Vauklüse hat sich mir mit allen ihren Reizen vorgestellt: indem ich an jene Hügel, jene Quellen, jene Gehölze, die meinem Studieren so günstig waren, dachte, empfand ich im Grunde meiner Seele ein

Ver-

Vergnügen, welches ich nicht beschreiben kann. Ich wundere mich nicht mehr, daß Kamillus, jener große Mann, welchen Rom verbannete, nach seinem Vaterlande seufzte, wenn ich bedenke, daß ein Mensch, welcher an den Ufern des Arno geboren worden, sich nach einem Aufenthalt jenseits der Alpen sehnt. Die Gewohnheit ist eine andere Natur. Diese Einöde ist durch meinen Aufenthalt gleichsam mein Vaterland geworden. Was mich am mehrsten reizet, ist, daß ich daselbst an einige Werke, die ich angefangen habe, die letzte Hand zu legen gedenke. Ich bin neugierig gewesen, meine Bücher wieder anzusehen, sie aus den Koffern, worein sie verschlossen waren, herauszuziehen, um sie ans Tageslicht und vor die Augen ihres Herrn zu bringen."

„Endlich, wenn ich meinen Freunden nicht Wort halte, so müssen Sie mirs vergeben; es kömmt von der Veränderlichkeit der menschlichen Seele, von welcher keiner frey ist, als die vollkommnen Menschen, welche nie das höchste Gut aus den Augen verlieren. Die Einförmigkeit ist die Mutter des Ueberdrusses, welchen man nicht anders, als durch Veränderung des Orts vermeiden kann." (Fam. L. II. Ep. 12. M. R.)

Er reiste am 3ten May von Padoua ab, und nahm seinen Sohn Johann, welchen er aus der Schule des Gilbert von Parma zurückgenommen hatte, mit sich. „Ich nahm ihn mit, sagt er, damit seine Gegenwart mich erinnern möchte, ihm Gutes zu thun. Was würde aus diesem Kinde geworden seyn, wenn er das Unglück gehabt hätte, mich zu verlieren?" Seine Freunde, die ihn begleiteten, stellten ihm vor, daß er diese Stadt nicht verlassen dürfe, ohne sein

oftma-

oftmaliges Versprechen, einige Verse auf das Grabmal des Jakob von Karrara zu machen, an welchem die beßten Bildhauer Italiens damals arbeiteten, zu erfüllen.

Diese Vorstellung setzte Petrarca'n in Verlegenheit. Weit entfernt dasjenige abzuschlagen, was man von ihm forderte, durft' er nicht einmal warten, bis man es forderte: aber er hatte schon alles zu seiner Abreise fertig gemacht; er konnte sie nicht verschieben, und er war nicht aufgelegt Verse zu machen. Er faßte alsobald, wie durch eine Art von Eingebung, seinen Entschluß: in Begleitung einiger wenigen Freunde begab er sich in die Kirche der Augustiner, wo Jakob von Karrara begraben war. Er fand sie verschlossen; es war schon über Mittag; er mußte warten, bis die Küster ihre Mittagsruhe gehalten hatten.

So bald die Thüre geöffnet war, gieng Petrarca allein in die Kirche, setzte sich bey dem Grabe nieder, und machte sechszehn lateinische Verse, welche er seinen Begleitern gab, mit den Worten: „Ich wollte gern etwas bessers machen; aber ich habe keine Zeit; Sie werden unter diesen Versen diejenigen aussuchen, die Ihnen am beßten gefallen werden, um sie auf den Marmor hauen zu lassen, wenn Sie oder ich vor der Vollendung des Grabmals nicht noch etwas bessers finden.“

Nachdem er seinen Freunden diese Verse gegeben hatte, denen man die Eilfertigkeit, mit welcher sie gemacht worden, etwas ansieht, so stieg er zu Pferde und nahm seinen Weg nach Vicenza, wo er mit Untergang der Sonne ankam. Er war zweifelhaft, ob er daselbst bleiben, oder den übrigen Theil des Tages dazu anwenden sollte, noch weiter

zu

zu reisen. Die Begegnung einiger verdienstvollen Leute, wovon diese Stadt voll war, gab seiner Unschlüssigkeit bald den Ausschlag. Es kam unter ihnen zu einer interessanten Unterredung: die Nacht brach ein, ohne daß Petrarca es gewahr wurde. „Ich habe oft erfahren, sagt er hierüber, daß unsre Freunde die größten Räuber unsrer Zeit sind; aber darf man sich über diesen Raub beklagen, und kann man wohl einen bessern Gebrauch von seiner Zeit machen, als sie mit seinen Freunden hinzubringen?“

Nachdem sie verschiedne Materien durchgegangen, fiel das Gespräch auf den Cicero, und nun ward an nichts anders mehr gedacht. Ein jeder sagte seine Meynung, und man bestrebte sich in die Wette, diesen großen Mann zu loben; aber da in dieser Welt nichts ganz vollkommen ist, so sagte Petrarca, nachdem er sein göttliches Genie und seine Beredtsamkeit bis an den Himmel erhoben hatte, verschiedenes über seinen Leichtsinn und seine veränderlichen Gesinnungen. Jedermann gerieth über diese Dreistigkeit in Erstaunen, und vornehmlich ein Mann, der durch sein Alter und seine Kenntnisse ehrwürdig, und dabey ein fast abgöttischer Verehrer des Cicero war.

Petrarca, welcher die Gemüther durch das, was er gesagt hatte, ein wenig in Bewegung gesetzt sah, zog die vor kurzem gemachte Sammlung seiner freundschaftlichen Briefe aus seiner Brieftasche, denen er am Ende einige Briefe an gewisse große Männer des Alterthums einverleibt hatte, um einige Abwechselung in diese Sammlung zu bringen, und den Ueberdruß, der aus einer gar zu großen Einförmigkeit entsteht, zu vermeiden.

Unter

Unter diesen Briefen finden sich zwey an den Cicero. In dem einen lobt er sein Genie, in dem andern tadelt er seinen Charakter. Petrarca ließ sie durch einen Vicentinischen Dichter, Namens Pulci, vorlesen. Dieses that die Wirkung, die es thun mußte: die mehrsten der Anwesenden gestanden, daß die Kritik gerecht sey. Der Alte hatte so starken Gründen nichts gründliches entgegen zu setzen; aber er war zu eigensinnig, als daß er sich hätte ergeben sollen. Er redete von nichts, als von dem großen Namen des Cicero, von dem Ruhm, den er seit so vielen Jahrhunderten genossen. Ach! meine Herren, sagt' er, ich bitte Sie, reden Sie mit mehrerer Ehrerbietung von einem so großen Manne. Verschonen Sie mich mit dem Schmerz, Uebels von ihm reden zu hören.

Als man ihn fragte, ob er glaube, daß er unmöglich irren könne, so macht' er die Augen zu, schüttelte mit dem Kopfe und wiederholte noch einmal: Welch ein Unglück ist es für mich, daß ich den Cicero muß lästern hören! Sie halten ihn also für einen Gott, sagte Petrarka; ja, antwortete er ohne Bedenken, er ist der Gott der Beredtsamkeit. Nun, so haben Sie Recht, erwiederte Petrarca; wenn er ein Gott ist, so kann er nicht irren; aber ich muß gestehen, daß dieses das erstemal ist, daß ich den Cicero zu einem Gott habe machen hören. Freylich, da er selbst den Plato vergöttert, so seh' ich nicht, warum man Sie tadeln wollte, daß Sie eben so mit ihm umgehen, wenn unsere Religion uns erlaubte, die Götter nach Gefallen zu vervielfältigen. Ich scherze, sagte der Alte; ich weiß wohl, daß Cicero ein Mensch ist; aber gestehen Sie, daß sein Geist göttlich ist. Ganz wohl, sagte Petrarca, jetzt reden Sie wahr; Sie

sagen

sagen eben das, was Quintilian sagt, welcher den Cicero einen himmlischen Menschen nennt; aber es ist genug, daß er ein Mensch ist, um fehlen zu können, und Sie müssen gestehen, daß er gefehlt hat. Bey diesen Worten zitterte der Alte, und knirschte mit den Zähnen, als wenn man seine eigne Ehre angegriffen hätte.

„Ich konnte mich nicht enthalten, seinen Eifer zu bewundern, sagt Petrarca, indem er von dieser Unterredung spricht; ich bewunderte seine Verblendung, und diese Art von Fanatismus für den Cicero, der ein wenig nach dem Pythagorismus schmeckte. Welch eine Thorheit, den geringsten Tadel gegen ihn als eine Todsünde zu betrachten! Ich freute mich, einen Mann gefunden zu haben, der ihn mehr liebte, als ich, und der bis ins höchste Alter einen Irrthum beybehalten, welchen ich in meiner Jugend hegte, und der auch nur in diesem Alter zu entschuldigen ist.“

Der Streit währte sehr lange; man schied sehr spät aus einander, und, was gewöhnlich geschieht, ein Jeder blieb bey seiner Meynung. Der Vicentinische Dichter bat Petrarca'n, ihm eine Abschrift seiner beiden Briefe an den Cicero zu geben, um die Sache mehr in Muße zu untersuchen, und sich in Stand zu setzen, sie recht beurtheilen zu können. Petrarca that es mit Vergnügen, weil er wünschte, wie er sagt, Unrecht zu haben. Als er ihm einige Tage darauf die Abschrift derselben zuschickte, schrieb er zugleich einen Brief an ihn, woraus ich die Erzählung von dieser Unterredung genommen habe, die mir würdig schien, in diese Nachrichten aufgenommen zu werden, weil sie den Cicero betrifft.

Petrarca

Petrarca reiste den folgenden Morgen nach Verona ab, wo er nur einige Tage zu bleiben gedachte; aber es war ihm unmöglich, den anhaltenden Bitten des Mastino de Lescale, des Azone von Korregio, des Wilhelm von Pastrengo und seiner andern Freunde zu widerstehen, die ihn den übrigen Theil des Monats gewissermaßen wider seinen Willen zurückhielten. „Die Bitten eines Freundes, sagt er bey dieser Gelegenheit, sind für mich Bande, von denen ich mich nicht losmachen kann. Ich gesteh' es, daß nichts in der Welt so angenehm ist, als die Freundschaft; aber ich beklage mich immer, mehr geliebt zu seyn, als mir wegen meiner Ruhe lieb ist."

Er war noch am ersten Junius in dieser Stadt. Wenn er noch drey Tage länger geblieben wäre, so würd' er ein Zeuge von dem Tode des Mastino gewesen seyn, welcher am 4ten Jun. starb, und sehr bedauert wurde. Eh' er abreiste, schrieb er einen Brief an den Boccaccio, worinn er, nachdem er ihm von dem Wege, welchen er nehmen wollte, und von seinen Entwürfen Rechenschaft gegeben, sagt:

„Sie wissen es, mein lieber Freund, und Jedermann weiß es, daß ich, alles wohl abgewogen, wenn ich mein eigner Herr wäre, mein Feld zu Vauklüse zu meinem beständigen Aufenthalte machen, und daselbst die übrige Zeit meines Lebens zubringen würde. Ob es mir gleich dort an dem angenehmen Ueberfluß der Städte fehlt, so find' ich doch Freyheit, Muße, Ruhe und Einsamkeit, vier Dinge, die zu meinem Glücke nothwendig sind. Aber dieser einsame Aufenthalt hat zween große Fehler für mich: er ist gar zu entfernt von Italien, wohin ich durch einen natürlichen Hang gezogen

werde; er ist gar zu nahe bey dem abendländischen Babylon, von welchem eben diese Natur mich immer gewaltig zurücktreibt, und welches ich hasse, wie den Tartarus."

„Ich würde dieses nicht achten, die stärkere Neigung würde die schwächere besiegen; aber es giebt Dinge, die ich einem Briefe nicht anvertrauen kann, die mir nicht erlauben, lange zu Avignon zu bleiben, wenn mir nichts neues und unvorhergesehenes begegnet. Ich weiß nicht, was es geben wird; aber ich weiß, daß dem Menschen, diesem gebrechlichen und sterblichen Geschöpfe, das mitten in seinem Elende so übermüthig ist, alles begegnen kann."

„Meine Absicht ist also, an den Ufern der Rhone diesen Römischen Pontifex aufzusuchen, welchen unsere Vorfahren an den Ufern der Tiber verehrten, und welchen unsere Enkel vielleicht an den Ufern des Tajus anbeten werden. Was weiß man? Die Zeit verwirret alles; alles eilet zu seinem Ende. Im Grunde ist es die Sache jenes heiligen Fischers, welcher den Rhein, die Rhone und den Tajus kannte, und doch die Tiber wählte, um daselbst seinen Kahn und seine Netze zu gebrauchen. Es ist die Sache des Steuermanns, dessen Kahn von dem Sturm umher getrieben wird, und derer, welche das Ruder führen. Wir sind Reisende, welche mit ihnen in gleicher Gefahr schweben, ohne die Verantwortung ihrer Fehler auf uns zu haben. Ich will also denjenigen suchen, wo ich kann, den ich nicht finden würde, wo ich wünschte. Nachdem ich einigen Freunden, die mir noch übrig sind, ein ewiges Lebewohl gesagt habe, will ich, wie Virgil sagt, ein grausames Land, und ein geiziges Ufer fliehen. Ich will mich bey meiner Quelle niederlassen,

mit-

mitten unter den Gehölzen, den Blumen und meinen Büchern, die mich seit vier Jahren erwarten. Ich will die übrige Zeit des Sommers in Ruhe daselbst zubringen. Wenn ich meine alte Herumstreifungen wieder anfienge, so müßt' ich befürchten, meinen Körper durch die übermäßige Hitze zu Grunde zu richten, ob ich ihn gleich von der ersten Kindheit an gewöhnt habe, alles zu ertragen. Im Grunde, wenn ich ihn ein wenig schone, so geschieht es, um ihn desto mehr zu quälen."

„Der nächste Herbst, ich hoff' es wenigstens, soll mich mit meinen Büchern, mit denen ich meine Italienische Bibliothek bereichern will, nach Italien zurückbringen. Sehen Sie da meine Entwürfe: ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen Nachricht davon zu geben."

„Versichern Sie unsern Senat meiner Ehrfurcht; Sie wissen alles, was ich ihm schuldig bin. Sagen Sie tausend verbindliche Sachen in meinem Namen den drey tugendhaften und geliebten Mitbürgern, deren Bild und Rede mich allenthalben begleiten."

Verona, am 1ten Jun. (Fam. L. II, Ep. 6. M. R.)

Nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, reist' er nach Mantoua ab, wo man sich vergebens bemühte, ihn aufzuhalten. Er blieb nur wenig Tage zu Parma; seine beßten Freunde an diesem Orte lebten nicht mehr. Am 1ten Jun. war er zu Piacenza; hier fand er eine bequeme Gelegenheit nach Avignon, und schrieb daher an seinen Freund Sokrates, um ihm seine baldige Ankunft in der Grafschaft anzukündigen, und ihn zu bitten, daß er ihn zu Vauklüse er-

warten mögte, indem er ihn versicherte, er würde dem Ueberbringer seines Briefes gleich nachfolgen.

Am 21ten war er auf dem Berge Genevre, und schrieb von da an den Johann von Arezzo folgendes:

„Padoua hat mir denjenigen genommen, welcher meine ganze Freude und mein Trost war. Ich habe Ihnen nichts zu schreiben, welches Sie lachen machen könnte, wenn es nicht das ist, daß ich begierig etwas aufsuche, das diese Wirkung auf mich thun könnte. Mich dünkt das Alterthum hatte mehr Würde und Ernst; unsere Zeiten mehr Lustigkeit und Komisches. Große Dinge machen den Menschen ernsthaft; nur Kleinigkeiten belustigen ihn und machen ihn lachen. Ich bin überzeugt, daß der alte Krassus oft gelacht haben würde, wenn er unter uns gelebt hätte; Demokrit wäre vielleicht vor Lachen gestorben, wenn er seine Zeit mit der unsrigen hätte vergleichen können. Man sieht nichts als wahnsinnige Greise, aberwitzige alte Weiber, thörichte und lächerliche junge Leute; wir wollen darüber lachen, wenn wir zusammen sind.“

„Mein Brief hat wegen seiner Kürze und groben Züge viele Aehnlichkeit mit dem engen Wege der Alpen, von dem ich Ihnen schreibe. Ich schmeichele mir, daß Sie mir gleich nachfolgen werden; ich mögte Sie lieber zu meinem Reisegefährten haben, wie es oft geschehen ist; aber es giebt kein dauerhaftes Vergnügen. Ich erwarte Sie bey der Quelle zu Vauklüse, einem Orte, der immer angenehm und reizend ist, im Sommer aber ist es ein Elysium. Wir wollen uns daselbst erst etwas erholen, ehe wir nach Babylon gehen,

hen, welches abscheulicher für mich ist, als der Tartarus.“ Auf dem Gipfel des Berges Genevre, am 21ten Jun. (Fam. L. 11, Ep. 9. M. R.)

Er kam am 26ten oder 27ten zu Vauklüse an. Seine erste Sorge war, dem Philipp von Kabassola, dem Bischof von Kavaillon, seine Ankunft bekannt zu machen. Er hatte ihm schon unterwegs in ein Paar Worten seine Abreise gemeldet, und acht lateinische Verse, folgendes Inhalts, eingerückt:

„Kein Ort in der Welt ist mir angenehmer oder meinem Studieren günstiger, als Vauklüse. Da war ich als Knabe; als Jüngling kehrt' ich in dieses angenehme Thal zurück; als Mann bracht' ich die beßten Jahre meines Lebens in süßer Einsamkeit daselbst zu; und als Greis wünsch' ich, unter deinen Gesetzen, dort meine letzten Tage zu verleben und zu sterben a).“

In dem Briefe, welchen er gleich nach seiner Ankunft an ihn schrieb, weil er nicht wollte, daß er dieselbe auf eine andere Weise erführe, bezeuget er die größte Ungeduld, ihn nach einer so langen Abwesenheit wieder zu sehen, und ver-

---

a) Valle locus clausa toto mihi nullus in orbe
Gratior, aut studiis aptior ora meis.
Valle puer clausa fueram, iuuenemque reuersus
Fouit in aprico vallis amoena situ.
Valle vir in clausa meliores dulciter annos
Exegi & vitae candida fila meae.
Valle senex clausa supremum ducere tempus,
In clausa cupio, te duce, valle mori.

spricht ihm, nach Kavaillon zu kommen, so bald er den Staub der Reise abgeschüttet, und sich in dem Wasser der Sorgue würde rein gewaschen haben. Einige Tage nachher schrieb er noch einmal an ihn, um ihm für einen Empfehlungsbrief zu danken, welchen der Bischof seinetwegen an die Kardinäle Taleirand und von Boulogne geschrieben hatte.

Ich weiß nicht, ob der Bischof von Kavaillon oder die Annehmlichkeiten von Vauklüse ihn bewogen, länger in der Grafschaft zu bleiben, als er vorher willens gewesen war; aber es ist gewiß, daß noch kein Monat seit seiner Ankunft verflossen war, als er an einen seiner Freunde in Italien schrieb;

„Als ich mein Vaterland verließ, versprach ich meinen Freunden, im Herbst wieder zurückzukommen; aber ich sehe wohl, daß man niemals so lange vorher seinen Entschluß fassen muß. Zeit, Ort und Freundschaft ändern oft unsre Vorsätze. So viel ich jetzt davon urtheilen kann, werd' ich wohl zwey Jahre hier bleiben müssen, um alles das zu thun, was ich hier zu thun wünsche. Meine Freunde werden mir verzeihen, wenn ich ihnen nicht Wort halte. Die Unbeständigkeit des Menschen muß mir zur Entschuldigung dienen. Ich habe schon erfahren, daß man nur durch die Veränderung des Orts dem Ueberdruß und dem Ekel, welche mit einem stillsitzenden und einförmigen Leben verbunden sind, vermeiden kann." (Fam. L. 11, Ep. 12. M. R.)

Nachdem er einen Monat zu Vauklüse zugebracht, um sich von den Beschwerlichkeiten der Reise zu erholen, begab er sich nach Avignon, um dem Pabst und den Kardinälen seine Aufwartung zu machen. Es scheint mir zum Verständ-

niß

niß dieser Nachrichten nothwendig zu seyn, den Leser mit dem Zustand, worinn er diesen Hof fand, bekannt zu machen.

Er befand sich damals in seinem größten Glanz. Cäcilia von Kommenges, Vikomtesse von Türenne, diese Freundinn des Pabstes, von welcher ich geredt habe, welche die Italiener seine Maitresse nennen, hatte noch immer eben die Gewalt über ihn, theilte alle Gunstbezeugungen nach ihrem Willen aus, und lebte mit großer Pracht.

Ihre jüngere Schwester Eleonore hatte sich eben mit dem Grafen von Beaufort, Wilhelm Roger, dem Neffen des Pabsts vermählt, welchem Cäcilia bey dieser Gelegenheit die Vikomté Türenne verkauft hatte. Die Vermählung wurde mit einer Pracht gefeyert, welche mit dem Stande der Vermählten und der Neigung Klemens VI für Lustbarkeiten übereinstimmete. Niemals war die Stadt Avignon so glänzend gewesen.

Die Ankunft des Königs Johannes gab ihr einen neuen Glanz. Dieser König, welcher dem Philipp von Valois in der Regierung folgte, war nicht so bald gesalbet, als er sich nach Avignon begab, um dem Pabst für einen großen Dienst, den er ihm geleistet hatte, Dank abzustatten. Ich will in wenig Worten diese Sache erzählen. Sie ist eine merkwürdige Epoche in der Französischen Geschichte.

Humbert, Dauphin von Viennois, dieser weibische Prinz, welchem Petrarca einmal seine Weichlichkeit vorwarf, war verwittwet und hatte keine Kinder. Seine Staaten waren dem König von Frankreich sehr wohl gelegen, und er hatte sie dem Philipp von Valois im Jahr 1343 abgetreten, und diese Abtretung im Jahr 1349 für den Dauphin Karl erneuert; aber immer unruhig und unentschlossen, wollt' er

diesen Traktat gern aufheben, und war einigemal sehr geneigt, sich zu verheirathen. Um ihn nun außer Stand zu setzen, dieses zu thun, übertrug ihm der Pabst, nachdem er ihm das Ordenskleid des heil. Dominikus gegeben hatte, alle heiligen Orden am Weihnachtstage 1350; das Unterdiakonat an der Messe um Mitternacht; das Diakonat an der Messe bey Anbruch des Tages; und das Priesterthum bey der dritten Messe. Acht Tage nachher weihete er ihn zum Bischof und Patriarchen von Alexandrien ein. Dieses also brachte die Vereinigung des Dauphinats mit der Krone zuwege. Seitdem hat der älteste Sohn des Königs, der bestimmte Erbe des Reichs, immer den Titel Dauphin geführt: dieses war einer von den Artikeln des Traktats.

Kurz nach Vollendung dieser wichtigen Sache kam der König Johannes nach Avignon. Er residirte zu Villeneuve, welches nur durch die Rhone von Avignon getrennet wird. Sein Aufenthalt gab zu vielen Feyerlichkeiten Gelegenheit. Am 27ten Jan. 1351 ward ein Turnier gehalten, welchem der ganze Römische Hof beywohnte, wenn man einem alten Geschichtschreiber von Toulouse glauben darf. Es scheint mir aber sehr zweifelhaft zu seyn.

Um dem Pabst seine Erkenntlichkeit für den wichtigen Dienst, den er ihm geleistet, indem er ihn vor der Unschlüssigkeit des Dauphin in Sicherheit gesetzt hatte, zu bezeugen, gab er dem Wilhelm von Beaufort und seiner Nachkommenschaft das Recht der ersten Appellation in der Vikomté Türenne, dessen Privilegien er bestätigte, und hielt seine Schwester Johanna über die Taufe, und gab ihr 500 Livres jährliche Einkünfte, welches in den damaligen Zeiten eine beträchtliche Summe war.

Man sagt, es sey in Betracht des Königs und auf sein Ansuchen geschehen, daß der Pabst am 17ten Dec. 1350 eine Promotion von zwölf Kardinälen vornahm; aber es ist wahrscheinlicher, daß er es aus eigenem Antriebe gethan, um diejenigen, welche der Tod ihm entrissen hatte, wieder zu ersetzen.

Es waren ihm nur noch vier Kardinäle aus der Regierung Johannes XXII übrig, Bertrand, Poyet, Gaillard de la Motbe, Peter Després, Elias von Taleirand; drey aus der Regierung Benedikts XII, Bertrand de Deux, Wilhelm Kurci, Wilhelm Daure; und sieben von denen, die er selbst zu verschiednen Zeiten gewählt hatte.

Diese Promotion bestand, wie die erste, aus vier Arten von Subjekten, nämlich erstlich, aus Anverwandten des Pabsts; zweytens, aus gelehrten Theologen und Kanonisten, sowohl geistlichen als andern; drittens aus Italienern; viertens, aus solchen, welche von gekrönten Häuptern vorgeschlagen waren.

Die Kardinäle der ersten Art waren, Raimund von Kanillak, Peter von Kros, Wilhelm von Egrefeuille, und Johann Duese.

Raimund von Kanillak, ein Sohn Wilhelms und einer Schwester des Kardinals Bertrand de Deux, war aus einem vornehmen und alten Hause aus Gevaudan. Guerine, seine Nichte, heirathete im Jahr 1345 den Bruder des Pabstes, Wilhelm Roger. Dieses verschaffte ihm das Erzbisthum von Toulouse in dem nehmlichen Jahre, und fünf Jahre nachher den Kardinalshut. Er war nicht ohne Verdienste. Man wollt' ihn nach dem Tode Innocenz des VI zum Pabst machen.

Peter von Kros war ein leiblicher Vetter des Pabstes, und bedurfte dieser Verwandtschaft nicht, um Kardinal zu werden. Er war ein Mann von Verdiensten, der mit einer aufgeklärten Gelehrsamkeit viele Annehmlichkeit im Reden, Geschicklichkeit in Geschäfften und eine große Sanftmuth verband. Er war Provisor der Sorbonne, Dekanus von Paris, und Bischof von Auxerre, als der Pabst ihm den Kardinalshut gab.

Wilhelm von Egrefeuille war ein Limosinischer Edelmann, und ein Verwandter des Pabsts. Er trat frühzeitig in den Benediktinerorden, und wiedmete sich den Diensten des Peter Roger, da er nur noch Erzbischof von Rouen war. Im Jahre 1346 gab Klemens VI ihm eine Dispensation, damit er Bischof werden könnte, ob er gleich erst 28 Jahr alt war; und im folgenden Jahre macht' er ihn zum Erzbischof von Saragossa. Er war erst 33 Jahr alt, als er den Kardinalshut erhielt. Man sagt, er sey in Unterhandlungen glücklich gewesen. Man nannte ihn den Kardinal von Saragossa.

Johann Duese war ein Sohn des Arnold Duese, Vikomte von Karmaing, Neffen des Pabsts Johannes XXII, und der Margaretha de l'Isle Jourdain, Schwester Bernhards IV.

Diese Margaretha war Tante der Mathe de l'Isle Jourdain und Mutter der Cäcilia und Eleonore von Kommenges. Dieses soll den Pabst bewogen haben, den Johann Duese zum Kardinal zu machen. Er war noch jung; man weiß nicht, daß er an irgend einer Sache von Wichtigkeit Antheil gehabt.

Die Kardinäle der zweyten Klasse waren, Pasteur de Sarreskudier aus Aubenas in Vivarais; er war Doktor zu Paris, und hatte sich in dem Orden der Franciskaner hervorgethan; Johann du Moulin, ein Limosiner, General der Predigermönche; Pons Arnaud von Villemur, aus einer alten Familie in der Grafschaft Foix, ein gelehrter Kanonist; und Poitevin von Montesquiou, ein geschickter Rechtsgelehrter.

Von der dritten Klasse waren nur zween Kardinäle, Nikolaus Kapocca und Rinaldo von Orsini. Die Italiener hatten nicht Unrecht, sich zu beklagen, daß man ihnen bey den Promotionen übel begegne.

Nikolaus Kapocca, Bischof von Urgel, (weßwegen man ihn immer den Kardinal von Urgel nannte) war ein Römischer Edelmann. Man sagte, daß er von der Familie der Kornelier abstamme. Man gebrauchte ihn lange in Frankreich und Engelland mit dem Kardinal von Taleirand, um den Frieden zu Stande zu bringen.

Rinaldo von Orsini, ein Neffe des Kardinals Neapoleo, war Notarius des Pabsts und Archidiakonus von Lüttich und von Perousa. Er ist schon in diesen Nachrichten vorgekommen. An ihn richtete Rienzi die Briefe, die er nach Avignon schrieb, um sich wegen alles dessen, was man ihm Schuld gab, zu rechtfertigen. Man muß sich wundern, daß seine genaue Verbindung mit diesem Rebellen ihm nicht mehr bey dem Pabst geschadet. Eine sonderbare und seltene Sache; es waren damals in dem heiligen Kollegio weder Kolonnen, noch Orsini.

Die beiden Kardinäle der gekrönten Häupter waren, für Frankreich, Gille Rigaud, Abt von St. Denis, welchen

chem der Pabst durch einen seiner Neffen den Kardinalshut nach Paris überschickte; eine damals sehr außerordentliche Gunst, von welcher man kein Beyspiel hat; für Spanien Gille Alvari d'Albornos, Erzbischof von Toledo, welchen man bald wird eine große Rolle in Italien spielen sehen.

Petrarca, voller Unwillen das heilige Kollegium immer mit Limosinern und Gaskoniern angefüllt zu sehen, machte ein lateinisches Gedicht auf diese Promotion, voller satyrischen Züge, die unter dem Schleyer ländlicher Allegorien verhüllt sind. Ich würd' es versuchen, diesen Schleyer aufzudecken, wenn ich nicht befürchtete, gar zu weit auszuschweifen. Und außerdem, wozu würd' es nützen? Den Pabst und einige Kardinäle anzuschwärzen, zu beweisen, daß der Römische Hof sehr verdorben war, daß Petrarca viel Galle und Bitterkeit hatte, und daß er nicht Herr über sich selbst war, wenn er sah, oder zu sehen glaubte, daß der Römische Purpur durch die große Menge von Gaskoniern, die ihn trugen, geschändet würde. Ich denke, daß es besser ist, ihn in der Finsterniß zu lassen, worinn es ihm gefallen hat, sich einzuhüllen.

Matthäus Villani erklärte sich viel deutlicher, als er, über die Schwachheit Klemens des VI, junge Leute in das heilige Kollegium aufzunehmen, welche die Ehre hatten, seine Angehörigen zu seyn, und daher glaubten, daß es ihnen frey stünde, Alles zu thun, was sie wollten, und sich den größten Ausschweifungen ergaben. „Sie führten ein so lüderliches Leben, sagt er, daß die abscheulichsten Dinge daraus erfolgten."

Man kann nicht zweifeln, daß Villani die Sache vergrößert habe. Sein Vorwurf scheint vornehmlich den Nef-

fen

sen des Pabsts, Peter Roger, zu treffen, welcher nur achtzehn Jahre alt war, als sein Onkel ihm den Kardinalshut gab; aber Jedermann kömmt darinn überein, daß er immer ein sehr exemplarisches Leben führte. Unter dem Namen Gregors des XI war er einer der größten Päbste, welche die Kirche regiert haben, und er hat den heil. Stuhl wieder nach Rom versetzt.

Ueberhaupt darf man sich nicht so ganz auf das verlassen, was die Italienischen Schriftsteller von den Päbsten zu Avignon sagen. Muratori sagt, die Annehmlichkeiten und die Lüste dieser Stadt hätten ihren Hof angesteckt, und ihn in die große Verderbniß gestürzt, wovon Villani redet. Die Avignoner hingegen versichern, daß nichts einfältiger und unschuldiger gewesen, als ihre Sitten, ehe der Römische Hof sich unter ihnen niedergelassen. Ich habe schon einmal diese Anmerkung gemacht.

Unter diesen Kardinälen waren vornehmlich zween, welche die andern durch ihre Geburt, ihre Verbindungen mit den größten Prinzen von Europa, ihr Ansehn, ihre Pracht und den Glanz ihres Hofes, endlich durch ihre großen Einsichten und ihre edle Denkungsart, verdunkelten. Diese waren Guido von Boulogne und Elias von Taleirand.

Mit dem ersteren hab' ich meine Leser schon bekannt gemacht: man hat den Anfang seiner Verbindung mit dem Petrarca gesehen, als sie sich zu Padoua kennen lernten: ich will es nicht noch einmal wiederholen, was ich von ihm gesagt habe; ich will nur hinzufügen, daß die Art, wie er seine Gesandtschaft ausgerichtet, und die Vermählung des Königs Johannes mit seiner Nichte, sein Ansehen an dem

Hofe

Hofe des Pabsts sehr vermehrt hatten. Er war eben, nach dem Tode des Kardinals von Albi, zum Bischof von Porto gemacht. In diesem Jahre hatt' er das Bisthum von Meaux dem Philipp von Vitry verschaffet, diesem Prälaten, der ihm so sehr ergeben war, der so vielen Witz und Talente zu den liebenswürdigen Künsten hatte, an den Petrarca von Padua den ironischen und lustigen Brief schrieb, den der Leser oben gesehen hat. Man erlaube mir, hier das Kompliment anzuführen, das er ihm über sein Bisthum machte.

„Ich wünsche Ihnen Glück, und ich beklage Sie. Man legt Ihnen eine beschwerliche Arbeit auf, zu der Zeit, da Sie am meisten der Ruhe bedürfen. Auf eine süße Muße, auf ein angenehmes Studieren werden die dornigten Sorgen und Bekümmernisse folgen, die mit dem Stande eines Seelenhirten verbunden sind. Wie oft war August in Ihrem Alter geneigt, die Herrschaft nieder zu legen, um der Ruhe genießen zu können! Sein Brief an den Senat beweist es. Er bat, daß man ihm erlauben mögte, ein angenehmes und ehrenvolles Alter in der Freyheit des Privatlebens zuzubringen. Sie, der freyeste aller Menschen, der Sie außerdem eines nicht geringen Ansehens genießen, wie haben Sie sich in die Sklaverey begeben können, indem Sie sich ein Amt aufladen, das Ihnen so kützliche, verwickelte Vorfälle, die niemals ein Ende haben, zuziehen wird? Ich bewundere diesen Muth, welcher macht, daß Sie das allgemeine Beßte Ihrer Ruhe und Ihrem Glücke vorziehen. Das ist schön: ich wünsche Ihnen Glück dazu, und ermahne Sie, standhaft zu bleiben. Sie werden in diesem Leben Ehre, und in dem künftigen eine größere Belohnung dafür erhalten. Ihr Bote

wartet;

warter; ich habe Ihnen jetzt gleich nichts anders zu schreiben. Aber wenigstens sollen Sie doch noch erfahren, daß das Glück mich noch einmal an die Ufer der Rhone versetzt hat; glücklich, wenn ich Sie daselbst sehen kann, ehe ein Schwung seines Rades mich wieder an einen andern Ort wirft."

Avignon am 23ten Okt. (Fam. L. II, Ep. 14. M. R.)

Der Kardinal von Taleirand, aus dem vornehmen Hause der Grafen von Perigord, war ein Sohn des Archambaud und der schönen Brunissende von Foix, von welcher ich geredt habe. Er besaß eine beträchtliche Gelehrsamkeit für diese Zeit, und legte sich vorzüglich auf die Rechte. Die gleichzeitigen Schriftsteller loben ihn, und Petrarca selbst nennt ihn eines der glänzendsten Lichter der Kirche. Er war erst 30 Jahr alt, als Johannes XXII ihn, bey der Promotion im Jahre 1331, zum Kardinal machte. Drey Jahre nachher, als Johannes XXII gestorben war, war er der Anführer der Parthey, die wider Willen der Italienischen Parthey, deren Oberhaupt der Kardinal Kolonna war, den Pabst machte. Er trug auch vieles zu der Wahl Klemens des VI bey, und keiner hatte mehr Ansehen im heiligen Kollegio, als er. Es ist schöner, Päbste zu machen, als Pabst zu seyn, sagt Petrarca, da er von ihm redet.

Matthäus Villani versichert, er sey übermüthig und stolz gewesen, nicht sowohl wegen seiner Geburt, als wegen seines rothen Huts. Seine Geburt konnt' ihn stolz machen, aber sie war ein Grund, es nicht wegen seines Hutes zu seyn. Eben dieser Schriftsteller beschuldigt ihn vieler niederträchtigen Handlungen, die eines solchen Mannes ganz unwür-

unwürdig sind, unter andern, daß er in dn' Fasten drey Gaskonier ermorden lassen, bloß deßwegen, weil sie von einer andern Parthey gewesen, als er und sein Haus. Dieses scheint mir sehr verdächtig, und widerspricht der Idee, die Petrarca uns von ihm giebt.

Die Erbitterung des Königs von Hungarn gegen ihn war nicht ohne Grund; aber sie wurde aufs äußerste getrieben. Er beschuldigte ihn, daß er vieles zu dem Tode seines Bruders beygetragen. Man hat gesehen, daß der Kardinal von Kommenges es ihm im vollen Konsistorio vorwarf. Die Gründe dieser Beschuldigung waren folgende.

Agnese von Perigord, die Schwester des Kardinals, vermählte sich im Jahre 1321 an den Herzog von Gravina, den Sohn des Königs von Neapel, Karls II. Aus dieser Ehe kam Karl von Duras, welcher die Maria, die Schwester der Königinn von Neapel Johanna, zur Gemahlinn haben wollte, wiewohl sie der König Robert dem Ludewig von Hungarn, dem Bruder des Andreas, wie man gesehen, versprochen hatte. Er mußte dazu eine Dispensation haben; und man sagt, der Kardinal Taleirand, sein Onkel, habe sie hinterlistiger Weise von dem Pabst erhalten, und sie ihm zugeschickt.

Da also Karl von Duras diese Vermählung geschlossen hatte, so war ihm daran gelegen, daß die Königinn Johanna keine Kinder bekäme. In dieser Absicht soll er die Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Manne unterhalten haben. Endlich wurd' er beschuldigt, daß er an dem Morde Theil gehabt. Ich habe schon gesagt, und bewiesen, daß diese Anklage mir nicht gegründet scheint; aber man warf auch dem

Kardinal

Kardinal von Taleirand vor, daß er durch seine Intriquen die Krönung des Andreas verschoben, und in so fern könnt' er wohl auf den Tod dieses Prinzen Einfluß gehabt haben: aber auf eine sehr indirekte Art, und die gar nicht den grossen Lermen verdiente, den der König von Hungarn machte, welcher sich darüber niemals zur Vernunft bringen ließ. Er bestand immer darauf, daß der Kardinal Taleirand an der Ermordung seines Bruders Antheil gehabt, und er verfolgte seine Rache gegen ihn, sowohl durch seine Briefe als durch seine Gesandten an dem Avignonschen Hofe, mit einer Hitze, die ihres gleichen nicht hatte.

Der Pabst antwortete immer, er könne unmöglich glauben, daß ein Mann, wie der Kardinal von Taleirand, von einer so vornehmen Geburt, der so viele Verdienste, Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit und alle Tugenden besäße, durch ein so großes Verbrechen, wovon er so wenig Vortheil gehabt, seinen Namen habe verunehren und seinen Ruhm beflecken wollen: er versicherte außerdem, er habe gesehen, daß er durch den tragischen Tod des Königs Andreas, als er ihn erfahren, außerordentlich gerührt worden. Alles dieses konnte den König von Hungarn nicht beruhigen; er wiederholte immer seine Anklage, und wollte durchaus, daß der Kardinal als ein Mitschuldiger an dem Tode seines Bruders bestraft würde. Man muß gestehen, daß ein Mann von solchen Verdiensten über eine Anklage von der Art sehr erhaben war, und ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß er durch den tragischen Tod des Königs Andreas, als er ihn erfahren, außerordentlich gerührt worden. Alles dieses konnte den König von Hungarn nicht beruhigen; er wiederholte immer seine Anklage, und wollte durchaus, daß der Kardinal als ein Mitschuldiger an dem Tode seines Bruders bestraft würde. Man muß gestehen, daß ein Mann von solchen Verdiensten über eine Anklage von der Art sehr erhaben war, und ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß sein Neffe selbst, welcher von dem Tode des Andreas Vortheile haben konnte, keinen Theil daran gehabt hatte.

Petrarca glaubte, den beiden Kardinälen von Boulogne und von Taleirand vor allen andern seine Ergebenheit schul-

dig zu seyn. In einem Briefe, den er an den Bischof von Kavaillon schrieb, um ihm dafür zu danken, daß er ihn diesen beiden Prälaten empfohlen, sagt er, sie seyen die beiden stärksten Ruderer des Apostolischen Schiffs. In einem andern Briefe nennt er sie, zween mächtige Stiere, die über die Heere Jesu Christi in den Weiden seiner Kirche herrschen. Froissart sagt, daß sie die größten in dem heil. Kollegio gewesen. Man wird bald die Folgen ihrer Verbindung mit dem Petrarca und ihre Hochachtung für Ihn sehen.

Drey wichtige Affairen beschäfftigten damals den Hof des Pabstes, und hielten ihn in einer großen Bewegung. Die Römischen Unruhen, welche beygelegt, die Unternehmungen der Herren von Mailand, welche unterdrückt werden mußten; und der Krieg zwischen den Königen von Neapel und von Hungarn, welchen man sich bemühete zu endigen. Man wird sehen, was für einen Antheil Petrarca auf eine oder andere Weise daran nahm; und dieses nöthigt mich, hierüber etwas umständlich zu seyn.

Ich will mit den Römischen Unruhen anfangen. Nach dem Fall des Tribunen Rienzi glaubte der Kardinal Legat die alte Regierungsform wieder herstellen zu müssen, indem er Senatoren erwählte; er ernannte einen aus dem Hause Kolonna, einen andern aus dem Hause Orsini, der Gewohnheit gemäß, und stellte sich an ihre Spitze, um unter ihnen und mit dem Pabst das nöthige gute Verständniß zu unterhalten.

Indessen hatte diese Regierungsform keinen glücklichen Erfolg. Die Senatoren wurden uneins. Der Legat verließ Rom, und man sahe bald alle die Uebel aufs neue entste-

hen,

ben, welche das Tribunat des Rienzi so bald gehoben hatte. Räubereyen, Diebstähle, Meuchelmorde u. s. w. keine Sicherheit, weder in der Stadt noch auf den Landstraßen. Die Anhänger des Rienzi, deren noch eine große Anzahl war, ließen eine so günstige Gelegenheit nicht vorbey, um zu machen, daß man seine Regierung zurückwünschte, und die Gunst des Volks gegen ihn aufs neue zu beleben.

Klemens VI, welcher von dieser Lage der Sachen zu Rom Nachricht erhielt, schrieb an den Kardinal Legaten, er sollte in seinen Proceduren gegen den Rienzi fortfahren, die nöthigen Maaßregeln nehmen, um den Unordnungen abzuhelfen, welche machten, daß man seine Rückkehr wünschte, und einen Mann von Verdiensten und Ansehen, der nicht von Römischem Geschlechte wäre, zum Senator machen.

Alles, was der Kardinal von Deux anwandte, um den Befehlen des Pabstes zu gehorchen, richtete nicht viel aus. Dem Kardinal von Ceccano, seinem Nachfolger, wollt' es eben so wenig glücken, die Einigkeit und gute Ordnung in Rom wieder herzustellen. Man hat gesehen, wie er während des Jubiläums von dem Pöbel angefallen und beynahe ermordet wurde. Da er sich in dieser Stadt nicht sicher hielt, so verließ er sie, und übergab das Gouvernement derselben an seiner statt dem Pons Perrot, Bischof von Orvietta, unter dem Titel eines Statthalters des Pabstes, einem rechtschaffenen Manne, wie Villani sagt, der in großem Ansehen stand. Aber sein Ansehn war doch nicht groß genug, um den Unordnungen abzuhelfen; hingegen wurden sie immer noch größer.

Der unermeßliche Profit, den die Einwohner von Rom bey Gelegenheit des Jubiläums gemacht hatten, er-

weckte die Habsucht; die Räuber vermehrten sich; die Prinzen und Edelleute fuhren fort, ihnen in ihren Festungen eine sichere Zuflucht zu geben, wie sie vor dem Tribunat des Rienzi gethan hatten. Von da aus begiengen sie alle Arten von Gewaltthätigkeiten, Raub und Mord. Jordan von Orsini, welcher Senator war, mißfiel dem Volk. Man belagerte eins von seinen Schlössern; das nöthigte ihn, Rom zu verlassen. Als Pons Perrot den Senat verlassen sah, so bemächtigte er sich, als ein kluger Mann, des Kapitols, um es so lange inne zu halten, bis der Pabst Senatoren ernannt hätte; aber er blieb nicht lange daselbst; Lukas Savelli, der von der Parthey der Kolonnen war, trieb ihn heraus, indeß Stephan Kolonna sich des Schlosses Komti bemächtigte. In dieser Art von Anarchie wurde die Unordnung immer größer, und bis aufs äußerste getrieben. Man raubte und mordete ungestraft, in und außer der Stadt.

Da der Bischof von Orvietta von dem betrübten Zustande, worinn die Stadt Rom sich befand, dem Pabst Nachricht gegeben hatte, so ernannt' er vier Kardinäle, die sich über die Mittel, diese Stadt zu reformiren und über die Regimentsverfassung, die man in derselben einführen müsse, berathschlagen sollten. Kein Schriftsteller, so viel ich weiß, nennet diese Kardinäle; aber ich glaube zuversichtlich sagen zu können, daß es Bertrand von Deux, Wilhelm Kurti, Guido von Boulogne und Nikolaus Kapocci gewesen. Sie sollten die Sache, nachdem sie dieselbe wohl geprüft und ihren Entschluß gefaßt hätten, dem Pabst vorlegen.

Ein sehr vornehmer Mann, dem Petrarca nichts abschlagen konnte, (ich glaube, daß es der Kardinal von Boulogne

logne gewesen,) bat ihn, seine Meynung über diese wichtige Sache zu sagen. Er schrieb daher an die vier Kardinäle folgenden Brief:

„Man legt mir eine Last auf, die über meine Kräfte ist; aber derjenige, der sie mir auflegt, und dasjenige, um dessentwillen ich sie trage, nämlich die Liebe fürs Vaterland, die meine Seele beherrscht, lassen mir nicht die Freyheit, sie abzuwerfen. Es kömmt auf das Wohl unserer gemeinschaftlichen Mutter an; und welches Kind könnte wohl mit kaltem Blut eine zärtliche Mutter in Gefahr sehen?“

„Außer der Pflicht, die allen gemein ist, legt die Dankbarkeit mir noch eine besondre Pflicht auf. Rom nennet mich durch ein ausgezeichnetes Vorrecht seinen Bürger; vielleicht betrachtet es mich, wie eine der vornehmsten Stützen seines Ruhms und seines Alters; endlich ist es mir so wohl begegnet, daß es bey solchen Umständen, wo es auf seinen Zustand ankömmt, schimpflich für mich seyn würde, zu schweigen. Man müßte mich für einen undankbaren und nichtswürdigen Sohn halten.“

„Diese Einleitung hielt ich für nöthig, damit man mich nicht der Thorheit und Verwegenheit beschuldige; damit man nicht sage, daß ich etwas unternommen, das über meine Kräfte gehe; endlich damit man es nicht anstößig finde, wenn man sieht, daß ich die Freyheit Roms durch eine eilfertig gemachte Abhandlung, die man vielleicht lächerlich finden wird, vertheidige. Der Gegenstand ist groß, ich gestehes; diejenigen, die dazu bestellt sind, die Sache zu untersuchen, sind groß; derjenige, dem man Rechenschaft davon ablegen soll, ist noch größer. Ich erkenne, wie klein ich bin;

aber die Liebe macht mir Muth, und erhebt mich über mich selbst. Sie, meine Väter, denen diese Sache anvertrauet ist, Sie werden meine Kühnheit entschuldigen, ich hoff' es; Sie werden mir ein aufmerksames Ohr leihen, und mehr auf die Sache, als auf den Vertheidiger sehen; mehr auf seine Gedanken, als auf seinen Styl; mehr auf das, was er sagen könnte und sollte, als auf das, was er sagen wird."

„Ich setze es anfangs als eine Wahrheit voraus, die Ihren Seelen tief eingegraben ist, daß es keinen Namen auf der ganzen Erde giebt, der größere Ideen erwecke, als der Name Roms. Die barbarischste Nation würde dieses gestehen, und die Welt selbst, wenn sie reden könnte; sie würde ihr Oberhaupt, so verfallen, so entstellt es ist, erkennen. Wenn auch von dieser Königinn der Städte weiter nichts übrig wäre, als ihr Name, so müßte man ihn mit Ehrfurcht aussprechen, den Namen einer Stadt, die Gott mit so vielen zeitlichen und geistlichen Vorzügen überhäuft, die er erwählt hat, der Mittelpunkt des Glaubens, der Grund der Kirche, und der Sitz der Herrschaft der Welt zu seyn. Aber man glaube nicht, daß Rom nur ein eitler Name sey. Sie kann noch die beiden großen Triebfedern des menschlichen Herzens, die Hoffnung und die Furcht, in Bewegung setzen."

„Nicht aufs Gerathewohl und ohne Bedacht hat der höchste Priester Sie, meine Väter, den andern Mitgliedern des heil. Kollegiums zu einem so ehrenvollen Geschäffte vorgezogen. Man siehet, daß Gott ihn getrieben hat. Drey unter Ihnen vereinigen mit einer großen Klugheit und einer sehr ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine große Kenntniß des Zustandes der Stadt Rom, die Sie durch Erfahrung erworben

worben haben. Der vierte ist nicht allein von Römischem Geschlecht, sondern man sagt auch, daß er von der alten und berühmten Familie der Kornelier abstamme. Und doch, (sehen Sie, so groß ist die Macht der Liebe fürs Vaterland!) und doch vertheidigt er ein Volk, das durch einen stolzen Adel unterdrückt wird; er beschützt seine Freyheit. Ja, Gott selbst ist es, der Sie zu Richtern in dieser heiligen Sache gesetzt hat. Keine menschliche Schwachheit; keine Rücksicht auf Bitten, auf Gunst."

„Im Grunde, worauf kömmt es hier an? Es ist ein alter Streit, welcher erneuert wird; und wollte Gott, daß sich mit dem alten Stolz nicht noch eine neue Tyranney vereinigt hätte! Ein niederträchtiger, übermüthiger, alles gegen sich gering schätzender Adel sucht den niedrigen Stand eines unglücklichen Volkes zu mißbrauchen; er will Römer an seinen Wagen ketten und sie im Triumph aufführen, als wenn es Karthager oder Cimbrer wären. Hat man wohl jemals gelesen oder gehört, daß man über seine Mitbürger triumphirt habe? Giebt es irgend ein Gesetz, eine Gewohnheit, die ein solches Unternehmen rechtfertigen?"

„Damit man nicht argwöhne, daß ich mich durch einen geheimen Haß hinreißen lasse, so halt' ich es für nöthig, eh' ich mich weiter in die Untersuchung dieser Sache einlasse, zu sagen, daß ich die eine von den beiden Familien, die Gelegenheit dazu gegeben, niemals gehasset habe: was die andere anbetrifft, so weiß Jedermann, daß ich sie immer geliebt, geehrt, und ihr so gar mit Eifer gedient habe. Es giebt kein noch so vornehmes Haus, das mir so lieb wäre; aber die Republik, aber Rom, Italien, die Freyheit recht-

schaffener Leute sind mir noch lieber: alles, was ich den Lebenden und den Todten schuldig bin, soll mich nicht abhalten, die Wahrheit zu sagen."

„Wenn Gott gewollt hat, daß alles zusammen träfe, Glück, Tapferkeit und Arbeit, um aus Rom eine so mächtige Stadt zu machen, so geschah' es ohne Zweifel, weil er sie bestimmt hatte, das Haupt der Kirche und des Reichs zu seyn, und nicht der Raub einiger Tyrannen, die weder Römer, noch Freunde Roms sind. Ich will mich nicht damit aufhalten, ihren Ursprung zu untersuchen; Jedermann weiß, daß sie vom Rhein oder von Spoleto gekommen sind."

„Diese mächtige Stadt, welche alle Nationen beherrschte, ist jetzt in den bedaurenswürdigsten Zustand verfallen, ohne daß Jemand Mitleiden mit ihr hat. Sie ist zerrissen, nicht, wie ehemals durch ihre eigenen, sondern durch fremde Hände; sie hat sogar diesen süßen Trost in ihrem Unglück verloren, gar keine Könige zu gestatten, und nur ihren eignen Bürgern zu gehorchen a); und man frägt noch, ob man sie aus einem so beweinenswürdigen Zustande herausreißen müsse! Sollte man nicht vielmehr untersuchen, was für Strafen man öffentlichen Räubern auferlegen, oder wenigstens, ob man in einer freyen Stadt nicht die Feinde der Freyheit von den öffentlichen Aemtern ausschließen müsse?"

„Aber dieses ist jetzt nicht die Sache, worauf es ankömmt. Sollte man es glauben? Man frägt, ob dieses Volk,

---

a) Nullos admittere reges, & ciui seruire suo. *Lucan.*

Volk, welches alle Nationen besiegt hat, zugleich mit Fremden an der Regierung seines Vaterlandes Theil haben solle; ob es einen Platz auf demjenigen Kapitolio haben könne, das es vor dem Feuer und Schwert der Gallier bewahrt, wohin es so viele gefangene Könige im Triumph führen, die Gesandten aller Völker bittend zu seinen Füßen gesehen, von dem es Feinde und rebellische Bürger herunter gestürzt. Großer Gott, wie weit ist es mit uns gekommen! Wirf einen Blick der Erbarmung auf uns, wiewohl wir es nicht verdienen. Laß dich durch unser Unglück rühren, und befreye uns von dieser Schande."

„Ach, wer hätt' es geglaubt, daß unser Elend auf einen so hohen Grad steigen sollte, daß man öffentlich, und was noch mehr ist, vor dem Statthalter Christi, vor den Nachfolgern der Apostel, untersuchen würde, ob man Römische Bürger in dem Senat zulassen könnte, zu der Zeit, da wir sehen, daß Fremde unsere Tyrannen werden, daß nun Tarquinier ihren Stolz in unserm Kapitolio zur Schau stellen? Das ist die Frage, welche vier Grundpfeiler der Kirche beschäfftigt."

„Wenn man mich um Rath fragte, so würd' ich kein Bedenken tragen, zu sagen, daß der Römische Senat bloß aus Römischen Bürgern bestehen, daß man nicht nur die Fremden, die weit her gekommen, davon ausschließen müsse, sondern selbst die Lateiner, dieses benachbarte Volk, welches so zu sagen nur einen Körper mit den Römern ausmachte. Manlius Torquatus soll die Frage entscheiden. Da die Lateiner sich unterstunden zu verlangen, daß einer von den Konsuln und die Hälfte der Senatoren aus ihrer

Nation genommen würden, so schwur dieser große Mann voller Unwillen, daß er niemals anders als mit einem Dolch in den Senat kommen würde, um ihn dem ersten Lateiner, der sich unterstehen würde darinn zu erscheinen, in die Brust zu stoßen. Mit was für einem Auge würd' er jetzt Fremde, die vom Rhein oder aus Umbrien gekommen, in demjenigen Senat herrschen sehen, wo er keinen Lateinern den Zutritt erlauben wollte?"

„Die nichtigen Vorwände, womit die Fremden ihre Usurpation zu beschönigen suchen, sind mir nicht unbekannt. Wir sind mächtiger, sagen sie, und dadurch auch geschickter, den öffentlichen Aemtern vorzustehen. Was ist denn das für eine Macht, die sich nur auf Unkosten der Stadt zeiget? Ist sie nicht bloß aus dem Blut der Völker, und aus den Eingeweiden der Stadt entstanden? Aber gesetzt, sie sey groß und durch gerechte und billige Mittel erworben, was thut das zur Sache? War Latium nicht mächtiger an Menschen, an Truppen, an Reichthümern, als seine Deputirten die Forderung vorbrachten? Und doch wurde sie verworfen, weil man glaubte, daß man dasjenige dem Glücke nicht bewilligen dürfe, was die Belohnung der Tugend seyn muß. Wenn es genug wäre, mächtig zu seyn, um ein Römischer Senator zu werden, wenn man Geschlecht und Tugend für nichts achten dürfte, so hätten auch die Macedonier und Karthager damals Anspruch darauf machen können, und wie viele Nationen könnten es nicht jetzt?"

„Aber, werden sie sagen, wir sind Römische Bürger; wir haben die Rechte derselben durch den Besitz und die Verwaltung der obrigkeitlichen Aemter erworben. Ach! ich würde

würde vieles über diese halsstarrigen Seelen gewonnen haben, wenn ich sie bewegen könnte, wahrhaftig Bürger und nicht Unterdrücker der Bürger zu seyn. Gott behüte mich, daß ich alsdann so strenge, wie Manlius, gegen sie verfahren sollte.“

„Was meynen Sie, meine Väter, glauben Sie, daß sie deßwegen die höchste Gewalt an sich reißen wollen, um ihre Reichthümer zur Unterstützung der Dürftigkeit anzuwenden? Wollte Gott, daß das ihre Absicht wäre! Man könnte ihnen einen so edlen und milden Ehrgeiz verzeihen. Ihr Vaterland mögte seyn welches es wollte, ich würde sie für Römer halten: aber glauben Sie mir, das sind gar nicht ihre Gedanken; die traurigen Ueberbleibsel einer zertrümmerten Stadt reizen ihre Habsucht, anstatt sie zu ersticken. Glauben sie durch ein einziges Wort die Welt, die sie kennet, zu hintergehen? Wollen sie sich für Römische Bürger ausgeben, sie, die den Namen Bürger verachten, die es so gar für eine Beleidigung halten, Menschen genannt zu werden, die nur die stolzen Titel Herren und Prinzen verlangen?“

„Doch, sie mögen Römische Bürger seyn! sie mögen unter diesem Titel die Römischen Aemter verwalten, so unwürdig sie derselben auch sind! Ich bin damit zufrieden, wenn sie nur nicht diejenigen, welche derselben würdiger sind, als sie, ausschließen. Die wahren Römer mögen mit den eingesessenen Fremden vermengt werden; sie mögen alle ohne Unterschied den Namen Römer führen; aber warum verlangen die Fremden, die nur bittweise diesen Namen bekommen haben, allein, mit Ausschließung der Andern, die Ehrenstellen zu genießen? Wenn sie sich auch bloß mit dem Vorzuge begnügten, worauf könnten sie denn selbst diesen gründen?

Etwa

Etwa auf ihren Adel? Aber worinn besteht der wahre Adel? Dieses ist eine wichtige Frage: wenn sie ihn in etwas anders setzen, als in die Tugend, so haben sie eine sehr falsche Idee davon."

„Etwa auf ihre Reichthümer? Ich will diese hier nicht gering schätzen: ich ermahne sie nur, dieselben nicht zum Grunde zu machen, die Armen zu verachten: in dem Schooße der Kirche haben sie diese Reichthümer geschöpft; sie sollten sich derselben mit Mäßigung, als eines vergänglichen Gutes, bedienen; und wenn ihre trägen Seelen sich nicht so hoch erheben können, so mögen sie dieselben auf immer als ihren Theil ansehen; nur sollten sie die Güter, die sie der Freygebigkeit des gemeinschaftlichen Vaterlandes zu danken haben, nicht zu dessen Untergange gereichen lassen."

„Wenn sie glauben, daß man reich seyn müsse, um gut zu regieren, so mögen sie mir folgende Fragen beantworten. War Valerius Poplikola reich, als er sich mit dem Brutus verband, die Tarquinier zu verjagen? Wurd' er nicht auf Kosten des Staats begraben, nachdem er die Toskaner und die Sabiner überwunden hatte? War Menenius Agrippa reich, als er durch seine Beredtsamkeit die uneinigen Gemüther, die der Republik eine verderbliche Trennung drobeten, vereinigte? Quintius Cincinnatus, als er sein armes Feld verließ, um die Römische Armee und den Consul zu befreyen? Kurius und Fabricius, als sie den Pyrrhus und die Samniter schlugen? Regulus, als er die Karthager überwand? Appius Klaudius, als er, seiner Blindheit ungeachtet, die Republik regierte? Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die Beyspiele von einer rühmlichen Armuth,

muth, die Rom 1 s darstellet, anführen wollte. Nein, ich fürchte mich nicht, es zu sagen, die Tugend hat keine größere Feinde, als die Reichthümer. Sie waren es, die Rom überwanden, nachdem es alle Nationen überwunden hatte; man kann nicht zweifeln, daß alle fremden Laster durch eben das Thor in die Stadt gedrungen, durch welches die Armuth aus derselben gewichen war. Unsre Gegner wissen wohl, daß die Reichthümer der Regierung mehr schädlich als nützlich sind, ob sie sich gleich stellen, als wenn sie das Gegentheil glaubten.“

„Lassen Sie uns also die wahre Ursach dieser ihrer Sucht zu regieren aufsuchen: wir dürfen eben nicht weit gehen, um sie zu finden. Ich will nichts von der Habsucht sagen, ungeachtet aller Ursachen, die ich habe, zu glauben — Doch ich will in dieser Abhandlung nichts von einem Laster sagen, das für den Adel so schimpflich und seiner so unwürdig ist. Wir wollen lieber bloß seinem Stolz diese Sucht zu herrschen zuschreiben. Sallust sagt, der Stolz sey das Laster des Adels. Diese Pest ist zu Rom nicht neu; die alten Römer waren schon von ihr angesteckt; der Stolz drang sich mitten unter die größten Tugenden ein: aber er wurde immer unterdrückt, und ich hoffe, daß Sie ihn auch durch Ihr Urtheil unterdrücken werden. Die Römische Geschichte giebt uns davon einige Beyspiele, an die ich Sie erinnern will.“

„In den ersten Zeiten der Republik forderte das Volk obrigkeitliche Personen, zur Vertheidigung einer Freyheit, die man ihm zu entreißen suchte. Der Adel widersetzte sich dagegen mit aller Macht. Dieses veranlassete die erste

Tren-

Trennung des Volks auf dem heiligen Berge. Das Recht des Volks behielt endlich über den Stolz des Adels die Oberhand, und ungeachtet seiner Widersetzung wurden die Tribunen erwählt; die erste Schutzwehr gegen die Gewaltthätigkeiten des Senats. Das Volk verlangte hierauf, es sollte eine neue Obrigkeit zu den Tribunen hinzugethan werden, und es erhielt es ungeachtet aller Bemühungen des Appius Klaudius, eines gewaltsamen und unbiegsamen Mannes. Ein neuer Streit entstand bald darauf. Der Adel, der immer das Volk verachtete und geringschätzte, wollte die Heirathen zwischen den Patriciern und Plebejern nicht erlauben, und trennte also, da er das stärkste Band, welches die Menschen vereinigt, zerriß, die Stadt in zween Theile. Das aufgebrachte Volk widersetzte sich, und erhielt ein Gesetz, welches alle Heirathen, ohne Unterschied des Standes, erlaubte. Indessen fuhr man fort, die Decemvirn, die Augurn, die Quästorn, die Aedilen nur aus den patricischen Familien zu nehmen. Das Volk sah, daß man es hintergieng; es verlangte mit Gewalt, und erhielt es auch, zum Besitz dieser Stellen zugelassen zu werden. Bey dieser Gelegenheit glaub' ich eine Begebenheit nicht vorbey lassen zu dürfen, die an sich wenig beträchtlich ist, die aber Livius für würdig gehalten hat, sie in seiner Geschichte zu erzählen: sie zeigt uns, wie groß der Stolz des Adels war, und wie weit die Freyheit des Volks gieng."

„Cneus Flavius, der eines Schreibers Sohn und von geringer Herkunft, dabey aber geschickt und beredt war, wurde zum Aedilis Kurulis erwählt. Der Adel, voller Unwillen über die Erhebung eines Mannes von seinem Stande, betrachtete dieses als eine Ursach der Trauer und Betrübniß;

die

die mehrsten legten ihre Ringe und andern Zierrathen ab. Flavius ließ sich dadurch gar nicht bewegen; er setzte ihrem Stolz die größte Standhaftigkeit entgegen. Eines Tages, da er seinen kranken Amtsgehülfen besuchte, würdigten die jungen Patricier, welche bey ihm waren, ihn nicht, aufzustehen und ihn zu grüßen. Als er dieses sahe, ließ er seinen elfenbeinern Stuhl bringen, setzte sich auf denselben, sahe davon auf sie herab, und vergalt ihnen also Verachtung mit Verachtung, indeß sie sich auf ihren Sitzen vor Neide nicht zu lassen wußten. Dieser einzige Zug macht' ihn, meiner Meynung nach, würdig, Konsul zu seyn."

„Ich hab' es bis zuletzt verspart, vom Konsulat zu reden, weil die beiden Senatoren, die uns von so vielen Vätern nur noch übrig sind, die Stellen der beiden Konsuln unter uns zu vertreten scheinen. Ihr Amt hat eine gewisse bestimmte Zeit, wie das Konsulat, anstatt daß die Würde der alten Senatoren immer fortdauerte."

„Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle Streitigkeiten, die zu Rom wegen des Konsulats entstanden, erzählen wollte. Als das Volk verlangte, auch zu demselben zugelassen zu werden, so widersetzte sich dagegen der Adel, der dies als die höchste Schande für sich ansah, mit aller Gewalt; endlich aber mußt' er doch, wie in den andern Streitigkeiten, nachgeben. Nach vielen Debatten, fieng man endlich damit an, vier Kriegstribunen mit Gewalt der Konsuln, ohne Unterschied des Standes zu wählen. Das Volk war noch nicht zufrieden; es erhielt endlich von der Gerechtigkeit dasjenige, was der Stolz ihm geweigert hatte. Man sah' im Konsulat einen Plebejer zur Seite eines Patriciers,

mit ihm die Regierung eines gemeinschaftlichen Vaterlandes, und eines auf gemeinschaftliche Kosten erworbenen Reichs, theilen.“

Wenn alles das wahr ist, wenn man es in unsern beßten Geschichtschreibern findet, was zaudern Sie denn, meine Väter, Ihren Entschluß zu fassen? Wenn der Zustand der Römer Sie rührt, wenn Sie ihnen eine helfende Hand darreichen wollen, um sie an dem Rande des Unterganges zu halten, so nehmen Sie jene glückliche Zeiten zum Muster, wo Rom, nachdem es so zu sagen aus dem Nichts hervorgegangen war, sich bis an den Himmel erhub, und nicht diese unglücklichen Zeiten, wo es von dem Gipfel der Glückseligkeit wieder in sein erstes Nichts herabgesunken ist.“

„Man kann nicht zweifeln, daß diese Stadt nicht eine große Menge von Mitbürgern einschließen sollte, die durch Geburt und Verdienste weit über diese Fremden erhaben sind, die, von ihrem bloßen Namen berauscht, Himmel und Erde zu verachten scheinen. Wenn sie tugendhaft sind, so will ich sie für Edle erkennen; aber niemals erkennet Rom sie für Römer. Lassen Sie uns einmal einen Augenblick annehmen, daß sie Edle und Römer seyen, können Sie denn verlangen, unsern Vorfahren, den Stiftern dieses Reichs, diesen gerechten Männern, die eben so eifrig waren, die unterworfenen Völker zu beschützen, als die Rebellen im Zaum zu halten, vorgezogen zu werden? So groß auch ihre Kühnheit seyn mag, so können sie sich doch nicht unterstehen, dieses zu fordern. Wenn jene dem Volke nachgaben, weil es nichts anders verlangte, als was gerecht war, warum wollten denn diese nicht nachgeben? Was fordert jetzt dieses arme

Volk?

Volk? Daß man ihm nicht in seiner eigenen Stadt wie Verbannten und Achtserklärten begegne; daß es nicht von den öffentlichen Aemtern, als wenn es mit der Pest behaftet wäre, ausgeschlossen werde. Kann wohl etwas gerechter seyn?“

„Ich glaube, daß man bey diesen Umständen dem Rath des Aristoteles folgen, und denjenigen nachahmen müsse, die einen krummen Baum gerade machen wollen. Nöthigen Sie diese edlen Fremden, nicht allein mit den Römern das Senatoriat, und die andern Stellen, die sie an sich gerissen, zu theilen; sondern sich ihrer ganz zu enthalten, bis die Republik eine entgegengesetzte Richtung bekommen hat, und so die Sachen unvermerkt auf den Punkt der Gleichheit gekommen sind, den sie haben müssen.“

„Das ist meine Meynung; das ist es, was ich von Ihnen bitte, was Rom selbst, unter der Last ihres Elends gebeugt, mit Thränen in den Augen von Ihnen bittet. Wenn Sie nicht daran arbeiten, ihre Freyheit wieder herzustellen, so fordert es Sie vor das furchtbare Tribunal des höchsten Richters. Jesus Christus, der mitten unter Ihnen ist, so lange Sie versammelt sind, befiehlt es Ihnen. Der heil. Petrus und Paulus, die es dem Pabst eingegeben, Sie vor allen andern zu ernennen, flehen Sie darum. Hören Sie auf ihre geheimen Bitten, und dann werden Sie auf alles äußere Anliegen nicht Acht haben. Denken Sie bloß darauf, was Rom, Italien, der Welt, und Ihnen selbst anständig ist.“

„Unsere Sünden machen uns vielleicht Ihres Schutzes unwürdig; aber der Sitz der Aposteln verdient vor den

Gewaltthätigkeiten der Tyrannen in Sicherheit gesetzt zu werden; die Tempel der Heiligen verdienen, daß man sie den Räubern, die sich ihrer bemächtigt haben, entreiße; dieses heilige Land, welches mit dem Blute so vieler Märtyrer benetzt ist, verdient wohl, nicht mit dem Blute seiner Bürger befleckt zu werden; welches unvermeidlich ist, wenn Sie keine weise Maaßregeln ergreifen, um die Wuth dieser Tyrannen zu unterdrücken."

Dieser Brief, einer von den schönsten des Petrarca, ist vom 19ten November datirt. Ich weiß nicht, was für einen Entschluß die vier Kardinäle gefaßt, und was der Pabst darauf entschieden habe. Da er ungefähr um eben diese Zeit krank wurde, so ist es wahrscheinlich, daß er gar kein Urtheil gefället. So viel ist gewiß, daß die Römer, welche dieser Art von Anarchie, worinn sie lebten, und der Verbrechen, welche ungestraft in Rom begangen wurden, ohne daß jemand daran dachte, sie zu unterdrücken, müde waren, sich den Tag nach Weihnachten versammelten, und einmüthig den Johann Cerroni zum Oberhaupt des Volks erwählten, mit unumschränkter Gewalt, in der Stadt zu befehlen. Er war ein guter Bürger, der weise, klug und wegen seiner Rechtschaffenheit geehrt war.

Er begab sich sogleich nach dem Kapitol. Jakob Savelli, welcher daselbst kommandirte, nachdem er den Statthalter des Pabstes davon vertrieben hatte, übergab es ihm gleich, ohne einigen Widerstand zu thun. Man läutete die Glocken, das Volk lief von allen Seiten herbey, und billigte die Wahl. Die Adlichen giengen auch wohlbewaffnet dahin; aber sie unterstunden sich nicht, den geringsten Widerstand

zu thun, weil das Volk mit vieler Standhaftigke t zu ihnen redte, und fest entschlossen schien, sein ernann es Oberhaupt zu unterstützen.

Der Statthalter des Pabstes wurde b gebolt, um die Wabl zu bestätigen. Er that es ohne Schwierigkeit, weil er sahe, daß die Wabl gut war. Einige behaupt n os gar, daß er ein wenig Einfluß darein gehabt, weil er mit dem Adel nicht zufrieden gewesen D m sy w e r m olle, als ein geschickter und kluger Mann verlang' er vor llen Dingen, daß Cerroni der Kirche den Eid der Treue ablegen und schwören sollte, daß er den Befehlen des Pabstes gehorchen wolle. Alles dieses geschah in einem Morgen, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen; und der Pabst, der nicht wußte, was er thun sollte, um die Römischen Unruhen beyzulegen, sah es ganz gern, daß er von dieser Sorge befreyet wurde.

Was Petrarca'n anbetrifft, so hab' ich nicht entdecken können, was er von dieser Wabl gedacht; nach seinen Grundsätzen aber zu urtheilen, muß man glauben, daß er sie billigte, und daß er sich freuete, den Adel gedemüthiget, und einen rechtschaffenen Plebejer einstimmig zum Gouverneur von Rom erwählt zu sehen. Es scheint, daß dieses sein Wunsch war. Wir werden bald Gelegenheit haben, von den Folgen dieser Wabl zu reden.

Die zweyte Angelegenheit, die damals den Römischen Hof beunruhigte, und wovon ich reden will, waren die Unternehmungen des Herrn von Mailand. Man muß sich dessen erinnern, was ich gesagt habe, da ich von dem Hause Viscomti redete, welches dem Hause de la Tour diese Herrschaft wegnahm.

Ich habe meine Leser den Luchino Viscomti kennen gelehrt, welcher durch seine Geschicklichkeit und seine Tapferkeit in kurzer Zeit seine Macht so sehr vermehrt hatte, daß er für einen der mächtigsten Prinzen in Europa gehalten wurde, und ganz Italien vor ihm zitterte. Ich habe von seinem Tode geredt, der am 23ten Jan. 1349 erfolgte. Er hinterließ zwey Kinder; aber seine Gemahlinn erklärte, daß sie dieselben von dem Galeas, ihrem Neffen, habe.

Johann Viscomti, Bruder des Luchino, war sein Nachfolger. Schon als Erzbischof von Mailand, vereinigte er die weltliche mit der geistlichen Macht. Ehrgeiziger, als sein Bruder, macht' er den Entwurf, sich ganz Italiens zu bemächtigen. Mit der Stadt Boulogne macht' er den Anfang, die ihn zum Herrn der ganzen Lombardey machte; er kaufte sie von dem Johann und Jakob Pepoli, die sie regierten, seitdem der Kardinal Poyet, wie wir gesehen haben, daraus verjagt war. Er nahm am 23ten Okt. 1350 Besitz von derselben, zu der Zeit, als der Pabst eine Armee in Italien hatte, um sie wieder einzunehmen, und der Erzbischof Abgesandten zu Avignon, um die Mittel, sie ihm zu verschaffen, mit ihm abzureden.

Der Pabst, welcher den unternehmenden Geist des Johann Viscomti und seine Macht kannte, vernahm diese Nachricht mit Verdruß und Unwillen a). Er schickte einen Nuncius

a) In einem geheimen Briefe, welchen Od. Rain. anführt, beklagt er sich über die Undankbarkeit des Prälaten, welcher gegen die Kirche, seine Mutter, die Milch, die er aus ihren Brüsten gesogen, ausspeie.

cius an ihn ab, um die Stadt Boulogne wieder zu fodern. Der Nuncius, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, fügte hinzu, er solle jetzt zwischen der weltlichen und geistlichen Macht über Mailand wählen; denn der Pabst wolle nicht, daß er beide zu gleicher Zeit besitze. Der Erzbischof, nachdem er ihn mit einer unterwürfigen und ehrerbietigen Miene angehört hatte, sagte, er wolle am folgenden Sonntage in seiner Kathedralkirche seinen Antrag beantworten. Als dieser Tag gekommen war, und er die Messe gehalten hatte, gieng er auf den Legaten zu, und ließ ihn die Befehle des Pabsts wegen der Wahl zwischen der weltlichen und geistlichen Macht über Mailand wiederholen. Hierauf nahm er in die eine Hand das Kreuz, zog mit der andern einen bloßen Degen, und sagte: „Sehen Sie hier meine weltliche und geistliche Gewalt: sagen Sie dem heil. Vater in meinem Namen, daß ich mit der einen die andre vertheidigen werde.“

Der Pabst war mit dieser Antwort nicht zufrieden; er fieng eine Procedur gegen ihn an, und lud ihn persönlich zu erscheinen, unter Strafe des Interdicts und der Excommunication. Der Erzbischof empfieng das Breve mit Ehrerbietung, und versprach zu gehorchen: er ließ alsobald einen seiner Secretäre nach Avignon abreisen, mit dem Befehl, auf sechs Monate alle Häuser und Ställe zu miethen, die er finden könnte, mit Lebensmitteln für zwölf tausend Pferde, und sechs tausend Mann zu Fuß. Der Secretär richtete die Befehle seines Herrn so gut aus, daß die Fremden, die ihrer Geschäffte wegen nach Avignon kamen, bald keine Logis mehr fanden. Der Pabst, der davon Nachricht bekam, fragte den Secretär, ob der Erzbischof so viel Häuser gebrauche. Dieser antwortete, er fürchte, daß er nicht genug

haben werde, weil sein Herr mit achtzehntausend Mann Kriegsvolk kommen würde, ohne eine große Menge Einwohner von Mailand zu rechnen, die ihn begleiten wollten. Der Pabst erschrack, bezahlte geschwind dem Secretär die gehabten Unkosten, und schickte ihn fort, mit Befehl, dem Erzbischof zu sagen, daß er ihn von seiner Reise dispensire. Man muß gestehen, daß dies einem zur Lust erfundenen Mährchen ähnlich sieht; aber man findet es in einem der beßten Geschichtschreiber von Mailand. (Corio, Hist. di Milano.) Herr Muratori hat schon vor mir diese Bemerkung gemacht.

Indeß erzählt der Biograph des Rienzi, ein gleichzeitiger Schriftsteller, einen andern Zug von diesem Erzbischof, welcher den beiden andern ähnlich sieht, und sie glaublich machen kann. Als der Kardinal von Ceccano als Legat nach Rom gieng, kam er durch Mailand. Der Erzbischof gieng ihm mit einem so großen Gefolge und so reich ausgeschmückten Handpferden entgegen, daß der erstaunte Legat zu ihm sagte: Herr Erzbischof, wozu dieser große Pomp? — Um den heil. Vater zu lehren, erwiederte er mit einer angenommenen demüthigen Miene und sanften Stimme, daß er einen kleinen Geistlichen (un Chieri petto) unter sich hat, der etwas vermag. (Vit. di Rienzi, L. 2, C. 1.)

Diese Züge, falsch oder wahr, lehren uns den arglistigen Geist des Johann Viscomti kennen, der einen großen Stolz und Trotz, unter dem Schleyer einer scheinbaren Bescheidenheit und Unterwerfung, verbarg. Man schreibt ihm einen Brief zu, der in diesem Jahr an dem Hofe des Pabsts viel Geräusch machte, während daß Petrarca zu Avignon war.

Eines

Eines Tages, als der Pabst Consistorium hielt, ließ ein Kardinal, den man nicht nennt, geschickter Weise einen Brief fallen, den man dem Pabst brachte, und in Gegenwart seines ganzen Hofes vorlas. Die Aufschrift war folgende: Leviathan, der Fürst der Finsterniß, an den Pabst Clemens, seinen Statthalter, und an die Cardinäle, seine Räthe und guten Freunde. Am Ende stand: Gegeben im Mittelpunct der Hölle, in Gegenwart einer Versammlung von Teufeln. (Matth. Vill. L. 2, C. 47. Alb. Argent. f. 150.)

Dieser Brief enthielt eine Herrechnung aller der Laster, von welchen Leviathan annahm, daß sie von den Prälaten des Hofes begangen worden; worüber er ihnen große Complimente machte, und sie ermahnte, fortzufahren, um sich immer mehr und mehr seiner Gunst würdig zu machen. Er zog hierauf heftig gegen die Lehre der Apostel los, und machte ihr armes und frugales Leben lächerlich. „Ich weiß wohl, sagt' er, daß ihr ein solches Leben verabscheuet, weit entfernt es nachzuahmen: darüber hab' ich euch keine Vorwürfe zu machen; aber eure Reden stimmen nicht immer mit euren Handlungen überein; bessert euch in diesem Stücke, wenn ihr wollt, daß ich euch in meinen Staaten befördern soll." Er schloß folgender Gestalt: „Eure Mutter, der Stolz, grüßt euch, nebst euren Schwestern, der Habsucht, der Unzucht und den andern, welche unter eurem Schutz täglich neue Progressen machen."

Matthäus Villani, der uns einen Auszug aus diesem Briefe gegeben, sagt, der Pabst und die Cardinäle hätten sich wenig darum bekümmert, und ihre Lebensart fortgesetzt. Er fügt hinzu, daß er in einem hohen Styl abgefaßt ge-

wesen (d'alto dettato). Dies bringt mich auf die Vermuthung, daß Petrarca vielleicht der Verfasser desselben gewesen seyn mag. Es gab damals sehr wenig Leute am Hofe des Pabsts, die den hohen Styl gekannt hätten. Was mich in dieser Muthmaßung bestärkt, ist, daß der ironische und beißende Ton dieses Briefes mit demjenigen viele Aehnlichkeit hat, den Petrarca in seinen Briefen sine titulo annimmt, woraus ich einige Fragmente angeführt habe. Wenn meine Vermuthung richtig ist, so könnte der Cardinal, der den Brief fallen ließ, wohl Guido von Boulogne oder Elias von Taleirand gewesen seyn, mit denen Petrarca in diesem und im folgenden Jahr in der genauesten Verbindung stand. Nach allem dem geb' ich dieses für nichts weiter als eine sehr gewagte Muthmaßung aus; aber es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß Johann Viscomti, welcher damals über einen Vergleich in Unterhandlungen stand, eine so unzeitige Spötterey habe machen wollen.

Im Grunde war der Erzbischof viel zu reich, als daß er sich hätte vor den Wirkungen des Päbstlichen Unwillens und der Drohungen des Avignonschen Hofes fürchten sollen. Es ist wahr, daß der Pabst, in den ersten Bewegungen seines Zorns, einen Legaten in Italien schickte, um ein Verbündniß gegen die Herrn von Mailand zusammen zu bringen, welches im Stande wäre, sie zur Vernunft zu bringen. Mastino de Lescale, dessen Macht des Viscomti seiner das Gegengewicht hielt, sollte die Seele dieser Verbindung seyn; aber sein Tod und das Mailändische Gold vereitelten bald alle diese Entwürfe. Man sahe auf einmal eine große Veränderung an dem Hofe zu Avignon, welche

durch

durch die Intriguen des Erzbischofs, oder vielmehr seine Freygebigkeit gewirkt wurde. Er überhäufte mit Geschenken die Verwandten des Pabstes, alle diejenigen, welche irgend etwas bey ihm vermogten, und vornehmlich die Vicomtesse von Turenne, welche ihn in großen Dingen beherrschte. Der Annalist von Italien sagt, daß er sie aus der Tasse des heil. Ambrosius trinken lassen; ein zu Mailand gebräuchliches Sprichwort. (An. d'Ital. ann. 1351.) Matthäus Villani versichert, daß der König von Frankreich auch daraus getrunken, und sich sehr eifrig für den Erzbischof interessirt habe.

Man wird sagen, daß diese Erzählung von der Bolognischen Sache eine Episode ist, die gar nicht in das Leben Petrarca's gehört, welcher gar keinen Theil daran nahm. Ich bitte den Leser, sein Urtheil aufzuschieben; er wird bald sehen, wie wichtig es zum Verständniß dieser Nachrichten war, den Charakter des Johann Viscomti wohl zu kennen.

Ich komme auf die dritte Angelegenheit, die den Hof des Pabsts beschäfftigte, als Petrarca zu Avignon ankam; es war der Frieden zwischen den Königen von Neapel und von Hungarn. Man hat aus diesen Nachrichten gesehen, wie sehr Petrarca sich um die Ruhe des Königreichs Neapel bekümmerte, theils aus Ehrerbietung für das Andenken des Königs Robert, theils aus Ergebenheit für die Königinn Johanna, theils aus Liebe zu einigen Freunden, die er in diesem Lande hatte.

Ein neuer Bewegungsgrund kam zu diesen alten, die Verbindung, die er mit dem Nicolaus Acciajoli, dem ersten

Minister dieses Reichs, schloß. Es scheint mir nothwendig, meine Leser mit einem Mann von ausnehmenden Verdiensten, der eine groß Rolle in seinem Jahrhundert gespielt hat, und der ein Mäcen des Petrarca werden, und die, welche der Tod ihm genommen hatte, wieder ersetzen sollte, bekannt zu machen.

Das Haus Acciajoli stammte aus Brixia ab, und hatte seinen Namen von dem Handel mit Stahl (aceiajo), welchem es sich gewidmet, bekommen. Es theilte sich in viele Branchen, welche sich in Sicilien, in England, in Hungarn und bis in Constantinopel ausgebreitet haben.

Eine derselben wohnte zu Florenz, wo sie einen vorzüglichen Rang behauptete, ohne ihren Handel zu verlassen. Aus dieser stammte Nicolaus Acciajoli ab. Er ward zu Florenz im Jahr 1310 geboren. Wilhelmine, seine Mutter, war aus dem Hause der Pazzi. Sein Vater, ein Mann von Verdienst, war zweymal Prior, nachdem er alle die vornehmsten Aemter der Stadt verwaltet hatte.

Nicolaus heirathete im achtzehnten Jahre die Margaretha Spini, aus einer reichen und vornehmen Familie. Drey Jahre nachher schickte sein Vater ihn nach Neapel, wo er einen Zweig seines Handels etablirt hatte, der ihm so glücklich von statten gieng, daß er ihn in Stand setzte, zuweilen dem König Robert Geld zu leihen.

Nicolaus hatte eine schöne Leibesgestalt, einen liebenswürdigen Geist, viel Ehrbegierde, große Ideen, mehr Geschmack für die Ritterschaft als für den Handel. Er hatte das Glück, der Catharine von Valois zu gefallen, der Wittwe des Philipp, Fürsten von Tarent, welche man die

Kai-

Kaiserinn von Constantinopel nannte, eine galante Dame, nach dem Villani, und die nicht in gutem Rufe stand; ich habe von ihr bey Gelegenheit des Todes des Königs Andreas geredt, zu welchem sie vieles beytrug. Der schöne Florentiner bemächtigte sich dergestalt ihres Geistes, daß sie ihm die Besorgung ihrer Angelegenheiten, die Erziehung ihrer Kinder, und die Regierung ihrer Staaten anvertraute. Villani sagt, sie habe ihn zum Ritter, sehr reich und groß gemacht.

Als Ludewig von Tarent, der Sohn der Kaiserinn, an der Spitze von fünf hundert Reutern zu einer Expedition in Calabrien abgeschickt wurde, so gab der König Robert ihm den Nicolaus Acciajoli zum Gouverneur, mit dem Befehl, nichts zu thun, ohne ihn um Rath zu fragen. Der Florentiner erwarb sich Ehre in diesem Auftrage; er erwarb sich die Gewogenheit seines Untergebenen, dem er sich ganz besonders widmete, und der ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Nach dem Tode des Königs Andreas, an welchem er vielleicht nicht ganz unschuldig war, trug er vieles zur Vermählung des Prinzen Ludewig mit der Königinn Johanna bey, indem er ihm einen gewissen Muth einflößte, der ihm fehlte, um es zu wagen, sich dem Geschmack, den sie für ihn hatte, zu Nutze zu machen, vielleicht weil er selbst gar zu verliebt war.

Zu Anfang des Jahrs 1348, als der König von Hungarn in das Königreich Neapel rückte, um den Tod seines Bruders zu rächen, sahe sich Ludewig von Tarent genöthigt die Flucht zu ergreifen, um seiner Wuth zu entgehen. Da er aber zu Neapel keine bewaffnete Galeere fand, um der

Kö-

Königinn seiner Gemahlinn folgen zu können, die sich in größter Eil auf Provenzalischen Galeeren abgeschifft hatte, so warf er sich mit dem Nicolaus Acciajoli in einen kleinen Kahn, welcher, längs den Küsten, sie mit großer Mühe und Gefahren nach Porto-Ercole führte, von wo sie sich nach Siena begaben.

Von Siena wollte Nicolaus den Prinzen nach Florenz bringen, dessen Bischof sein Bruder Angelo Acciajoli war; aber kaum waren sie in das Gebiet der Republik gekommen, als die Bedienten der Regierung, die den König von Hungarn zu beleidigen fürchteten, ihnen verbieten ließen, weiter zu gehen. Sie sahen sich genöthigt, sich an einen Ort, der dem Hause Acciajoli gehörte, zu begeben. Nicolaus brachte durch Verkauf oder Leihen so viel Geld zusammen, als er konnte. Am 11ten Februar schifften sie sich auf zwo Galeeren mit dem Bischof von Florenz von Genoua ab, und da sie es nicht wagten, zu Nice oder zu Marseille zu landen, weil sie erfuhren, daß die Provenzalen die Königinn gefangen hielten, so setzten sie zu Aigues-mortes ans Land, von wo sie sich über Beaucaire nach Villeneuve begaben, einer Stadt in Languedoc, welche nur durch die Rhone von Avignon getrennt wird.

Nicolaus und der Bischof von Florenz, sein Bruder, berichteten dem Pabst die Ankunft des Prinzen, und redeten mit ihm die Mittel ab, die Königinn aus dem Schlosse Arnaud zu Aix heraus zu bringen, wo die Provenzalen sie gleichsam gefangen hielten, weil das Gerücht sich ausgebreitet hatte, daß sie Provence an den Johann, Herzog der Normandie, von welchem man sagte, daß er deßwegen zu Avignon sey, vertauschen würde.

Nach-

Nachdem der Pabst und der Herzog von Berri, der sich von ungefähr zu Avignon befand, die Provenzalen wegen dieses Tausches beruhigt hatten, so wurde die Königinn Johanna aus dem Schlosse Arnaud entlassen; sie kam darauf am 15ten März zu Avignon an, wo sie mit allen Ehren, die der Römische Hof den gekrönten Häuptern zu erweisen pflegt, empfangen wurde. Sie hielt ihren Einzug unter einem Thronhimmel, von achtzehn Kardinälen und vielen Prälaten, die ihr entgegen gegangen waren, umgeben. Der Pabst empfieng sie im Consistorio a), der Gewohnheit gemäß. Der Prinz von Tarent hatt' es den Bemühungen des Acciajoli zu danken, daß man ihm besser begegnete, als er hoffte. Der Pabst bewilligte die nöthigen Dispensationen zu seiner Heirath, vielleicht durch den Zustand der Königinn, welche schwanger war, gerührt, und einige Tage nachher gab er die goldne Rose dem Prinzen, vorzugsweise vor dem König von Majorka, welcher sich damals zu Avignon aufhielt.

Da die Abgesandten des Königs von Hungarn im Namen ihres Herrn nachgesucht hatten, daß man der Königinn über den Mord ihres Gemahls den Proceß machen mögte, so ernannte der Pabst drey Kardinäle, um ihn zu instruiren, und

---

a) In diesem Consistorio wars, wo die Königinn sich mit so vieler Beredtsamkeit wegen des Mordes ihres Gemahls rechtfertigte, und nicht in dem Consistorio, vor welches sie geladen wurde, und vor welchem sie, wie ich gewiß weiß, nicht erschien. Ich habe diesen Irthum im zweyten Bande begangen, durch alle Geschichtschreiber von Neapel und Provence verführt.

und verlangte, daß die von Bertrand de Bau gemachte Procedur ihnen eingehändigt würde. Als unterdessen die Pest den König von Hungarn genöthigt hatte, das Königreich Neapel zu verlassen, so luden die Neapolitaner, welche ihre Königinn liebten, und die Hungarn haßten, sie ein, mit ihrem Gemahl zurück zu kommen. Nicolaus Acciajoli wurde abgeschickt, um die Lage der Sachen zu untersuchen, und alle nöthigen Anordnungen zur Rückreise zu machen.

Bey seiner Ankunft bewog er den Herzog Warner, welcher an der Spitze von zwölf hundert Mann dem König von Hungarn diente, und nicht mit ihm zufrieden war, in die Dienste der Königinn zu treten; und da er überdem alles in einer vortheilhaften Lage fand, so drang er die Königinn abzureisen. Es fehlte an Gelde, und das bewog sie, die Stadt Avignon für achtzig tausend Gulden an den Pabst zu verkaufen a). Da diese Summe nicht hinreichte, so versetzte sie ihre Diamanten, und nachdem sie in aller Eil eine kleine Armee zusammengebracht hatte, schiffte sie sich mit ihrem Gemahl zu Marseille ein, und kam im August zu Neapel an, wo sie mit größter Freude empfangen wurde. Sie überhäufte alle diejenigen mit Geschenken, die ihr Beweise ihres Eifers und ihrer Treue gegeben hatten. Nicolaus Acciajoli bekam die Stelle eines Groß-Senechals und die Verwal-

---

a) Dieses ist das Recht, kraft dessen der Pabst die Stadt Avignon seit mehr als vier Jahrhunderten besitzt. Von dem andern Anspruche, kraft dessen er die Grafschaft Venaissin seit noch längerer Zeit in Besitz hat, hab' ich schon geredt. Es lassen sich schwerlich stärkere Rechte finden, als ein so langer Besitz.

waltung des Reichs; eine Belohnung, die man seinen Diensten schuldig war.

Der König von Hungarn hatte den Waiwoden von Siebenbürgen mit einigen Truppen, die er in die vornehmsten Oerter zur Besatzung legte, zurückgelassen. Man mußte diese Oerter belagern; aber es fehlte an den Mitteln, einen Krieg zu führen; die Geschenke der Königinn hatten ihren Schatz erschöpft; keine Truppen, worauf man rechnen konnte.

Nicolaus Acciajoli half auch aus dieser Verlegenheit. Durch seine Intriguen bracht' er es dahin, daß man zween wichtige Plätze, Aversa und Capua, wieder auslieferte, welche man deutschen Generalen anvertraut hatte, die immer bereit waren, den Herrn, welchem sie dienten, für Geld zu verrathen; und er stellte in Romagna Werbungen an.

Unterdeß zog sich der Krieg in die Länge, das Glück neigte sich bald auf die eine, bald auf die andre Seite, bis im Jahr 1350 der König von Hungarn wieder in das Königreich Neapel kam. Seine Gegenwart gab der Sache bald den Ausschlag auf seine Seite: er nahm Aversa wieder ein, und Neapel ergab sich. Johanna und ihr Gemahl waren gezwungen, sich nach Gayetta zu flüchten, wo sie die Wirkungen des Unterhandlungen des Pabsts, ihnen den Frieden zu verschaffen, erwarteten.

Man hat gesehen, daß er seit langer Zeit mit mehr Eifer als Glück daran arbeitete. Er hatte viele Legaten nach Hungarn, Italien und Neapel geschickt, die nichts hatten erhalten können. Der König von Hungarn ließ nichts mit sich machen: er wollte durchaus, daß Johanna bestraft

und

und ihres Königreichs beraubt würde, weil sie ganz offenbar an dem Mord ihres Gemahls schuldig sey. Er machte dem Pabst Vorwürfe, daß er sie zu Avignon aufgenommen und ihr Ehren erwiesen habe, anstatt ihr den Proceß zu machen, und sie nach Verdienst zu bestrafen.

Was der Pabst auf diese Klagen antwortete, scheint mir sehr vernünftig: er könne die Königinn Johanna nicht eher ihres Reichs berauben, als bis sie des Verbrechens, dessen man sie anklagte, überführt wäre; er habe drey Commissarien ernannt, um ihren Proceß zu instruiren; man müsse erst die von Bertrand de Bau gemachte Procedur haben, um daraus Licht zu schöpfen, und man habe sie niemals erhalten können; weit entfernt es zu billigen, daß die Königinn nach Avignon gekommen, hab' er ihr geschrieben, und so gar zween Kardinäle an sie abgeschickt, um es ihr abzurathen, und da diese Stadt ihr angehört, hab' er ihr nicht verbieten können, ihren Einzug in derselben zu halten; die Kardinäle wären der Meynung gewesen, daß man sie als Königinn empfangen müsse, weil man sie nicht eher als nach Instruktion des Processes als strafbar betrachten dürfe; er habe sie nebst ihrem Gemahl vorladen lassen, im Consistorio zu erscheinen; sie wären abgereist, ohne Abschied von ihm zu nehmen, indem sie sich so gar über die Art, wie er ihnen begegnet, beklagt, und einen Procurator zurückgelassen hätten, um zu erklären, daß sie nicht erscheinen könnten, weil sie genöthigt wären, in ihre Staaten zu gehen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Endlich, es sey nun, daß der König von Hungarn eines entfernten Krieges müde war, der viel Kosten machte,

und

und gedrungen wurde, in sein Königreich zurück zu kehren; oder daß sein Unwillen durch die Zeit und die Hindernisse ein wenig besänftigt war; oder endlich aus Gefälligkeit für den Pabst, willigte er in einen Waffenstillstand, während dessen man die Instruktion des Processes der Johanna vollenden sollte, mit der Bedingung, daß, wenn man sie schuldig fände, sie ihr Königreich verlieren, wenn sie hingegen für unschuldig erkannt würde, der König von Hungarn ihr alle Plätze, die er im Besitz hätte, gegen dreymal hundert tausend Gulden für die Unkosten des Krieges wieder zurück geben sollte.

Der Proceß der Johanna war nicht leicht zu entscheiden. Ihre Ankläger führten gegen sie die stärksten Vermuthungen an, aber man hatte keine einzige Aussage von Zeugen. Bey dieser Bewandniß war es nicht möglich, sie weder für unschuldig, noch für schuldig zu erklären. Die Sache zog sich in die Länge; sie war noch nicht entschieden, als Petrarca zu Avignon ankam; eine Krankheit des Pabsts zog die Entscheidung noch länger hin. Endlich fand man ein Mittel, Jedermann zufrieden zu stellen. Johanna bewies, durch die Aussage vieler Zeugen, daß man ihr eine Bezauberung angethan, welche ihr den äußersten Widerwillen gegen ihren Gemahl eingeflößt; daß Leute, die ihr sehr ergeben gewesen, und ihr einen Dienst zu thun geglaubt, ihn ums Leben gebracht hätten; daß sie also auf seinen Tod Einfluß gehabt, ohne an demselben schuldig zu seyn. Auf diese Aussage erklärten die Richter sie für unschuldig an dem Verbrechen und seinen Folgen. Der König von Hungarn, der die Sache, es koste was es wolle, endigen wollte, ließ sich eine Temperatur gefallen, die des Jahrhunderts, in wel-

chem sie erfunden wurde, würdig war, sagt der neue Geschichtschreiber der Johanna. (Bzovius).

Der Friede wurde zu Avignon durch die Gesandten der beiden Mächte unterzeichnet, und von dem Pabst am 10ten und 14ten Jan. 1352 bestätigt. Die Hungarischen Gesandten erließen die dreymal hundert tausend Gulden, indem sie sagten, daß ihr Herr die Waffen nicht aus eigennützigen Absichten, sondern einzig und allein, um den Tod seines Bruders zu rächen, ergriffen habe. Der Pabst, nachdem er diesen Frieden bestätigt, erkannte den Ludewig von Tarent für den König von Neapel, und ließ ihn krönen, ohne durch diese Krönung ihm einiges Recht auf die Krone zu geben. Er hielt ein Consistorium am 1ten Febr., wo diese große Sache gänzlich geendigt wurde. (Der Brief, welchen er hierüber an den König und die Königinn von Neapel schrieb, ist von diesem Tage datirt.) (Od. Rain.)

Diese Nachricht mußte dem Nicolaus Acciajoli die größte Freude machen, welcher sich rühmen konnte, die Krone von Neapel seinem Pupillen aufgesetzt zu haben, theils dadurch, daß er ihm die Hand der Königinn Johanna verschaffte, theils daß er ihn durch seine Tapferkeit und seine Intriguen vor der Rache des Königs von Hungarn schützte, theils daß er ihn in seinen Widerwärtigkeiten unterstützte und aufmunterte. (Matth. Vill. L. 3, C. 6.)

Es scheint nicht, daß Petrarca ihn auf den beiden Reisen, die er nach Neapel gethan, kennen gelernt habe. Es ist wahrscheinlich, daß die Bande ihrer Vereinigung durch den Boccaccio, den Zanobi und den Prior der heil. Apostoln, alle drey Freunde des Groß-Senechal, geknüpft worden.

Dem

Dem sey wie ihm wolle, Petrarca schrieb einen sehr schönen Brief an ihn, um ihm seine Freude über den glücklichen Ausgang dieser großen Begebenheit zu bezeugen. Er ist ein wenig lang; ich werde nur einen Auszug daraus liefern, und mich bemühen, die Blüthen herauszuheben.

„Erhabner Mann! endlich erreichen Sie Ihren Zweck; die gute Sache triumphirt. Dank sey es Ihren Bemühungen, das Haupt Ihres Prinzen wird trotz dem Neide gekrönt werden. Der Glanz seiner Krone, und die Heiterkeit seiner Stirn wird die Wolken, die Italien bedecken, zerstreuen. Nach so vielen Arbeiten und Beschwerden, glauben Sie nicht, daß es jetzt Zeit sey, sich auszuruhen; was Ihnen noch zu thun übrig ist, ist schwerer und wichtiger, als was Sie schon gethan haben. Es ist Zeit, das Sie alle Kräfte jenes Geistes sammlen, den man an Ihnen kennt, um ein Reich, das Sie mit so vielem Ruhm erworben, mit Gerechtigkeit zu beherrschen. Sie haben gegen das Schicksal im Unglück gekämpft, und Sie haben es überwunden. Sie müssen es jetzt im Glück bekämpfen; es ist immer der nehmliche Feind, der nur seine Gestalt verändert hat. Es ist viel schwerer, ihn unter dieser bezaubernden Gestalt zu überwinden: vielen Helden ist es mißlungen. Hannibal, der Sieger der Römer bey Cannä, wurde durch die Wollüste zu Capua überwunden.“

„Ihr König ist jung: aber sein Geist ist männlich und giebt die schönsten Hoffnungen. Nachdem Sie mit ihm tausend Ungewitter auf dem Lande und auf der See ausgestanden, haben Sie ihn mitten durch die Klippen und die Abgründe auf den Gipfel der Hoheit gebracht; lehren Sie ihn,

sich auf demselben zu behaupten. Er zeige, daß er würdig war, denselben zu ersteigen, und daß er diesen in seiner Familie erblichen Zepter mehr durch seine Tugend, als durch seine Geburt verdiente. Es ist schöner, auf den Thron zu steigen, als auf demselben geboren zu werden. Dieses giebt das Ungefähr, jenes das Verdienst."

„Lehren Sie ihn Gott zu dienen, das Vaterland zu lieben, und Gerechtigkeit zu üben, ohne welche kein Reich von Dauer ist. Er gewöhne sich, nichts zu begehren, als Ehre, nichts zu fürchten, als Schande. Er wisse, daß, je erhabner er ist, desto weniger er sich verbergen kann; daß, je mehr Macht er hat, desto weniger er sich erlauben darf; daß ein König sich eben so sehr durch seine Sitten, als durch seine Kleider vom Volk unterscheiden muß. Machen Sie, daß er sich gleich weit von den äußersten Gränzen entferne, und immer die Tugend in der Mitte suche; weder Verschwendung noch Geiz. Nur mit seiner Zeit muß er geizen, und das Gold mit vollen Händen austheilen; es ist besser, daß es in seinem Reiche umlaufe, als daß es im Königlichen Schatze verborgen bleibe; der Herr eines reichen Staats kann nie arm seyn: er vergesse nie, was jener Römer sagte: Ich mag kein Gold; aber ich mag gern über diejenigen herrschen, die es besitzen."

„Er halte sich nicht anders für glücklich und für einen wahren König, als wenn er dem Elend seines Reichs abgeholfen, den Schaden ersetzt, die Ruinen wieder aufgebaut, den Frieden befestigt, die Tyranney unterdrückt, die Freyheit wieder hergestellt hat. Sallustius sagt, ein Reich müsse immer dem Geist seines Herrn gegenwärtig seyn. Er liebe seine Unter-

Unterthanen, dies ist das einzige Mittel, sich ihre Liebe zu erwerben. Armeen und Schätze reichen nicht hin, die Könige zu bewachen; ihre sicherste Wache sind die Freunde; man erwirbt sie durch Wohlthätigkeit und Redlichkeit, und nicht durch Gewalt oder Reichthümer. Man muß lange bey sich überlegen, ehe man sie wählt, sagt Seneca; aber wenn die Wahl getroffen ist, muß man ihnen sein ganzes Vertrauen widmen. Es ist wichtig, einen wahren Freund von einem angenehmen Feinde wohl unterscheiden zu wissen. Wahre Lobsprüche sind ein Sporn zur Tugend; Schmeicheleyen ein wahres Gift. Man darf nicht leichtsinnig mit seinen Freunden brechen, noch auf einmal, nach dem alten Sprichwort: Man muß ablösen, und nicht zerreißen."

„Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, von denjenigen geliebt zu werden, die man selbst nicht liebt, und eine Ungerechtigkeit, mehr von ihnen zu verlangen, als man ihnen giebt. Nichts ist freyer als das Herz; es kann kein Joch vertragen; es kennt keinen Herrn. Nur die Liebe kann ihm Gewalt anthun."

„Daß Ihr König seine Seele dem Argwohn nicht öffne, und sein Ohr den Angebern nicht leihe; wenn sie darauf bestehen, so muß man es ihnen verweisen, und sie bestrafen, wenn sie hartnäckig fortfahren. Er verachte die Verläumder und beschäme sie durch seine Aufführung. August schrieb an den Tiber: Mögen doch die Leute immer Uebels von uns sprechen; ist es nicht genug, daß sie uns nichts Uebels thun können? Die Macht Gottes setzt sie ihn wohl vor den Lästerungen des Gottlosen in Sicherheit? Er erlaube Andern, daß sie seine Geheimnisse zu errathen suchen,

und er suche selbst die ihrigen nicht zu errathen. Er sey so, wie er wünscht zu scheinen; dann wird er gar keinen Vortheil dabey haben, sich zu verbergen, und sich nicht mehr vor den Blicken seines Feindes, als seines Freundes fürchten. Scipio führte mit eben der Zuversicht die Spionen der Karthaginenser in sein Lager, als der Römer. Julius Cäsar schickte den Domitius zurück, nachdem er ihn gefangen genommen hatte, verachtete den Ueberläufer Labienus, ob er gleich sein Geheimniß wußte, und verbrannte oft die Depeschen seiner Feinde, ohne sie zu lesen.“

„Der Titel Serenissimus ist den Königen gegeben, um sie zu lehren, daß ihr Rang sie auf eine Höhe gestellt hat, die über die Leidenschaften erhaben ist, die den Stürmen des Zorns, den Aufschwellungen des Stolzes, den Wolken des Verdrusses, dem erstarrenden Frost des Schreckens, den Nattern des Neides, den Dünsten der Schwelgerey unzugänglich seyn muß.“

„Nichts ist lächerlicher, als ein lügnerischer König, und zugleich gefährlicher für seine Unterthanen. Auf sein Wort stützet sich ihre Ruhe und ihre Hoffnung. Wenn man darauf nicht rechnen kann, so wird sein Reich immer in einem ungewissen und wankenden Zustande seyn. Warum sollt' er lügen, er, dem so viel daran gelegen ist, daß Jedermann die Wahrheit sage? Er sey nicht undankbar: die Undankbarkeit zerreißt die Nerven eines Staats.“

„Er muß sich keinem Menschen weigern. Lehren Sie ihn, daß er nicht für sich, sondern für die Republik geboren ist, und daß er seinen Beruf erfüllet, wenn er mit den Angelegenheiten seiner Unterthanen beschäfftigt ist. Sein vor-

vornehmstes Geschäfft ist, an ihrem Glück zu arbeiten, und für ihre Erhaltung zu wachen. Nichts ist so rühmlich und zugleich so beschwerlich. Es ist eine schöne und ehrenvolle Sclaverey. Schnell zu belohnen, langsam zu bestrafen, muß ein König die Verbrechen seiner Unterthanen so behandeln, als ein guter Wundarzt eine Wunde. Livius bedient sich dieser Vergleichung. Der Wundarzt, welcher gezwungen ist, die Wunde anzufassen, um sie zu heilen, thut es wider seinen Willen mit aller möglichen Delicatesse und Schonung; das Uebel, welches er zu thun gezwungen ist, preßt ihm oft Thränen aus. Ein König darf einen strafbaren Unterthanen nicht mit eben der Miene strafen, als einen stolzen Feind, der ihm widersteht. Immer sollte den Fürsten diese Maxime ins Herz gegraben seyn, daß Gnade die Tugend ist, welche sie Gott am ähnlichsten macht."

„Ein König muß ein Muster für seine Unterthanen seyn; nach ihm bilden sie sich; er hat alle Verbrechen, die sie aus Nachahmung seiner begehen, zu verantworten. Der Ihrige sey untadelhaft in seinen Sitten! Lehren Sie ihn die Ueppigkeit verachten, die Wollüste unter die Füße treten. Er leide keine Ausschweifungen in seinem Reiche, noch weniger in seinen Armeen. Waffen, Pferde, Bücher, das müssen seine Zeitvertreibe; Krieg, Frieden, Gerechtigkeit, das müssen seine Beschäfftigungen seyn."

„Er lese die Lebensbeschreibungen berühmter Männer, um sich nach ihrem Beyspiel zu bilden. Er muß sie als seine Lehrer, seine Muster, seine Führer auf dem Wege zum Ruhm betrachten. Er bestrebe sich, sie nachzuahmen; er vergleiche sein Leben mit dem ihrigen; ihre große Handlun-

gen werden seine Seele entflammen; der Ruhm, den sie dadurch erworben haben, wird ein mächtiger Sporn für ihn seyn. O die schöne Nacheiferung, welche der Tugend Tochter ist!“

„Sie können Ihrem Prinzen ein Muster aller Tugenden vorhalten, ohn' es weit herholen zu dürfen. Ein sehr herrliches und ganz neues find' ich in seiner eignen Familie. Wenn die Liebe mich nicht blendet, so kenn' ich kein vollkommners, als seinen Oncle, den König Robert, dessen Tod durch das darauf erfolgte Elend bewiesen hat, wie sehr sein Leben für sein Volk nothwendig war. Er war groß, weise, sanft, edelmüthig; mit einem Worte, er war der König der Könige. Sein Neffe kann nichts bessers thun, als seinen Fußstapfen zu folgen, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.“

„Sie fühlen die Last, die Ihnen aufgeladen ist; aber ein großer Mann findet nichts zu hart und zu schwer, wenn er gewiß weiß, daß er geliebt wird. Hierüber werden Sie nicht Ursach haben zu klagen: das Oberhaupt der Rathschläge Ihres Eleven, der Aufbewahrer aller seiner Geheimnisse, sind Sie ihm eben so lieb, als Chiron dem Achilles, Achates dem Aeneas, Lälius dem Scipio. Vollenden Sie, was Sie angefangen haben; die Liebe richtet Alles aus; wer den Ruhm theilt, muß auch die Arbeit theilen. Leben Sie wohl, Sie sind der Stolz Ihres Vaterlandes, und der unsere. Ich habe viel gesagt, aber noch viel bleibt mir zu sagen übrig.“ (Var. 29.)

Dieser Brief ist in den gedruckten Ausgaben von Avignon am 20ten Febr. 1350 datirt; welches offenbar falsch ist,

ist, weil der Frieden erst im Monat Januar 1352 geschlossen wurde. Herr de la Bastie hat ihn eben so wenig richtig von 1351 datirt. Er findet ihn sehr schön, und er hat Recht; aber er hatte ihn nicht gelesen, weil er sagt: „er sey geschrieben worden, um dem Nicolaus Acciajoli Glück zu wünschen, daß es ihm gelungen, die Factionen zu zerstreuen, und daß die Verwaltung der Staatsgeschäffte ihm allein anvertrauet worden.“

Ungeachtet die Bekanntschaft des Petrarca und des Nicolaus Acciajoli noch sehr neu war, so hatt' er ihm doch schon sechs Monate vorher einen andern Brief geschrieben, in welchem er ihm, nachdem er sich mit der Menge seiner Geschäffte entschuldigt, daß er nicht eher geschrieben, Hoffnung machte, ihn einmal zu Neapel zu besuchen, wenn dieses Land erst gänzlich von der barbarischen Wuth gereinigt seyn würde. „Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, schreibt er, dieses schöne Land noch einmal wieder zu sehen, welchem alle Schriftsteller nicht allein vor Italien, sondern vor der ganzen Welt den Vorzug geben a).“ Man wird in der Folge dieser Nachrichten den Groß-Senechal oft wieder auftreten sehen.

Petrarca bediente sich eben desselben Kuriers, der nach Neapel gieng, um dem Barbatus von Sulmona auf einen Brief zu antworten, worinn er sich beklagte, daß er ihn nicht zu Rom gefunden, als er sich dahin begab, um

a) Man hat von Neapel gesagt, es sey ein Theil des Himmels, der auf die Erde gefallen. Welch ein Bild!

das Jubileum zu gewinnen, und ihn aufs dringendste um sein Afrika bat. Hier ist seine Antwort.

„Wir haben das sanfte Band verloren, welches uns vereinigte. Jener große König, welcher uns während seines Lebens verband, hat uns durch seinen Tod getrennt. Ich habe eben diesen traurigen Gegenstand in einem Briefe abgehandelt, den sie an der Spitze meiner Briefe in Versen finden werden, die Ihnen zugeeignet sind. Sie sehen es als ein Unglück an, daß Sie mich nicht zu Rom gefunden haben, und ich betracht' es als eine Spur der Fürsehung. Wenn wir uns in dieser großen Stadt angetroffen hätten, so würden wir, mehr beschäfftigt mit den Künsten und Wissenschaften, als mit dem Heil unsrer Seele, gesucht haben, unsern Geist durch irgend eine merkwürdige Entdeckung in jenen kostbaren Ueberbleibseln des Alterthums zu schmücken, mehr als unser Herz in den Tempeln zu reinigen. Die Wissenschaften sind eine angenehme Nahrung für den Geist, ich gesteh' es; aber welch eine Leere lassen sie nicht in dem Herzen, wenn man sie nicht auf ihren einzigen Endzweck zurückführt? Wenn Sie meiner Faulheit hätten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so würden Sie voraus gesehen haben, daß das Jubileum mich eher gegen das Ende als zu Anfange nach Rom gezogen haben würde."

„Was mein Afrika anbetrifft, worauf Sie Ihre Rechte geltend machen, so seyn Sie versichert, daß ich mein Wort nicht vergessen habe. Wenn jemals dieses Gedicht das Licht erblickt, so wird es gleich bey Ihnen abtreten. Es hat ein wenig geschmachtet, durch die Nachlässigkeit des Verfassers, und die Hindernisse, welche das Schicksal hat

entstehen

entstehen lassen. Alles wohl geprüft, halt' ich dafür, daß es besser sey, es in meiner Studierstube zur Reife kommen zu lassen; wenn es gar zu früh herausgienge, mögt' es wohl das Schicksal der Früchte haben, die vor der Reife gepflückt worden, und immer etwas herbes haben, und sich nicht halten. Aber vielleicht ändr' ich meine Meynung, wenn ich die Feder ergreifen werde, um die letzte Hand daran zu legen."

„Jetzt bin ich also von vielen Schwierigkeiten befreyet, und mein Geist ist nach und nach zu derjenigen Stufe gekommen, wohin er kommen mußte. Ich hoffe indeß doch, es immer noch etwas weiter zu bringen bis an meinen Tod, um täglich etwas zu lernen. (Wenn mirs erlaubt ist, das auf mich anzuwenden, was ein weiser Alter von sich sagte.) Ich werde wenigstens alles thun, was ich kann."

„Was mir gute Hoffnung macht, ist, daß die Leidenschaften, die meine Seele beunruhigten, mich eben nicht mehr quälen, und ich schmeichle mir, bald ganz davon frey zu seyn. Leben Sie wohl, mein lieber Barbat; wenn wir uns in dieser Welt nicht wieder finden, so werden wir uns doch in dem himmlischen Jerusalem wieder sehen." (Fam. L. 12, Ep. 5. M. R.)

Avignon, am 20ten Febr.

Ich hab' es für nöthig gehalten, mich in ein gewisses Detail über diese wichtigen Angelegenheiten, welche den Hof des Pabsts beschäfftigten, als Petrarca im August 1351 zu Avignon ankam, einzulassen. Jetzt will ich eine Sache von viel geringerer Erheblichkeit, als jene, erzählen, die ihn wider seinen Willen einen großen Theil des Herbsts und des

folgen-

folgenden Winters in dieser Stadt zurück hielt. Sie bewog ihn, ein Metier auszuüben, welches seinem Charakter und seiner Denkungsart sehr zuwider war; aber es kam darauf an, einem Freunde gefällig zu seyn. Die Sache war, in wenig Worten, folgende.

Vallombrosa ist eine Abtey, die gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts durch den heil. Gualbert, in den Apenninischen Gebirgen, zehn Meilen von Florenz gegen Morgen, gestiftet worden. Ein Theil der Gebäude liegt in einem Thal, welches von einem Fichtenwalde beschattet wird, woher sie ihren Namen bekommen. Auf den benachbarten Hügeln sind Einsiedeleyen, von Mönchen bewohnt, die nach der Regel des heil. Benedictus ein sehr strenges Leben führen.

Von dieser Abtey, dem Oberhaupt des Ordens, hängen viele Pfründen ab, die unter der Ernennung des Abbts stehen. Als die Abtey Cavanna bey Bologna, welche eine von diesen Gliedern derselben ist, erledigt wurde, so ernannte der Abbt von Vallombrosa, auf Ansuchen des Petrarca, welcher sich der Vermittelung des Bischofs von Florenz bediente, dazu einen seiner Mönche, Namens Dom Ubertino; aber bald nachher ließ er sich gar zu unüberlegt diese Wahl gereuen, und wählte statt seiner den Dom Gui. Hierüber entstand ein Proceß zwischen den beiden Mitwerbern, welcher vor das Tribunal des Pabsts zu Avignon gelangte.

Petrarca, welchen diese Veränderlichkeit des Abts von Vallombrosa sehr verdroß, nahm sich des Dom Ubertino mit größtem Eifer an. Kurz nach seiner Ankunft schrieb er an den Prior der heil. Aposteln, und bat ihn, sich zu bemühen,

ben, ob er nicht gemeinschaftlich mit dem Bischof und dem Boccaccio, der ein Freund des Abts von Vallombrosa war, ihn bewegen könnte, diese zwote Wahl aufzuheben, und die erstere zu bestätigen.

Angelus Acciajoli, der Bischof von Florenz, war in sein Bisthum zurückgekommen, und da er Petrarca'n sehr liebte, so fiel es dem Prior der heil. Apostoln, welcher sein Obervicarius war, leicht, ihn zu bewegen, daß er sich nach Vallombrosa begab, um sich zu bemühen, den Abt zu überreden, das zu thun, was Petrarca wünschte. Der Abt war einer von den frommen Einsiedlern, die ihr Leben in der Einsamkeit zugebracht, und daher weder die Menschen, noch die Geschäffte kennen, und also zu Verwaltungen wenig geschickt sind.

Ungeachtet er große Achtung für den Bischof und viel Begierde ihn zu verbinden hatte, so war doch alles, was man von ihm erhalten konnte, daß er nichts mehr zum Vortheil des Dom Gui thun würde, welcher eben einen Kourier an ihn abgeschickt hatte, ihn um die Certificate zu bitten, deren er zu seinem Proceß bedurfte. In Betracht des Dom Ubertino schrieb er einen Brief an seinen Advokaten zu Avignon, worinn er, nachdem er ihn gelobt hatte, sagte: „Ich darf mich nicht deutlicher erklären: da man mich schon der Unbeständigkeit beschuldigt hat, so will ich mich nicht noch einmal dieses Vorwurfs schuldig machen.“

Folgendes schrieb der Prior der heil. Apostoln an den Petrarca, nachdem er ihm von seiner Unterhandlung Rechenschaft abgelegt hatte: „Geben Sie diese Sache, die Sie mit so vielem Eifer übernommen haben, nicht auf.

Nichts ist rühmlicher, als eine gute Sache zu vertheidigen. Erinnern Sie sich, daß Virgil einmal in seinem Leben das Geschäfft eines Advokaten übernommen hat. Johann Boccaccio, der, wie Sie wissen, immer eifrig ist, Ihre Aufträge zu vollziehen, war nicht in der Stadt a); aber wir haben seiner nicht nöthig; der Bischof, welcher Sie liebt und gern von Ihnen reden hört, hat alles gethan, was gethan werden konnte. Der Abt verlangt zweyerley: erstlich, daß man auf seine Ehre in dieser Sache Rücksicht nehme; es ist unnöthig, Ihnen dieses zu empfehlen: zweytens, daß man seinen Brief an den Advokaten nicht bekannt mache. Was das anbetrifft, so glaub' ich nicht, daß man ihm darinn willfahren müsse. Leben Sie wohl. Lapo und Zanobi grüßen Sie."

Florenz, am 21ten August.

Petrarca schrieb ihm fünf Monate nachher: „Die Sache unsers Freundes, Dom Ubertino, ist noch nicht entschieden. Derjenige, von dem wir einige Hülfe erwarteten, und der uns dieselbe schuldig war, weil er sie uns versprochen hatte, hat uns im Stiche gelassen. Der Abt von Vallombrosa, durch die Nebel seiner Einfalt verfinstert, hat nicht gesehen, was seiner Ehre und seinem Ruf am zuträglichsten sey. Ohne seine Heiligkeit anzugreifen, sey es gesagt, aus diesem so eifrigen Anachoreten ist ein sehr weicher Abt

---

a) Die Republik Florenz hatt' ihn nach Deutschland abgeschickt, um sich mit Ludewig von Bayern, Marggrafen von Brandenburg, in Traktaten einzulassen, welchen man in Italien ziehen wollte, um ihn den Viscomti entgegen zu stellen.

Abt geworden. Im Grunde ist es mehr seine, als meine Sache. Die Briefe, die Sie ihm abgedrungen, können uns vielleicht gute Dienste thun. Die Sache ist in den Händen des Schicksals, wie die mehrsten Dinge dieser Welt. Unser liebenswürdiger Prälat a) giebt sich viele Mühe, und macht uns gute Hoffnungen. Ich glaube, daß er mehr Zutrauen zu mir hat, als Ihr Abt von Vallombrosa, welcher vielleicht so heilig ist, daß er alle andere Menschen für Bösewichter hält. So steht diese Sache. Sie würde schon lange entschieden seyn, ohne die Krankheit des Pabsts, welche langwierig und ernsthaft ist. Sie sehen, daß sie die Entscheidung der Angelegenheiten der Kaiser und Könige verschiebt. Dies mäßigt meinen Unwillen; aber ich habe doch noch genug davon übrig, wie Sie aus den Versen sehen werden, die ich Ihnen versprochen habe, und die Sie so dringend von mir fodern. Ich habe ein Exemplar des Plinius nöthig, um die letzte Hand daran zu legen b); das meinige hab'

---

a) Der Bischof von Florenz, welcher nach Avignon zurückgekehrt war.

b) Diese Verse, von denen Petrarca spricht, sind unter seinen lateinischen Poesieen gedruckt. L. 3, Ep. 22. Er redet darinn nach dem Plinius von den vier Labyrinthen der Alten; dem des Moeris in Aegypten, dem in Creta, dem in Lemnos, und dem des Porsena in Etrurien. Er setzt hinzu, es sey ein Labyrinth zu Avignon, schlimmer als die andern, worinn er eingeschlossen sey, und woraus Dädalus selbst keinen Ausgang würde finden können. Man sieht, warum er den Plinius nöthig hatte, um die letzte Hand an diese Verse zu legen. Es ist erstaunend, daß er in Avignon keinen fand.

hab' ich zu Verona gelassen: hier find' ich keins; nur der Pabst hat eins; er ist immer krank; ich erwarte seine Herstellung, um es mir von ihm auszubitten. Er würde schon lange wieder auf seyn, wenn er nicht einen Haufen Aerzte um sich hätte, die ich als die Pest der Reichen betrachte." (Fam. L. 12, Ep. 4 & 5. M. R.)

Es ist Zeit, von dieser Krankheit des Pabsts zu reden, welche Petrarca'n so lange zu Avignon zurückhielt, und welche die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten verzögerte. Sie nahm gegen den Herbst ihren Anfang; Odericus Rainaldus sagt, eine bösartige Feuchtigkeit habe sein Gesicht angegriffen, es sey sehr aufgeschwollen, und im December sey er in großer Gefahr gewesen. Sein Zustand setzte diejenigen in große Bekümmerniß, die sich für ihn interessirten. Im Januar wurd' er etwas besser, und man machte sich diesen kleinen Schimmer von Gesundheit zu Nutze, um die Consistoria vom 10ten und 14ten Jan. zu versammlen, wo die Sache wegen Neapel zu Ende gebracht wurde. Bzovius führt einen Brief des Pabsts an den Peter, des Königs Jakobs von Arragonien Sohn, an, der vom 29ten Jan. dieses Jahrs datirt ist, worinn er von der Wiederherstellung seiner Gesundheit spricht.

Aber dies war nur ein falscher Schimmer; er bekam bald wieder einen Rückfall; man sieht es aus einem Briefe des Petrarca an den Bischof von Cavaillon, der vom 1ten Febr. datirt ist. Dieser Prälat hatte sich auf fünf Tage nach Vauklüse begeben, ohne Petrarca'n davon zu benachrichtigen, welcher noch immer zu Avignon war. Dieser beklagte sich bitterlich über dieses Verfahren, durch folgenden Brief:

„Wie!

„Wie! Sie haben fünf Tage ohne mich in meinem transalpinischen Helikon zubringen können? Sie haben nicht gefunden, daß Ihnen an diesem Orte etwas fehlte, daß Sie leicht sich hätten verschaffen können, weil ich so nahe bey Ihnen war, daß ich Sie hätte hören können, wenn Sie mich gerufen hätten? Warum haben Sie mir dieses Vergnügen, mitten unter den Sorgen, die mich nagen, mißgönnt? Haben Sie mich desselben unwürdig gehalten? Ihre Freundschaft erlaubt mir nicht, es zu glauben. Haben Sie befürchtet, daß ich auf Ihre Einladung nicht kommen würde? Ich verdiene diese Ungerechtigkeit nicht. In der That, ich weiß nicht, was ich denken soll, und ich würde mich bitterlich gegen Sie über diese Beleidigung beklagen, wenn Sie dieselbe nicht durch Ihre Gefälligkeit gegen meine Werke wieder gut gemacht hätten, mit denen Sie die Tage und die Nächte zugebracht haben. Es ist unbegreiflich, daß Sie mitten unter den Dichtern, den Geschichtschreibern, den Philosophen, den heiligsten Schriftstellern, vorzüglich meine Kleinigkeiten gefodert haben. Ich habe das Ihrer zärtlichen Verblendung gegen mich zu danken. Mein Castellan meldet mir, daß Sie gern hätten einige von meinen Büchern mitnehmen, aber es ohne meine Einwilligung nicht wagen wollen. Das läßt mich einige Erkältung in Ihren Gesinnungen gegen mich befürchten. Bedienen Sie sich Ihrer Rechte, mein lieber Vater; wissen Sie nicht, daß Alles, was mein ist, auch Ihnen angehört?“

„Ihren Brief hab' ich an den Kardinal von Talleirand, unsern Herrn, überbracht: er dankt Ihnen, und befiehlt mir, Ihnen zu sagen, daß er entschlossen ist, niemals dem Pabst wegen solcher Dinge beschwerlich zu fallen, die

ihn persönlich angehen. Da er seinen Begierden Gränzen gesetzt hat, ist er allen Bewegungen der menschlichen Begehrlichkeit unzugänglich. Mehr der eigenthümlichen Beschaffenheit seines Geistes, als der Größe des Glücks hat er diese Denkungsart zu verdanken."

„Sie wissen die öffentlichen Gerüchte. Der König von Sicilien hat endlich die Krone erhalten, nach welcher er so lange geseufzt hat. Der Himmel gebe, daß sein Frieden mit dem Könige von Hungarn ewig daure! Unser Pabst kömmt eben von dem Rande des Grabes wieder, und kehrt schon wieder dahin zurück. Der Kardinal von Ostia hat so eben den Geist aufgegeben. Er hat nach dem Lauf der Natur lange genug gelebt; aber sein Tod ist ein Verlust für die Republik." (Fam. L. 12, Ep. 6. M. R.)

Der Kardinal von Ostia, welcher wirklich am 1ten Febr. dieses Jahrs starb, war jener Bertrand Povet, wovon ich geredt habe, von dem Petrarca ein so abscheuliches Bild entwarf, weil er die Armee commandirte, die Johannes XXII in Italien geschickt hatte. Man sieht, daß er seine Meynung in Betracht dieses Kardinals geändert hatte, und daß er ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ, seitdem er nicht mehr Krieg in Italien führte. Die Schriftsteller seiner Zeit sagen viel Gutes von ihm.

Man sieht auch aus diesem Briefe, daß Petrarca der zweydeutigen Genesung Clemens des VI nicht trauete, weil er sagt, er kehre zum Grabe zurück, nachdem er davon zurückgekommen. Im Anfange des März schickte der Pabst einen jungen Menschen an ihn (ich weiß nicht warum.) Petrarca erkundigte sich bey ihm nach dem Befinden des

Pabsts,

Pabsts, und trug ihm ausdrücklich auf, ihn in seinem Namen zu sagen, er mögte sich vor den Aerzten in Acht nehmen, und sich der Grabschrift jenes Kaisers erinnern, der auf sein Grabmal setzen ließ: Turba Medicorum perii. Die Menge der Aerzte hat mich ums Leben gebracht. (Dio Cass. de Adriano.)

Der junge Mensch, welcher sehr unwissend war, berichtete das, was ihm aufgetragen war, seinem Herrn sehr verworren und unverständlich. Der Pabst, welcher viel auf den Rath des Petrarca hielt, schickte den jungen Menschen an ihn zurück, mit dem Befehl, dasjenige schriftlich aufzusetzen, was er gesagt hatte. Aus Achtung gegen diesen Befehl, schrieb Petrarca am 13ten März folgenden Brief an den Pabst. Es wäre zu wünschen, daß die großen Herrn ihn zur Regel ihres Verhaltens machten, wenn sie krank sind.

„Heiliger Vater! Die Nachricht von Ihrem Fieber machte mich schaudern. Man vergleiche mich nicht mit jenen Schmeichlern, von denen der Satyriker spricht, die im Thränen zerfließen, wenn sie einen Freund weinen sehen, und schwitzen, wenn er sagt: mir ist warm a). Ich gleiche vielmehr dem, welcher, wie Cicero sagt, für das Wohl des Römischen Volks zitterte, weil das seinige davon abhieng. Das meinige hängt von dem Ihrigen ab. Man kann mich nicht der Verstellung beschuldigen, weil meine

a) Flet, si lacrimas aspexit amici
— — — — — —
— — si dixerit, aestuo, sudat. Juven.

Furcht durch meine eigne Gefahr erregt wird. Alle diejenigen, die, wie ich, Ihnen ergeben sind, und ihre einzige Hoffnung auf Sie setzen, können gesund scheinen, wenn Sie krank sind; aber wir sind es nicht. Ich fühl' es, wie sehr man die Worte sparen muß, die aus einem sterblichen Munde zu göttlichen Ohren gelangen, vornehmlich in dem Zustande, worinn Sie sich befinden, und werd' Ihnen daher, zu Ihren Füßen niedergeworfen, nur zwey Worte sagen."

„Was mich am mehrsten in Furcht setzt, ist, daß ich Ihr Bette immer mit Aerzten umgeben sehe, welche niemals einig sind, weil es schimpflich für denjenigen, der nach dem andern spricht, seyn würde, eben so zu denken, wie der erste, und nur das zu wiederholen, was er gesagt hat. Man kann nicht zweifeln, wie Plinius sagt, daß, da sie sich durch Entdeckungen einen Namen machen wollen, sie an uns Erfahrungen machen wollen, und also unser Leben aufs Spiel setzen. Man sieht in dieser Profession etwas, das man sonst nirgends sieht, und was gar seines gleichen nicht hat; man trauet sich gleich einem Jeden an, der sich für einen Arzt ankündigt, obgleich nichts gefährlicher ist, als ein Irrthum in diesem Stücke; eine süße Hoffnung verbirgt die Gefahr; es giebt kein Gesetz, welches selbst die äußerste Unwissenheit bestrafe, kein Beyspiel der Rache. Die Aerzte lernen ihr Metier auf unsre Kosten; durch Morden vervollkommen sie sich in der Kunst zu heilen, und sie sind die einzigen, welche ungestraft tödten dürfen."

„Heiliger Vater! Betrachten Sie als einen Haufen von Feinden diese Menge von Aerzten, die Sie belagert halten. Erinnern Sie sich der Grabschrift des Kaisers Hadrian:

Die

Die Menge der Aerzte hat mich ums Leben gebracht. Vornehmlich in unserm Jahrhundert ist jene Prophezeyung des alten Cato wahr geworden, welcher vorher sagte, daß die Verderbniß allgemein seyn würde, wenn die Griechen ihre Wissenschaften und vornehmlich ihre Aerzte zu uns gebracht hätten. Ganze Nationen behelfen sich ohne sie; sie befinden sich dabey vielleicht besser, und leben länger, als wir. Die Römische Republik war, nach dem Plinius, sechs hundert Jahr ohne Aerzte, und war niemals blühender, als während dieser Zeit."

„Aber weil es einmal entschieden ist, daß wir ohne sie weder leben noch sterben können, so treffen Sie wenigstens eine Wahl unter ihnen, und diese Wahl falle nicht auf den, welcher am mehrsten Beredtsamkeit und Wissenschaft auskramt; sondern auf den, der Ihnen am mehrsten ergeben ist. Ihrer Profession vergessend, gehen sie aus ihren Gebüschen hervor, um in die Haine der Dichter und die Felder der Redner einzudringen. Mehr darauf bedacht zu glänzen, als zu heilen, schreyen sie um das Bette der Kranken, und machen ein Mischmasch aus den Gedanken des Cicero und den Aphorismen des Hippokrates: die Krankheit verschlimmert sich; das thut nichts, wenn sie es nur dahin bringen, daß man sagt: Das ist ein Mann, welcher gut spricht. Um die Vorwürfe, die mir ihre Aerzte machen könnten, zu vermeiden, sag' ich fast nichts, was ich nicht aus dem Plinius genommen hätte, der von ihnen mehr, als jeder Andrer, redet. Er ist es auch, welcher sagt: Ein Arzt, welcher eine beredte Zunge hat, macht sich zu unserm Herrn über Leben und Tod."

„Aber meine Bekümmerniß wegen der Erhaltung Ihrer Tage, heiliger Vater, führt mich weiter, als ich wollte: ich sage nur noch ein Wort. Betrachten Sie als einen Meuchelmörder, als einen Giftmischer jeden Arzt, der mehr Schwatzhaftigkeit, als Erfahrung und Weisheit besitzt. Sagen Sie zu ihm, wie der Alte beym Plautus: Packe dich, man hat dich nicht kommen lassen, eine Rede zu halten, sondern zu heilen a). Hiermit verbinden Sie eine gute Lebensordnung und einen heitern Geist, der nie den Muth verliert. Wenn Sie sich durch dieses Mittel erhalten, so werden Sie zugleich alle Ihre Diener erhalten, und die Kirche, die mit Ihnen krank ist.“

Dieses Gemälde, welches einen Arzt bey einem Kranken, der mehr damit beschäfftigt ist, seine Beredtsamkeit und seine Wissenschaft auszukramen, als ihn zu heilen, so treffend schildert, zeigt uns einen Mißbrauch der Medicin, der sehr alt ist, weil Plinius sich schon darüber beklagte. Es sieht demjenigen so ähnlich, was heut zu Tage vorgeht, daß ich befürchten müßte, man werde mich beschuldigen, diesen Brief untergeschoben zu haben, wenn Jedermann nicht wüßte, daß ich unfähig bin, mit so vieler Stärke und Annehmlichkeit zu schreiben, als Petrarca.

Dieser Brief ist vom 13ten März datirt. Wenige Tage nachher begab sich Petrarca, weil ihm der Aufenthalt zu Avignon mehr als jemals zuwider war, und weil er sahe, daß die Entscheidung seiner Sache noch durch die Krankheit des

---

a) Abi, opera hic conducta est vestra; non oratio. *Plaut. Aul.*

des Pabsts verzögert wurde, nach Vauklüse, und nahm ein gutes Manuscript des Cicero mit, welches Jakob von Castillonchio ihm geliehen hatte. Er schrieb ihm darüber folgendes:

„Ihr Cicero, den ich mit mir in meine Einsiedeley zu Vauklüse genommen habe, ist über das Besondere des Orts, welchen er ohne Zweifel auf seiner Reise nach Narbonne nicht gesehen hatte, erstaunt. Er gesteht, daß sein Haus zu Arpinum, von dem er eine so angenehme Beschreibung macht, nicht mit kühlerem und hellerem Wasser, als das Wasser der Sorgue, umgeben ist. In der That, diese Quelle giebt weder der Nymphe in Campanien, noch der Arethusa in Sicilien etwas nach. Sie ist von der Landstraße entfernt, welches ohne Zweifel macht, daß Cicero sie nicht gesehen. Man muß sie ausdrücklich aus Neugier suchen, oder um die Süßigkeiten der Ruhe in dieser Einsamkeit zu schmecken. Was mich anbetrifft, wenn ich außer Italien bin, so athm' ich nirgends frey, als zu Vauklüse.“ (Fam. L. 12, Ep. 8. M. R.)

Er konnte nicht länger als zehn Tage da bleiben. Eine unvorhergesehene Sache zog ihn aus den Armen der Ruhe, um ihn wieder in den Tartarus zu stürzen. Er war gewiß am 1ten April da, und machte sich einen Kourier zu Nutze, der nach Florenz gieng, um an den Boccaccio und an den Prior der heil. Apostoln zu schreiben. Man findet in diesen Briefen nichts als Freundschaftsbezeugungen, eine große Begierde, seine Freunde wieder zu sehen, und Babylon zu verlassen. (Fam. L. 12, Ep. 9 & 10. M. R.)

Er schrieb auch durch den nehmlichen Courier einen artigen Brief an den Zanobi von Strata, um ihn zu bewegen, Florenz und die Schulen der Grammatik, die er lehrte, zu verlassen, und sich nach Neapel zu begeben, wo Nicolaus Acciajoli ihn bey sich zu haben wünschte. Petrarca hatte einen sehr höflichen Brief von dem Groß-Senechal bekommen, welcher ihn bat, sich mit ihm zu vereinigen, um den Zanobi zu dieser Reise zu bewegen. Man wird bald den Erfolg dieses Briefes sehen.

Ungefähr um eben diese Zeit ließ Petrarca sichs einfallen, einen zweyten Brief an den Kaiser zu schreiben, um ihn aufzumuntern in Italien zu gehen, ob er gleich keine Antwort auf den ersten bekommen hatte. Die damaligen Zeitumstände bewogen ihn, diesen neuen Versuch zu machen. Sie hätten nicht günstiger seyn können. Die Florentiner hatten eben ihren Tractat mit ihm geschlossen. Sie hatten gleich anfangs Gesandten an den Pabst geschickt, ihn um seinen Schutz gegen den Johann Viscomti anzuflehen, welcher sie bekriegte, und um sich mit ihm gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Als sie sahen, daß sie auf den Pabst nicht rechnen konnten, der sie durch schöne Worte hinhielt, und daß sein ganzer Hof durch das Gold von Mailand bestochen war, so berathschlagten sie darüber, einen mächtigen Prinzen aus Deutschland kommen zu lassen, welchen sie dem Viscomti entgegen stellen könnten. Sie warfen ihre Augen auf Ludewig von Bayern, Marggrafen von Brandenburg, an welchen sie den Boccaccio abschickten, um mit ihm zu unterhandlen; aber seine Foderungen schienen den Florentinern so ungeheuer, daß es unmöglich war, mit ihm eins zu werden. Sie wandten sich darauf an den Kaiser,

mit

mit dem sie einen Tractat schlossen, dessen vornehmste Bedingungen folgende waren.

1) Der Kaiser sollte im folgenden Monat Julius in Italien rücken, um den Herrn von Mailand mit sechs tausend Reutern anzugreifen, wovon er die Hälfte bergeben sollte; die andre Hälfte aber sollten die Einwohner von Florenz, Siena und Perusa schaffen. 2) Man sollte ihm ein Subsidium von zweymal hundert und zehn tausend Goldgulden geben, wenn er zu Aquileja seyn würde. 3) Wenn er gekrönt wäre, so sollt' er die Privilegia und die Besitzungen der drey Städte bestätigen. 4) Die Stadt Florenz sollte in ihrer Freyheit und in ihren Statuten erhalten werden; die Gouverneurs, welche sie wählen würde, sollten den Titel: Statthalter des Kaisers führen ꝛc. Dieser Tractat, welcher von dem Vicekanzler des Kaisers zu Florenz unterzeichnet war, ward am Ende des Aprils publicirt.

Der Brief des Petrarca ist früher als die Unterzeichnung des Tractats; allein er wußte, wie die Gemüther seiner Landsleute disponirt waren, und das bewog ihn, einen kleinen Brief an den Kaiser zu schreiben, worinn er zu ihm sagt: „Zu Ihren Füßen niedergeworfen, fleh' ich, beschwör ich Sie, bey allem dem, was das Heiligste ist, in Italien zu gehen; alles ladet Sie dahin ein; nie waren die Umstände so günstig; der Himmel scheint Ihnen den Weg zu öffnen. Glauben Sie mir, verlieren Sie keinen Augenblick; die Gestalt der Dinge kann sich ändern; Sie verstehen, was ich sagen will. Dieses Toscana, welches Kühnheit genug gehabt hat, sich gegen Ihren Aeltervater und so viele andre vor ihm zu empören, ist bereit; alle Beweise von Unterwür-

figkeit zu geben; machen Sie sich eine für Sie so vortheilhafte Veränderung zu Nutze" Ich führe das übrige dieses Briefes nicht an, weil es nur eine Wiederholung dessen ist, was er in dem ersten gesagt hatte.

Sobald Viscomti von der Unterhandlung zwischen den Florentinern und dem Kaiser Nachricht bekam, so eilt' er, seinen Vergleich mit dem Pabst zu Stande zu bringen, um das Ungewitter, welches ihm drohete, abzuwenden. Er schickte Abgesandten, mit zweymal hundert tausend Gulden versehen, nach Avignon, mit dem Befehl, nichts zu schonen, um Bologna zu bekommen. Der äußere Schein kostete den Erzbischof nichts, wenn er nur seine Absichten erreichte. Villani sagt scherzhaft, seine Abgesandten hätten von nichts geredt, als von seiner Unterwerfung gegen den heil. Stuhl, unterdeß sie von der Unterwerfung des Pabsts und der Cardinäle gegen den Willen ihres Herrn in allen Stücken sicher gewesen. (Vill. L. 3, C. 2.)

In einem Consistorio, welches am 27ten April gehalten wurde, warfen sie sich auf die Knie, um im Namen der Herrn von Mailand um Vergebung zu bitten, und reichten die Schlüssel der Thore von Bologna dar. Der Erzbischof kam für diese kleine Komödie davon, und vermittelst zwölf tausend Gulden, die er für die Kriegskosten bezahlte, erhielt er die Investitur von Bologna auf zwölf Jahre, unter dem jährlichen Lehnszins von zwölf tausend Gulden, und der Widerrufung der Kirchenstrafen.

Matthäus Villani merkt an, daß der Pabst in der Entscheidung dieser Sache so viel Partheylichkeit für die Viscomti bewiesen, daß er deßwegen von einem Cardinal getadelt

tadelt worden; aber bald darauf sey diesem Cardinal und allen denen, welche sich für das Interesse des heil. Stuhls eifrig bewiesen, durch das Gold von Mailand der Mund gestopft worden. Mit allem dem, sollte man wohl glauben, daß diese ganze Sache den Erzbischof nichts kostete? Er fand das Geheimniß, alle Unkosten derselben die Geistlichkeit seiner Staaten tragen zu lassen; man muß gestehen, daß das sehr geschickt ist. Villani schließt seine Erzählung mit folgender Reflexion: So kann man in unserm Jahrhundert durch Andacht und Geld die wichtigsten Dinge bey dem Hirten der Kirche durchsetzen. (Matth. Vill. L. 3, C. 4.) Man sieht leicht, daß dies übertrieben ist; aber wenn es damals wahr war, so muß man gestehen, daß die Sachen dem sich sehr geändert haben.

Drey Tage nachher hielt der Pabst ein andres Consistorium, worinn die Sache wegen Vallombrosa entschieden wurde. Dom Ubertino gewann seinen Proceß unter dem Schatten des Namens Petrarca's, welcher in dieser erhabnen Versammlung ausnehmend erhoben und gepriesen wurde. Er selbst lehrt uns dieses in einem Briefe, den er an den Prior der heil. Apostel schrieb, um ihm den Sieg, welchen er davon getragen, anzukündigen.

„Ich habe das für einen Andern gethan, sagt er zu ihm, was ich nie für mich selbst gethan hätte; ich habe einen andern Charakter angenommen; ich bin ehrgeizig, dringend, geschäfftig geworden. Es war ein lustiger Anblick, einen Einsiedler, gewohnt in den Hölzern zu leben und in den Feldern herum zu irren, die prächtigen Palläste der Cardinäle, mit einem Haufen von Hofleuten in seinem Gefolge,

durch-

durchirren zu sehen. Meine Freunde erstaunten, und die Musen wurden unwillig. Dom Ubertino hat erhalten, was er wünschte. Nichts ist ihm behülflicher gewesen, als der unversöhnliche Stolz seiner Feinde, welcher meinen Unwillen erregte." (Fam. L. 12, Ep. 13. M. R.)

Petrarca war zu Vauklüse, als diese Sache ihn nach Avignon rief. Er hatte den größten Theil des Aprils in dieser Einsamkeit zugebracht, wo er nichts fand, was ihn nicht an seine Laura erinnert hätte; aber die Wiederkehr des Frühlings, der 6te April, dieser unglückliche Tag, der immer seinem Herzen eingeprägt blieb, an welchem er, wie ich schon gesagt habe, immer einen heftigen Anfall seiner Leidenschaft empfand, erfüllte ihn so sehr mit dieser Idee, daß es ihm nicht möglich war, an irgend etwas anders zu denken. Dieses ist, dünkt mich, die Zeit, da er verschiedne Sonette machte, die ich hier anführen muß, bloß um von seinen Sonetten nach dem Tode der Laura eine Idee zu geben.

Zwey hundert acht und dreyßigstes Sonett [a]).

„Wenn ich die Klagetöne Philomelens, oder das sanfte Geräusch der grünen Zweige, von Frühlingslüftchen bewegt, oder das heisre Gemurmel klarer Wellen an dem beblümten Ufer eines kühlen Baches höre, wo ich mit liebe-

a) Se lamentar augelli, o verdi fronde
Mover soavemente all' aura estiva,
O roco mormorar di lucid' onde
S'ode d'una fiorita, e fresca riva;

liebetrunkner Phantasie sitz' und schreibe; so seh' ich, hör' ich nur sie, die der Himmel uns zeigte, die Erde uns verbirgt; die noch lebend aus so weiter Fern' auf meine Seufzer antwortet. O warum verzehrst du dich vor der Zeit? redet sie mitleidsvoll mir zu: warum vergießen deine traurigen Augen so viele bittre Thränen? Ueber mich darfst du nicht klagen: ein ewiges Leben gab mir der Tod; und in dem ewigen Licht öffneten sich meine Augen, als ich sie zu schließen schien."

Zwey hundert neun und dreyßigstes Sonett [a]).

„Nie fand ich einen Aufenthalt, wo das sich meinem Auge so sichtbar zeigte, was ich zu sehen wünschte, seitdem ich sie nicht mehr auf der Erde sah; nirgends genoß mein Herz einer solchen Freyheit; nirgends schickt' ich so zärtliche Klagen

---

Là 'v 'io seggia d'amor pensoso, e scriva,
Lei, che'l ciel ne mostrò, terra n'asconde,
Veggio, ed odo, ed intendo: ch'ancor viva
Di sì lontano a' sospir miei risponde.
Deh perchè innanzi tempo ti consume?
Mi dice con pietate: a che pur versi
Degli occhi tristi un doloroso fiume?
Di me non pianger tu, che miei dì fersi,
Morendo, eterni; e nell' eterno lume,
Quando mostrai di chiuder gli occhi, apersi.

a) Mai non fu' in parte, ove sì chiar vedessi
Quel che veder vorrei, poi ch'io no'l vidi;
Nè dove in tanta libertà mi stessi;
N'empiessi il ciel di sì amorosi stridi:

Klagen zum Himmel auf: nie sah ich ein Thal, so voller einsamer und treuer Plätze für meine Seufzer; nein, weder in Cyprus, noch in einem andern Lustgefilde, hat der Gott der Liebe so anmuthige Nestchen. Die Bäche, die Lüfte, die Zweige, die Vögel, die Fische, die Blumen und die Kräuter, alles redet von Liebe, alles ladet mich ein, immer zu lieben. Aber du, erhabne Geliebte, die du vom Himmel mich zu dir rufst, bitte für mich, daß die bittre Erinnerung deines Todes mich die Welt und ihre süßen Lockungen verachten lehre."

Zwey hundert vierzigstes Sonett a).

„Wie oft, in meiner süßen Einsamkeit, flieh' ich die Welt und mich selbst, wenn ich könnte, benetze den Rasen und meine Brust mit Thränen, und erfülle die Luft mit Seufzern!

Wie

Nè giammai vidi valle aver si spessi
Luoghi da sospirar riposti, e fidi;
Nè credo già, ch' Amor in Cipro avessi,
O in altra riva sì soavi nidi.

L'acque parlan d' Amore, e l'ora, e i rami,
E gli augelletti, e i pesci, e i fiori e l'erba;
Tutti insieme pregando, ch'i' sempr' ami.

Ma tu ben nata, che dal Ciel mi chiami;
Per la memoria di tua morte acerba
Preghi ch'i' sprezzi'l mondo, e suoi dolci hami.

a) Quante fiate al mio dolce ricetto
Fuggendo altrui, e, s'esser può, me stesso,
Vo con gli occhi bagnando l'erba, e'l petto;
Rompendo co' sospir l'aere da presso:

Quante

Wie oft irr' ich allein voller Furcht durch dicke finstre Wälder umher, und suche sie, meine Wonne, die der Tod mir nahm! Dann ruf' ich ihren süßen Namen: dann seh' ich sie, bald in Gestalt einer Nymphe oder einer andern Göttinn aus den klärsten Wellen der Sorgue heraufsteigen, und sich am Ufer niedersetzen, bald in Gestalt einer irdischen Schöne auf dem frischen Rasen die Blumen betreten, und mit mitleidiger Miene mich ansehn."

Zwey hundert ein und vierzigstes Sonett [a]).

„Glückliche Seele, die du oft wiederkehrst, meine traurigen Nächte mit deinen Augen zu erheitern, die der Tod nicht ausgelöscht, sondern mit göttlicher Schönheit geschmückt hat! Welche Seligkeit, daß du meine traurigen Tage

---

Quante fiate sol pien di sospetto
Per luoghi ombrosi, e foschi mi son messo
Cercando co'l pensier l'alto diletto
Che morte ha tolto; ond'io la chiamo spesso:
Or' in forma di Ninfa, o d'altra Diva,
Che del più chiaro fondo di Sorga esca,
E ponga si a seder in su la riva;
Or l'ho veduta su per l'erba fresca
Calcar i fior, com' una donna viva,
Mostrando in vista, che di me le'ncresca.

a) Alma felice, che sovente torni
A consolar le mie notti dolenti
Con gli occhi tuoi, che morte non ha spenti,
Ma sovra'l mortal modo fatti adorni;

Quante

Tage durch deinen Anblick zu erfreuen würdigst! So find' ich jetzt deine bezaubernden Reize an eben den Orten wieder, wo ich sonst sie fand. Da, wo ich vormals so viele Jahre lang dich besang, siehst du mich jetzt dich beweinen — nicht dich, nein, sondern meinem Verlust. Nur einen einzigen Trost find' ich unter so vielen Schmerzen; daß, wenn du wiederkehrst, ich dich erkenne, dich höre, an deinem Gewand', an deinem Gang, an deinem Gesicht, an deiner Stimme."

Zwey hundert zwey und vierzigstes Sonett [a]).

„Grausamer Tod! entstellt hast du das schönste Gesicht, das je die Erde sah; die schönsten Augen ausgelöscht; den Geist, den himmlische Tugenden entflammten, der reizendsten Hülle beraubt. In einem Augenblick hast du mir Alles

---

Quanto gradisco ch'i miei tristi giorni
A rallegrar di tua vista consenti:
Così incommincio a ritrovar presenti
Le tue bellezze a suo' usati soggiorni.
Là've cantando andai di te molt' anni.
Or, come vedi, vo di te piangendo;
Di te piangendo nò, ma de' miei danni.
Sol' un riposo trovo in molti affanni,
Che quando torni, ti conosco, e'ntendo
All'andar, alla voce, al volto, e a' panni.

a) Discolorato hai, Morto, il più bel volto
Che mai si vide; e i più begli occhi spenti;
Spirto più acceso di virtuti ardenti
Del più leggiadro, e più bel nodo hai sciolto.

In

Alles entwandt. Ich höre nicht mehr jene süßesten Töne, die einst mich bezauberten; ich höre nur meine Klagen; was ich sehe, was ich höre, mehrt meinen Schmerz. Doch zuweilen kehrt meine Geliebte, vom Mitleiden bewegt, zurück, meinen Jammer zu trösten; mein einziger Trost in diesem Leben! Ah! könnt' ich es ausdrücken, wie sie spricht, welch einen Glanz sie in meine Seele strahlt, nicht einen Menschen, das Herz eines Tygers würd' ich zu Lieb' entflammen!"

Zwey hundert neun und sechszigstes Sonett a).

„Zephyr kehrt wieder, und bringt die schöne Zeit zurück, und die Blumen und Kräuter, seine süßen Kinder; Progne schwatzt; Philomele klagt; der holde Frühling prangt; die Fluren lachen, und der Himmel wird heiter; Jupiter

---

In un momento ogni mio ben m' hai tolto:
Posto hai silenzio a' più soavi accenti
Che mai s'udiro; e me pien di lamenti:
Quant' io veggio, m'è noja, e quant' io ascolto.
Ben torna a consolar tanto dolore
Madonna, ove pietà la riconduce;
Nè trovo in questa vita altro soccorso:
E se come ella parla, e come luce,
Ridir potessi; accenderei d'amore,
Non dirò d'uom', un cor di tigre, o d'orso.

a) Zefiro torna, e'l bel tempo rimena,
E i fiori, e l'erba, sua dolce famiglia;
E garrir Progne; e pianger Filomela;
E primavera candida, e vermiglia.

Jupiter blickt gefällig seine Tochter an; Luft und Wasser und Erde sind voll von Liebe; jedes Thier fühlt den süßen Trieb erwachen. Aber für mich, ach für mich kehren die bittern Seufzer zurück, die sie aus der Tiefe meines Herzens hervorzieht, sie, die den Schlüssel dazu mit sich in den Himmel nahm. Der Gesang der Vögel, die blühenden Gefilde, der bezaubernde Reiz holder Schönen, sind Wüsteneyen, sind wilde Thiere für mich "

Unterdeß daß Petrarca ein trauriges, aber ruhiges Leben in seiner Einsamkeit führte, wo Alles ihn an seine Laura, die er noch immer besang, erinnerte, fielen die Aerzte zu Avignon, die er durch seinen Brief an den Pabst aufgebracht hatte, mit der äußersten Wuth über ihn her. Ein zahnloser Greis, in den Gebirgen geboren, glaubte die Facultät wegen der Beleidigung, die Petrarca ihr angethan hatte, rächen zu müssen; er stiftete Cabalen gegen ihn an, und breitete einen Brief aus voll der schrecklichsten Schmähungen, worinn er drohte, philippische Reden zu schreiben,

---

Ridono i prati, e'l ciel si rasserena;
Giove s'allegra di mirar sua figlia:
L'aria, e l'acqua, e la terra è d'amor piena:
Ogni animal d'amar si riconsiglia.

Ma per me, lasso, tornano i più gravi
Sospiri che del cor profondo tragge
Quella ch'al ciel se ne portò le chiavi.

E cantar augelletti, e fiorir piagge,
E'n belle donne oneste atti soavi
Sono un deserto, e fere aspre, e selvagge.

schreiben, die heftiger seyn sollten, als des Demosthenes und Cicero seine.

Petrarca kannte anfangs den Verfasser dieses Briefes nicht. „Ich wußte nicht, sagt er, woher der Hieb käme; im Finstern vom Nisus getroffen, besorgt' ich, daß der Pfeil, den ich dagegen abschießen würde, den Euryalus treffen mögte; ich hatte nur Verdacht, welcher sich nachher sehr gegründet fand; ich entdeckte, daß der Brief die Production eines Bergbewohners sey."

Er antwortete darauf durch einen Brief, mit der Addresse, an den unsinnigen und unverschämten Arzt, welcher nicht auf uns gekommen ist, und welchen wir, meiner Meynung nach, nicht Ursach haben, zu bedauern; nach der Addresse zu urtheilen, war er nichts als ein Gewebe von Injurien.

Um diese Zeit gieng das Gerücht zu Avignon, daß der Kaiser in Italien rücken würde, daß der Kardinal Guido von Boulogne zum Legaten ernannt sey, um ihn zu Rom zu krönen, und daß er sich anschicke, bald zu dieser Legation abzureisen. Der Abt von Auvergne, welcher dem Kardinal, mit welchem Petrarca zu Padoua Bekanntschaft gemacht hatte, ergeben war, schrieb in den ersten Tagen des Aprils an ihn, daß weder auf diese Reise, noch auf die Einrückung des Kaisers in Italien mehr gedacht würde.

Petrarca antwortete ihm: „Es verdrüßt mich in einer Absicht; es war eine rühmliche und für die Welt nützliche Reise. Unser Cäsar scheint wenig Empfindung für den Ruhm zu haben; ich glaube, er ist zufrieden, wenn er leben kann, und bekümmert sich wenig um die Regierung.

Wenn er sich in sein Deutschland einschließt, und Italien im Stich läßt, so kann er wohl Kaiser der Teutonen, aber nie Römischer Kaiser seyn. Ich schmeichelte mir, daß ich ihn durch zween Briefe erhitzt haben würde, die ich, durch meinen Eifer angefeuert, an ihn schrieb; aber es ist nicht zu verwundern, daß meine Reden auf einen Mann gar keinen Eindruck gemacht haben, den ein unermeßlicher Ruhm, das Verdienst einer guten Handlung, und die schönste Gelegenheit nicht haben in Bewegung setzen können. Ich würde ganz niedergeschlagen seyn, wenn ich nicht aus der Erfahrung gelernt hätte, daß man sich nicht viel um die Dinge dieser Welt bekümmern muß, und daß alles, was wir auf der Erde machen, Spinnenweben gleich ist. Die Könige haben, um die Menschen zu regieren, einer gewissen heroischen Tugend nöthig, die Virgil brennend, Lucan feurig nennt: wenn man diese nicht in der Geburt bekommt, so darf man sich nicht schmeicheln, sie zu erwerben. Worüber sollt' ich mich betrüben? Ich bin nichts mehr, als ein Pilger, ein Reisender auf der Erde; ich werde lang oder kurz auf derselben leben; wenn ich sterbe, so kehr' ich in mein Vaterland zurück. Italien wird immer, wie es gewesen ist, zwischen den Alpen und den beiden Meeren bleiben. Wenn der Beystand des Kaisers der Erde ihr fehlt, so wird der Kaiser des Himmels ihr beystehen. Aber glauben Sie mir, mein Vater, es ist schön, es ist groß, auf dem Stuhl Petri und auf dem Thron Cäsars zu sitzen." (Fam. L. 15, Ep. 5. M. R.)

Alles war zu Avignon neugierig, die Briefe des Petrarca zu sehen; diejenigen, welche sie erhielten, konnten schwerlich dem Vergnügen widerstehen, sie zu zeigen. Der

Abt

Abt von St. Remi zeigte den, welchen ich eben angeführt habe, dem Arzt, welchen Petrarca angegriffen hatte. Dieser, welcher eifrig eine Gelegenheit suchte, Petrarca'n zu stürzen, glaubte sie in dem letzten Ausdruck dieses Briefes gefunden zu haben.

Man hat schon oft in diesen Nachrichten bemerkt, wie sehr es Petrarca'n betrübte, den heil. Stuhl zu Avignon zu sehen. Dieses war eine von den Ursachen, die am mehrsten dazu beytrugen, ihm den Aufenthalt dieser Stadt verhaßt und unerträglich zu machen. Man muß gestehen, daß er über diesen Punkt mit gar zu großer Bitterkeit und gar zu wenig Behutsamkeit deklamirte. Diese Deklamationen, denen er oft die Galle der Satyre gegen diejenigen einmischte, welche anders dachten, wie er, oder welche nicht so handelten, wie er wollte, hatten die mehrsten französischen Kardinäle und einen großen Theil des Römischen Hofes erbittert, denen daran gelegen war, daß der Pabst immer zu Avignon bliebe.

Der Arzt glaubte, sich diese Umstände, worinn sein Feind sich befand, zu Nutze machen zu müssen; er breitete allenthalben aus, daß Petrarca's Ausdruck, in dem wahren Sinne des Verfassers genommen, nichts anders sage, als der Stuhl des heil. Petrus könne nirgends anders seyn, als zu Rom; und daß dieses die Autorität des Pabsts angreifen heiße, in dessen Macht es stehe, seinen Stuhl aufzurichten, wo es ihm gut dünke. Mehr brauchte' er nicht, um Petrarca's Feinde in Bewegung zu setzen, deren eine große Anzahl war, und eine Art von Aufstand gegen ihn zu erregen.

Der Abt von St. Remi schrieb ihm, was vorgienge, worau er die unschuldige Ursach war, indem er den Lärmen, welchen dieser Brief erregen würde, nicht vorausgesehen hatte. Sie sind auch sehr dreist, sagt' er zu ihm, daß sie sich unterstehen, die Aerzte anzugreifen; fürchten Sie sich denn nicht vor dem Fieber und den Krankheiten?

„Ich bin nicht sicher davor, antwortete ihm Petrarca; aber wenn sie mich angreifen, so erwart' ich nichts von der Hülfe der Aerzte. Es reuet mich nicht, sie dadurch beleidigt zu haben, daß ich die Wahrheit sagte: wenn sie Feinde macht, so werd' ich immer welche haben, oder ich werde nie reden müssen." (Fam. L. 15, Ep. 9. M. R.)

Was die üble Auslegung betrifft, die man von dem letzten Ausdruck seines Briefes machte, so war es ihm leicht, sich deßwegen zu rechtfertigen, und er that es folgendergestalt:

„Es kömmt nicht darauf an, was ich habe sagen wollen, sondern was ich gesagt habe. Ich glaube nicht, daß die Prognostika des Hippokrates seine Schüler lehren können, was in meiner Seele vorgeht. Ich weiß, daß der Stuhl Petri allenthalben war, wo er sich befand, und daß er jetzt allenthalben ist, wo sein Nachfolger sich befindet, ob es gleich gewisse Oerter giebt, die heiliger und schicklicher sind, als andere; der Herr des Hauses wählt dasjenige, welches ihm gefällt und ehrt dasjenige, welchem er den Vorzug giebt. Der üble Sinn, welchen der Verleumder mir Schuld giebt, ist mir nicht einmal in die Gedanken gekommen. Ich habe mirs nie einfallen lassen, einen Ort vorzuschreiben, wo der nothwendig seinen Sitz haben müsse, der Herr über alle Oer-

ter

ter ist. Ich will nicht aus den kleinen Bächen der Decretalen trinken; aber sehen Sie hier, was ich aus der Quelle des heil. Hieronymus geschöpft habe: Wenn man nach der Gewalt frägt, so ist die Welt größer als die Stadt. Allenthalben, wo der Bischof seyn mag, zu Rom, zu Konstantinopel, zu Alexandrien, so hat er immer die nehmliche Macht, das nehmliche Priesterthum."

„Sehen Sie da, was ich gesagt, und habe sagen wollen. An was für einem Ort auch der Stuhl des heil. Petrus ist, so ist es schön auf demselben zu sitzen. Auch red' ich nur zufällig von dem Stuhl des heil. Petrus; denn mein eigentlicher Gegenstand, wie Sie wissen, war der Thron des Cäsars."

Diese Erklärung mußte hinreichen, um den Sturm, welchen der Arzt gegen Petrarca'n hatte erregen wollen, abzuwenden; aber der Streit ward dadurch nicht geendigt, selbst nicht durch den Tod Clemens VI. Er hat uns die vier Bücher Invectiven verschafft, die man in der Sammlung der Petrarchischen Werke findet, und die erst nach dem Tode dieses Pabsts geendigt wurden. Ich werde mich nicht damit aufhalten, sie meinen Lesern bekannt zu machen. Wenn Petrarca nichts als Werke dieser Art gemacht hätte, so würd' er weder den Ruhm verdienen, den er genießt, noch die Mühe, die ich mir genommen habe, seine Werke zu übersetzen, und die kleinsten Umstände seines Lebens zu erzählen."

Man muß ihn aber nicht verdammen, ohne ihn zu hören: er sagt zu seiner Rechtfertigung: „Obgleich noch jung und hitzig, war ich doch nicht geneigt zu Streitigkeiten; von einem Unbekannten angegriffen, war ich entschlos-

sen, still zu schweigen, und ich hätte geschwiegen, wenn ein Haupt der Kirche, welcher mich liebte, mir nicht die Feder in die Hand gegeben, indem er sagte: Wenn Sie sich nicht vertheidigen, so wird man das Ihrer Unwissenheit zuschreiben, was eine Wirkung Ihrer Bescheidenheit ist." (Sen. L. 15, Ep. 3.) Seinem Gegner Beleidigungen sagen, ist ein schlechter Weg sich zu rechtfertigen, und eine Art sich zu vertheidigen, die ein rechtschaffener Mann immer vermeiden muß. Ich zweifle, ob der Kardinal, welchen Petrarca nicht nennt, und welchen ich für den Kardinal von Taleirand halte, ihm diesen schlechten Rath gegeben habe.

Man höre indessen, was ein Freund des Petrarca, und einer der beßten Köpfe des vierzehnten Jahrhunderts, von dieser Satyre dachte: Diese Invectiven übertreffen die Verrinischen, die Philippischen und selbst die Catilinarischen des Cicero, ohn' ihm zu nahe zu treten, sey es gesagt. (Coluccius Salutatus, Ep. Tom. 2, F. 55.)

Herr de la Bastie macht darüber eine Anmerkung, die eines Mannens von seiner Geburt und seinen Verdiensten sehr würdig ist. Ich kann mich nicht enthalten, sie hier einzurücken. „Kann man Petrarca'n entschuldigen, daß er den Gelehrten nach ihm das traurige Beyspiel, welchem sie nur zu sehr gefolgt sind, gegeben hat, sich wechselsweise durch blutige Satyren zu zerfleischen, wo sie zum öftern Menschlichkeit und Schaam aus den Augen gesetzt haben? Wer sollte nicht gerührt werden, wenn er sieht, daß die Wissenschaften, deren Absicht ist, die Menschen besser zu machen, nach Gefallen ihrer Leidenschaften die Waffen werden, womit sie sich einander durchbohren?" (Mem. de l'Acad. T. 17, F. 433.)

Welch

Welch ein Vergnügen für mich, wenn ich mit dem Herrn de la Bastie einstimmen kann! Ich schmeck' es sehr selten dieses Vergnügen in der Verfertigung dieser Nachrichten; aber kann man bey dieser Gelegenheit anders denken, wie er; kann man sich enthalten, den Mißbrauch zu beklagen, welchen die schönsten Geister unsers Jahrhunderts von ihren Talenten und ihrer Zeit machen, die sie oft dazu gebrauchen, sich unter einander herunter zu machen, unterdeß sie uns vergnügen und unterrichten könnten?

Dieser Streit des Petrarca hat uns ein Werk verschaffet, das ich weit höher schätze, als seine Invectiven. Zanobi und seine andern Freunde gaben ihm zu verstehen, daß es nicht genug sey, seine Feinde mit Injurien überhäuft zu haben, daß er auch seine Apologie machen müsse, um die übeln Eindrücke zu zerstören, die die Verläumdungen seiner Gegner hätten wider ihn verursachen können. Er machte darauf seinen Brief an die Nachwelt, welcher mir bey der Ausarbeitung dieser Nachrichten so nützlich gewesen ist, und wovon die andern Biographen so wenig Gebrauch gemacht haben.

Petrarca, welcher sich genöthigt sah, wegen der Entscheidung des Processes von Vallombrosa nach Avignon zu gehen, bracht' einen Theil des Mays daselbst zu; er war gewiß am 12ten da, als der Cardinal Guido von Boulogne den Tod seiner Mutter erfuhr. Diese fromme Dame, nachdem sie nach Rom gereist war, um das Jubiläum zu gewinnen, hatte sich in das Kloster der Klarissen zu Moncel, in der Diöces von Beauvais, begeben, wo sie eine Tochter hatte, welche Nonne war, und war daselbst am 30ten Apr. 1350 gestorben.

Der Cardinal, welcher sie sehr liebte, war äußerst betrübt über ihren Tod. Petrarca, nachdem er ihn genug hatte weinen lassen, schrieb einen Trostbrief an ihn, worinn er ihm durch sehr spitzfündige und weitbergeholte Gründe beweiset, daß seine Mutter wohl gethan, zu der Zeit zu sterben, und daß früher oder später ihr Tod zur unrechten Zeit gekommen seyn würde. (Fam. L. 13, Ep. 1. M. R.) Ich zweifle, ob Briefe dieser Art geschickt sind, sehr betrübte Personen zu trösten.

Der Bischof von Florenz, welcher damals zu Avignon war, und gleich darauf wieder in seine Diöces zurückkehren wollte, sagte zum Petrarca: Ich will dieses Land nicht verlassen, ohne die wunderbare Quelle zu sehen, die so viel Aufsehens macht. Es würde mir auch sehr angenehm seyn, Sie in Ihrer Einsiedeley zu sehen, und selbst von der Lebensart zu urtheilen, die Sie daselbst führen. Ich gehe jetzt nach Vienne; Sie können sicher darauf rechnen, daß ich bey meiner Rückkehr über Vauclüse kommen werde.

Petrarca, welcher wußte, daß der Bischof ein Mann von Wort, und sehr expedit in seinen Verrichtungen war, eilte nach Vauclüse zu gehen, um sich in den Stand zu setzen, einen Mann von diesem Stande zu empfangen, welchen er ganz anders aufnehmen wollte, als er seine gewöhnlichen Freunde aufzunehmen pflegte. Er brachte das köstlichste und beßte zusammen, was das Land ihm nur geben konnte.

Am 23ten erwartete er den Bischof aufs Mittagsessen; Alles war bereit ihn zu empfangen. Es war Mittag; keiner kam. Petrarca, welcher die Kosten einer großen Mahlzeit aufgewandt hatte, ward verdrüßlich, ungeduldig.

End-

Endlich, da er nicht wußte, wie er seinen Zorn auslassen sollte, hatt' er den Einfall, an den Prior der heil. Apostoln zu schreiben, um seine Klagen gegen ihn auszuschütten.

„Es giebt keine Treue mehr auf der Welt; man kann sich auf Niemand verlassen; je länger ich lebe, je mehr erfahr' ich es. Ihr Bischof selbst, auf den ich so sicher rechnen zu können glaubte, hielt mir nicht Wort. Er hatte mir versprochen, hier heute zu Mittage bey mir zu speisen: ich habe für ihn gethan, was ich für keinen Menschen gethan habe: ich habe alles mögliche gethan, ihn wohl zu empfangen; das ist wider meinen Charakter. Er hat ohne Zweifel befürchtet, daß ich ihm eine Dichtermahlzeit geben würde. Er hält es zu geringe, an einen Ort zu kommen, wohin der große König Robert, viele Cardinäle und Prinzen gekommen sind; einige, die Quelle zu sehen, andre, darf ich es sagen? mich selbst zu sehen. Ohne Zweifel haben wirs, weder die eine noch der andre, verdient, daß er eine Stunde umreiste, um uns zu sehen; aber wenn ich unwürdig bin, einen solchen Gast zu bewirthen, so dünkt mich, war es seiner noch viel unwürdiger, sein Wort nicht zu halten." (Fam. L. 12, Ep. 12. M. R.)

Indem Petrarca eben sein Herz durch diesen Brief erleichterte, hört' er ein groß:s Geräusch; es war der Bischof, welcher ankam. Sie redten viel vom Groß-Seneschal: der Bischof erzählte ihm, daß er sich mit seinem besten Freunde entzweyt habe, dem Johann Barrili, einem der größten Herren am Hofe zu Neapel, welchen der König Robert ehemals ernannt hatte, bey der Krönung unsers Dichters seine Stelle auf dem Capitolio zu versehen. Der Bi-

schof,

schof, welchen dieser Streit betrübte, sagte zum Petrarca: Sie sind der Freund von beiden; Sie müßten sie wieder aussöhnen. Petrarca übernahm es, überzeugt, daß er ihnen einen großen Dienst thun würde, und fieng es auf eine sehr geschickte Weise an. Er urtheilte als ein Mann von Verstande, daß nichts weiter dazu nöthig wäre, als daß sie zusammen kämen, und sich gegen einander erklärten; denn die mehrsten Zänkereyen, vornehmlich unter Leuten von Ehre, haben keinen andern Grund, als Mißverständniß oder falsche Berichte.

Um sie zusammen zu bringen und sie zu nöthigen, sich zu sehen, hatt' er den Einfall, ihnen einen Brief an beide zusammen zu schreiben, welcher nicht anders als gemeinschaftlich geöffnet und gelesen werden dürfte. Dieser Brief enthielt die Bewegungsgründe, die am geschicktesten waren, ihre Aussöhnung zu Stande zu bringen. Nichts konnte beredter und stärker seyn. Zu gleicher Zeit schrieb er einen sehr schmeichelhaften Brief an Jeden insbesondre, der auf eben den Zweck abzielte. Er schloß mit der Bitte, sie mögten ihm doch nicht abschlagen, sich einen Tag zu nehmen, um zusammen den gemeinschaftlichen Brief zu lesen.

Der Groß-Senechal hatte an Petrarca'n geschrieben, daß er ihm einen Parnaß zwischen Salerna und dem Berge Vesuvius errichten wollte. Er antwortete ihm, daß, „ob er gleich schon zween Parnasse habe, er doch den, welchen er ihm anböte, nicht ausschlüge; von seinem Apollo regiert, von seinen Musen bewohnt, mit seinen Lorbeern bedeckt, unter seinen Auspicien eingeweihet, könne dieser Parnaß nicht anders als ihm gefallen."

Er

Er schrieb auch an den Zanobi von Strata, welcher sich entschlossen hatte, nach Neapel zu gehn, um dem Groß-Senechal seine Dienste zu wiedmen, und bat ihn, die Briefe abzugeben, und mit ihm zu Bewirkung der Aussöhnung gemeine Sache zu machen. Alle diese Briefe, vom 24ten May datirt, wurden dem Bischof eingehändigt, welcher im Begriff war, nach Florenz abzureisen. Petrarca erhielt einige Monate nachher Antwort von dem Groß-Senechal und von dem Zanobi, welcher ihm meldete, daß seine List besser geglückt sey, als er hätte hoffen können, und daß die Aussöhnung vollkommen sey, welches ihm ein großes Vergnügen machte.

Ich habe schon gesagt, daß Petrarca seinen Sohn Johann mit sich nach Avignon genommen hatte; „weil er befürchtete, wie er sagt, dieses Kind, wenn er ihm fehlte, mögte in Dürftigkeit gerathen, die dem Fortgang in den Wissenschaften mehr zuwider sey, als ein großer Ueberfluß, weil es leichter ist, sich einer unnützen Last zu entledigen, wie einige Philosophen gethan haben, als sich über das Elend hinweg zu setzen.“

Seine Absicht war, daß sein Sohn durch seine Gegenwart ihn an seinen Zustand erinnern, und seinen Eifer rege machen sollte, ihn herauszuziehen. Die Absicht war sehr gut, und hatte den besten Erfolg. Er erhielt für ihn in diesem Jahr ein Canonicat zu Verona. Er hätte auch anderswo eins bekommen können, welches vielleicht mehr werth gewesen wäre; aber da dieser Sohn eben in dem gefährlichen Alter war, worinn die Leidenschaften sich zu entwickeln anfangen, so war es ihm sehr lieb, ihn der Aufsicht seiner beiden Freunde, des Wilhelm von Pastrengo, und des

Rinaldo

Rinaldo von Villafranca, welche beide zu Verona wohnten, anvertrauen zu können.

Er ließ ihn sogleich abreisen, um von seiner Pfründe Besitz zu nehmen, und gab ihm Briefe an seine Freunde mit, denen er den jungen Canonicus empfahl, und sie inständig bat, über ihn zu wachen. Jeder hatte seinen besondern Auftrag; Rinaldo, seinen Geist anzubauen, und Wilhelm, seinen Charakter zu bilden, und seine Sitten zu ordnen.

Folgende Schildrung macht Petrarca von seinem Sohn, in seinem Briefe an den Rinald. „Sie müssen den Jüngling, den ich Ihnen schicke, kennen, wofern nicht sein schleuniger Wachsthum Sie daran verhindert. Sie wissen, wie nah' er mich angeht, und wie sehr lieb er mir ist. Sein Schicksal hat gemacht, daß er Ihre Schule in einem sehr zarten Alter verlassen mußte. Er hat seit einiger Zeit einen geschickten Grammaticus, Namens Gilbert, zum Lehrer gehabt. So viel ich davon urtheilen kann, hat er einen ganz guten Kopf; aber dies ist nur eine Muthmaßung; denn ich kenn' ihn fast gar nicht. Wenn er bey mir ist, will er gar nicht sprechen; es sey nun, daß meine Gegenwart ihn in Furcht setzt und verwirret, oder daß die Schaam wegen seiner Unwissenheit ihm den Mund schließt. Das aber, was ich nur gar zu deutlich sehe, ist sein Widerwillen gegen die Wissenschaften; ich kenne keinen stärkern. Er fürchtet und hasset nichts so sehr als ein Buch; er ist zu Parma, zu Verona und zu Padoua erzogen. Ich sag' ihm darüber zuweilen etwas beißende Spöttereyen. Hüte dich, sag' ich zu ihm, daß du deinen Nachbar Virgil nicht verdunkelst. Wenn ich in diesem Ton zu ihm spreche, so sieht er auf die Erde und

wird

wird roth. Das ist meine ganze Hoffnung. Er hat Schaam und eine Gelehrigkeit, die ihn aller Eindrücke, die man ihm geben wird, fähig macht.“ (L. 13, Ep. 3. M. R.)

Im Monat Junius oder Julius dieses Jahrs genossen die Avignoner ein Schauspiel, das sehr belustigend für sie seyn mußte. Sie sahen jenen furchtbaren Tribunen in ihre Stadt kommen, der sie zur Zeit seiner Erhebung mit Drohungen überhäuft hatte, um sich wegen einiger Beschimpfungen, die man einem seiner Kouriers angethan, wovon ich geredt habe, zu rächen.

Sein Einzug in Avignon hatte nichts ähnliches mit dem Pomp seiner Aufzüge in Rom. Seine ganze Begleitung machten zween Bogenschützen aus, in deren Mitte er gieng. Eh ich von der Begegnung, die er zu Avignon antraf, rede, glaub' ich hier in wenig Worten erzählen zu müssen, durch was für eine Verkettung von Umständen er dahin kam, indem ich bis auf seinen Fall zurückgehe. Meine Leser scheinen es zu wünschen.

Da seine Poltronnerie ihn bewogen hatte, das Capitolium zu verlassen, wo er sich hätte vertheidigen und seinen Feinden noch vieles zu schaffen machen können, so verbarg er sich anfänglich in dem Schlosse St. Angelo, und um vorher zu erfahren, wie die Römer gegen ihn gesinnt wären, ließ er auf den Mauern der Magdalenenkirche einen Engel malen mit dem Wapen von Rom, welcher ein Kreuz, auf dem eine Taube saß, in der Hand hielt, und eine Schlange, einen Basilisk, einen Löwen und einen Drachen unter die Füße trat. Er gieng verkleidet aus, um zu sehen, was für eine Wirkung dieses räthselhafte Gemälde machen werde. Als er

sah,

sah, daß das Volk es mit Koth beworfen hatte, so erkannt' er, daß er sich nicht schmeicheln könne, das Ansehn, welches er bey ihm gehabt, wieder zu gewinnen. Er reiste den folgenden Tag nach Neapel ab, wo er gegen Ende des Januars 1348 ankam.

Der König von Hungarn hatte sich eben fast ohne Schwertesschlag des Königreichs Neapel bemächtigt; die Königinn Johanna, welche sich außer Stande sah, ihm zu widerstehen, hatt' es für vergebens gehalten, ihm die Eroberung desselben streitig zu machen. Er empfieng den Rienzi sehr wohl, mit dem er seit einiger Zeit in geheimen Verbindungen stand. Dieses beunruhigte den Pabst, welcher diesen König durch seinen Legaten bitten ließ, ihm diesen verkehrten, in Bann gethanen, und der Ketzerey verdächtigen Menschen auszuliefern.

Der König von Hungarn glaubte die öffentliche Treue nicht verletzen zu dürfen, um dem Pabst gefällig zu seyn; aber, es sey nun, daß er befürchtete, sich seine Ungnade zuzuziehen, wenn er den Rienzi beschützte, oder daß er einsah, er sey ein Thor, auf den man nicht rechnen könne, er verließ ihn. Rienzi wandte sich an den Herzog Warner, und bat ihn, ihn in Rom wieder herzustellen; dieser hielt es nicht für rathsam, ihm zu willfahren, entweder weil er glaubte, daß es ihm nicht gelingen würde, oder weil er nicht Lust dazu hatte.

Rienzi, welcher sich von allen Hülfsmitteln entblößt sahe, verfolgt von dem Legaten, welcher ihn gefangen nehmen wollte, um ihn an den Pabst zu schicken, von Jedermann verlassen, faßte den Entschluß, sich zu den Eremiten

zu

zu Mont Mayella (den Cölestinern) zu begeben, wo er wahrscheinlicher Weise das ganze Jahr 1349 zubrachte.

Das Jubileum von 1350 machte die Begierde bey ihm rege, nach Rom zurück zu kehren. Es war ihm leicht, unter der Menge von Fremden aller Nationen, die der Ablaß dahin zog, unerkannt hinein zu kommen. Er fand diese Stadt in den günstigsten Gesinnungen für ihn. Die Unordnung, welche seit seiner Abreise darinn geherrscht hatte, machte, daß man sein Tribunat zurückwünschte, und die allgemeine Erbitterung gegen den Legaten, (den Cardinal von Ceccano) wovon ich geredt habe, vermehrte täglich die Zahl seiner Anhänger. Er blies geschickter Weise das Feuer an, in der Hoffnung Nutzen daraus zu ziehen, und nicht ohne Grund hielt man ihn für den Urheber einer Art von Aufruhr, in welchem der Pallast durch einen Haufen von meuterischem Pöbel belagert wurde. Einige Tage nachher, als der Legat zu Pferde eine Kirchenvisitation anstellte, schoß man aus einem Gitterfenster zween Pfeile auf ihn ab, von denen einer in seinem Hute hängen blieb, ohn' ihn zu verwunden.

Die Schuldigen hatten Zeit, sich zu retten. Der Cardinal, welcher wußte, daß Rienzi zu Rom sey, trug kein Bedenken, ihn für den vornehmsten Urheber dieses Complots zu halten. Er schrieb an den Pabst, was er davon dachte, und schickte ihm zugleich das Eisen des Pfeils.

Der Pabst antwortete ihm, er habe schon erfahren, daß die Römer ihren Tribun gerne wieder herstellen wollten, und daß sie es vielleicht schon gethan haben würden, wenn sie nicht befürchtet hätten, daß dieses Unternehmen dem Profit, den

sie aus dem Verkauf ihrer Lebensmittel während des Jubileums zu ziehen gedächten, Abbruch thun würde. Er befahl ihm, die nöthigen Maaßregeln zu nehmen, um diese Wiederherstellung zu hindern; die Proceduren, welche der Cardinal von Deux gegen den Rienzi angefangen hatte, fortzusetzen, und ihm denselben zu schicken, wenn er ihn gefangen bekommen könnte. Diese Briefe sind vom Anfange des Junius datirt.

Dem zufolge that der Cardinal von Ceccano den Rienzi aufs neue in Bann, nannte ihn einen Patarin, welches ein infamirender Ketzername war, erklärte ihn aller Aemter und Würden verlustig und unfähig, und untersagte ihm das Wasser und Feuer.

Rienzi, welcher sahe, daß er zu Rom nicht sicher sey, faßte einen sehr sonderbaren Entschluß; nämlich sich dem Kaiser Carl in die Arme zu werfen, welchen er, wie man gesehen hat, vormals dadurch beleidigte, daß er ihn vor sein Tribunal foderte. Er glaubte mit Recht, daß dieser Prinz zu edelmüthig sey, um sich an einem Feinde zu rächen, der sich von freyen Stücken ihm überantworte und in seinen Schutz begebe. Das Bündniß, worinn er mit ihm zu stehen sich rühmte, vermehrte sein Vertrauen.

Er reiste von Rom gegen Ende des Junius, unter seiner gewöhnlichen Verkleidung, mit Caravanen von Pilgrimmen ab, und gieng nach Prag, wo der Kaiser, welcher König von Böheim war, damals residirte. Ein Geschichtschreiber dieser Zeit sagt, er sey bey einem Florentinischen Apotheker eingekehrt, und habe sich durch ihn dem Kaiser vorstellen lassen, welchen er allein folgendergestalt angeredet:

„Zu

„Zu Mont-Mayella ist ein Eremit, Namens Bruder Angelo, welcher einen Abgesandten an den Pabst geschickt hat, und welcher mich an Sie schickt, um Ihnen zu sagen, daß bis jetzt Gott der Vater und Sohn in der Welt regiert haben, daß künftig aber der heil. Geist regieren wird.“ An dieser Anrede erkannte der Kaiser den Rienzi, und sagte zu ihm: Ich glaube, Ihr seyd der Tribun von Rom. — Es ist wahr, antwortete Rienzi, ich bin dieser von Rom verjagte Tribun. — Der Kaiser ließ Gesandten, Bischöfe und Doctoren holen, und in ihrer Gegenwart wiederholen, was Rienzi gesagt hatte, welcher hinzu setzte: „Derjenige, welcher an den Pabst geschickt ist, wird eben das zu ihm sagen; der Pabst wird ihn verbrennen lassen, und er wird am dritten Tage durch die Kraft des heil. Geistes wieder auferstehen. Das Volk von Avignon wird die Waffen ergreifen, den Pabst und die Cardinäle tödten. Man wird einen Italienischen Pabst wählen, welcher den heil. Stuhl nach Rom versetzen wird. Dieser Pabst wird Dich zum König von Sicilien, von Calabrien und Apulien krönen mit einer goldnen Krone; mich wird er zum König von Rom und ganz Italien krönen, mit einer silbernen Krone.“

Man ließ ihn aufschreiben, was er gesagt hatte; der Kaiser schickt' es an den Pabst, mit seinem Petschaft versiegelt, und ließ den Tribun sorgfältig bewachen, bis er vom Pabst Antwort bekommen hätte.

Da Rienzi der Ketzerey angeklagt war, so glaubte der Kaiser, ihn den Händen des Erzbischofs von Prag überliefern zu müssen, aus Achtung für die Gerichtsbarkeit der Kirche. Der Erzbischof schrieb an den Pabst, um seine

Befehle zu wissen, und begegnete unterdessen seinem Gefangenen sehr gut, ohne die nöthige Vorsichtigkeit, ihn fest zu halten, zu vernachlässigen.

Clemens VI dankte dem Kaiser für den wichtigen Dienst, den er der Kirche dadurch geleistet, daß er diesen Sohn Belials, (so nannt' er ihn) gefangen genommen; und er bat ihn, dem Erzbischof von Prag hülfliche Hand zu leisten, an welchem er schrieb, er mögt' ihm den Gefangenen mit einer guten Wache zuschicken, wobey er ihm jedoch Freyheit ließ, ihm zu Prag seinen Proceß zu machen, wenn er es so für gut fände. Sein Brief ist vom 17ten Aug. 1350.

Sobald Rienzi sich in den Gefängnissen zu Prag befand, verlangt' er persönlich vor dem Pabst zu erscheinen, bereit sich seinem Urtheil zu unterwerfen, und seine Strafe zu leiden, wenn man ihn strafbar fände. Er schrieb deßwegen einen langen Brief an den Cardinal Gui von Boulogne, dessen unermeßliche Güte, wie er sagt, er erfahren hatte. Wenn man es nicht für gut fände, ihn nach Avignon zu bringen, (wogegen, wie er glaubte, die großen Herrn zu Rom sich setzen würden) so verlangt' er nur, daß man ihn zu Prag examiniren, und ihm nachher erlauben mögte, das Ordenskleid der Ritter des heil. Johannes von Jerusalem anzunehmen, indem er sich immer, seit seines Falls, dieser heiligen Miliz habe widmen wollen. Meine Verheirathung, sagt' er, darf kein Hinderniß dagegen seyn, weil meine kleine Frau auch eine Nonne werden will.

Man sieht auch aus diesem Briefe des Rienzi, der, ich weiß nicht warum, unter den Werken des Petrarca in der Basler Ausgabe sich befindet, daß seine Frau, seine Kinder, seine

seine Neffen, und seine Schwester sich verborgen zu Prag aufhielten, wo sie von Allmosen lebten. Der Biograph des Rienzi sagt, der Kaiser habe alles mögliche gethan, um ihn zu verhindern, nach Avignon zu gehen. Das ist unglaublich. Der Pabst wünschte eifrig, daß man ihn zu ihm schicken mögte, und der Kaiser, welcher begierig war, den Pabst zu verbinden, mußte sehr froh seyn, daß Rienzi damit zufrieden war.

Ich weiß nicht, was die Vollziehung der Befehle des Pabsts aufhielt; aber es scheint, daß Rienzi erst in diesem Jahr (1352) nach Avignon gebracht worden. Der Ausdruck, dessen Petrarca sich bedient, nuper venit, erlaubt nicht, anders zu denken. Der Erzbischof von Prag überlieferte ihn in die Hände des Johannes, Bischof von Spoleto, Roger von Moulinneuf und Hugo von Charlus, Bedienten des Pabsts, welche Befehl hatten, ihn zu überbringen.

Man wird aus dem, was Petrarca sagt, sehen, daß er aus den Gefängnissen zu Prag in die zu Limoges kam. Ich weiß die Ursach hiervon nicht; aber es scheint, daß dieses seine Ankunft nach Avignon verzögerte.

Allenthalben, wo er durchkam, gieng ihm das Volk entgegen, und erbot sich, ihn zu befreyen: er antwortete immer, daß er frey und ganz gutwillig nach Avignon gienge. Sein Aufzug hatte mehr das Ansehen eines Siegers, welcher triumphirt, als eines Strafbaren, welcher sein Urtheil erfahren soll.

Folgendergestalt erzählt Petrarca seine Ankunft: „Rienzi kam neulich zu Avignon an. Diesen Tribun von Rom, ehemals so mächtig, so gefürchtet, jetzt der unglück-

lichste aller Menschen, hat man als einen Gefangenen hier eingebracht. Dieser Mann, welcher so rühmlich auf dem Capitolio sterben konnte, hat sich lieber zu seiner und des Römischen Volks Schande in die Gefängnisse von Prag und Limoges schleppen lassen. Ich hab' ihm Lobsprüche und Rath ertheilt; das ist bekannter, als ich vielleicht wünschte. Ich liebte seine Tugend, ich billigte seinen Entwurf, ich bewunderte seinen Muth; ich wünschte Italien Glück, daß Rom die Herrschaft, die es vormals hatte, wieder bekommen würde; ich sahe vorher, daß der Frieden in der Welt herrschen würde. Ich konnte eine so wohl gegründete Freude nicht verhehlen; ich glaubte an dem Ruhm des Rienzi Theil zu nehmen, wenn ich seinen Eifer anfeuerte. Seine Couriere sagten mir, und seine Antworten gaben mir zu erkennen, daß er die Sporne, womit ich ihn antrieb, fühlte. Das verdoppelte meinen Eifer; ich wandte Alles an, was ich sähig hielt, ihn zu entflammen; Lobsprüche vornehmlich, die ich nicht sparte, weil ich den Eindruck kannte, den sie auf ein Herz, das für den Ruhm empfindlich ist, machen. Ich zweifle nicht, man werde finden, daß ich sie gar zu sehr verschwendet habe; aber ich sagte, was ich dachte, und ich lobte das, was er gethan hatte, nur, um ihn aufzumuntern, das Uebrige zu thun."

„Ich habe einige Briefe an ihn geschrieben, die mich nicht ganz gereuen. Ich kann nicht in die Zukunft sehen; ah! hätt' er doch so fortgefahren, wie er anfieng! Das, was er that, als ich an ihn schrieb, und was er thun wollte, verdient von der ganzen Welt gelobt und bewundert zu werden. Soll ich es bereuen, an ihn geschrieben zu haben, weil er nachmals ein schimpfliches Leben einem rühmlichen Tode vor-

vorgezogen hat? Wenn ich diese Briefe auch unterdrücken wollte, so könnt' ich es nicht; sie sind im Publico, und gehören Jedermann, außer mir."

„Ich komme wieder auf die Ankunft des Rienzi zu Avignon. Dieser Mann, welcher die Bösewichter in der ganzen Welt zittern machte, welcher rechtschaffenen Leuten mit den schönsten Hoffnungen schmeichelte, ist gedemüthigt und verachtet an diesen Hof gekommen: er, den man immer von dem Römischen Volke und den größten Herrn Italiens, welche sich beeiferten, sein Gefolge auszumachen, begleitet sah, gieng zwischen zween Trabanten. Der Pöbel gieng ihm entgegen, voll Begierde einen Mann zu sehen, von dem er so oft hatte reden hören. Der König der Römer schickt' ihn an den Pontifex von Rom. Welch ein Geschenk! Welch ein Handel! Ich unterstehe mich nicht, mehr davon zu sagen."

„Kaum ist er angekommen, als schon der Pabst seine Sache dreyen Häuptern der Kirche übergeben hat. Es kömmt darauf an zu bestimmen, was für eine Art von Strafe ein Mann verdient, der gewollt hat, daß die Republik frey sey. O Zeiten! o Sitten! eine Ausrufung, die ich oft zu wiederholen genöthigt werde. Ich gestehe, daß man einen Mann nicht genug bestrafen kann, welcher nicht beharrlich dasjenige fortgesetzt hat, was er angefangen hatte, welcher, nachdem er es unternommen, die Freyheit wieder herzustellen, seine Feinde alle auf einmal hätte vernichten können, und es nicht gethan hat: weit entfernt, sich diese Gelegenheit zu Nutze zu machen, die kein Kaiser gehabt hatte, hat er sie alle mit den Waffen geben lassen. Welch eine seltsame Verblendung!

„Er ließ sich strenge und gnädig nennen. In dem Zustande, worinn die Republik sich befand, hatte sie mehr der Strenge als der Gnade nöthig. Aber wenn er sich der Gnade gegen die öffentlichen Verräther bedienen wollte, hätte er ihnen denn nicht, indem er ihnen das Leben ließ, doch wenigstens alle Mittel zu schaden, und vornehmlich jene Festungen, die sie so stolz machen, nehmen müssen? Entweder sie hätten aufgehört, Feinde zu seyn, und Rom hätte Bürger wieder bekommen, oder sie wären verächtliche Feinde für Rom geworden.“

„Ich erinnere mich, ihm bey dieser Gelegenheit einen langen Brief geschrieben zu haben. Wenn er meinem Rath gefolgt wäre, so würde die Republik sich in einem ganz andern Zustande befinden: Rom würde nicht in die Sklaverey zurückgefallen seyn, und seinen Tribun würde man nicht in Fesseln sehen. Er hatt' es unternommen, die Rechtschaffenen zu beschützen, und die Bösen auszurotten; ich weiß nicht, was ihn auf einmal anders Sinnes gemacht hat; aber er kann unmöglich einen guten Grund dafür anführen. Er verließ die Rechtschaffenen, und überließ sich gänzlich den Bösen; wollte nur Gott, daß er nicht die Allerschlimmsten aus ihnen ausgesucht hätte. Ich schrieb ihm darüber einen andern Brief zu der Zeit, da die Republik am Hange ihres Abgrundes schwebte. — Aber ich fühle, daß ich mit zu vieler Hitze und Verdruß rede. Es ist wahr, ich schmeichelte mir, daß dieser Mann die Freyheit Italiens wieder herstellen würde. Ich hatt' ihn schon lange gekannt und geliebt; aber sobald er diesen schönen Entwurf gemacht hatte, entschloß ich mich, ihn über alles zu verehren und zu bewundern. Je mehr ich von dem Fortgange seines Unternehmens gehofft

habe,

habe, desto mehr betrübt es mich, mir diese Hoffnung rauben zu sehen. Das Ende mag seyn, wie es will, den Anfang werd' ich immer bewundern."

„Man muß die Wahrheit sagen, Rienzi war nicht gebunden und gefesselt; dies einzige fehlte nur: übrigens hatte man alle nöthige Vorsicht angewandt, daß er nicht entfliehen konnte. Indem er in die Stadt kam, fragt' er, ob ich da wäre: ich weiß nicht, ob er einige Hülfe von mir hoffte, und ich sehe nicht, was ich für ihn thun könnte: die einzige Ursach, die ihn bewegte, diese Frage zu thun, war vielleicht, daß er sich an unsre alte Verbindung erinnerte, die zu Avignon ihren Anfang genommen hatte. Gegenwärtig ist die Wohlfahrt dieses Mannes, der vormals die Wohlfahrt so vieler Nationen in Händen hatte, in fremden Händen. Sein Leben und seine Ehre sind in großer Gefahr: Sie werden bald hören, daß man ein Urtheil über ihn gefällt hat, welches ihn zu einem wirklichen oder bürgerlichen Tode verdammet. Man kann den Körper des tugendhaftesten Menschen des Lebens berauben; aber die Tugend fürchtet weder Tod noch Schande; immer unverletzlich, fühlt sie die Pfeile nicht, die man auf sie abschießt. Wollte Gott, daß Rienzi nicht selbst seinen Ruhm, durch seine Nachlässigkeit seinen Entwurf auszuführen, befleckt hätte! Diejenigen, welche von der Ehre nicht nach den gemeinen Vorurtheilen urtheilen, sagen, daß er in dem Proceß, den man ihm macht, nichts für seine Ehre zu fürchten habe. Man klagt ihn keines Verbrechens an; man macht ihm keinen Vorwurf daraus, daß er sich mit Bösewichtern verbunden, daß er die öffentliche Sache verlassen, daß er vom Capitolio entflohen, als er daselbst le-

ben und rühmlich sterben konnte: den Anfang wirft man ihm vor, und nicht das Ende. Das, was man ihm Schuld giebt, überhäuft ihn, meiner Meynung nach, mit Ruhm; nämlich daß er gewollt, die Republik solle frey seyn, und nur zu Rom solle man über das Römische Reich unterhandlen. O das abscheuliche Verbrechen, das wahrhaftig Rad und Galgen verdient hat! Ein Römischer Bürger betrübt sich, daß er seine Vaterstadt, die mit Recht die Königinn der Welt ist, die Sklavinn der niederträchtigsten Menschen werden sieht! Das ist der Grund der Anklage. Es kömmt darauf an zu wissen, was für eine Strafe dieses Verbrechen verdiene!“ (Fam. L. 13, Ep. 6. M. R.)

Aus einem Briefe Petrarca's an seinen Freund, den Prior der heil. Apostoln, hab' ich dieses genommen. Ich weiß nicht, ob meine Leser eben so denken werden, wie ich; aber ich gestehe, daß ich ein rechtes Vergnügen daran gehabt habe, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit Petrarca sich drehet und wendet, um seine Verbindung mit dem Rienzi, seine großen Lobsprüche dieses Thoren, und das Zutrauen, womit er den Fortgang seines Unternehmens vorhersagte, zu rechtfertigen. Man sieht, daß es ihn im Grunde des Herzens gereute, daß er sich schämte; aber er wollt' es nicht ganz gestehen. Ich glaube den heil. Bernard zu sehen, wie er den Sünden der Kreuzbrüder die unglücklichen Begebenheiten des zweyten Kreuzzuges zuschreibt, den er mit so vielem Gepränge gepredigt hatte, indem er im Ton eines Propheten das größte Glück ankündigte. Das Handwerk eines Propheten würde sehr gefährlich seyn, wenn man nicht tausend Mittel fände, sich aus den Schwierigkeiten, worinn man sich verwickelt hat, herauszuziehen.

Clemens VI war sehr froh, als er diesen Sohn Belials, der ihm so viel Unruhe machte, in Händen hatte. Er ließ ihn vor sich bringen. Rienzi kam nicht aus seiner Fassung; er behauptete, daß man ihn ganz ohne Grund der Ketzerey anklage; das Urtheil des Cardinals von Deux, welches der Cardinal von Ceccano bestätigt habe, sey ungerecht; und er verlangte, daß seine Sache mit mehr Aufmerksamkeit und Billigkeit untersucht würde.

Der Pabst antwortete ihm nichts, und gab Befehl, ihn in das Gefängniß zu bringen, welches ihm zubereitet war. Es war ein großer Thurm, wo man ihn einsperrte, mit dem Fuß an eine Kette geschlossen, die an dem Gewölbe befestigt war. Uebrigens gieng man ganz gnädig mit ihm um; Petrarca gesteht es; er bekam sein Essen aus der Päbstlichen Küche, wenn man seinem Biographen glauben darf. Man gab ihm Bücher, unter andern den Livius und die Bibel, welches seine Lieblingsbücher waren. Dieses angenommen, hat Petrarca Unrecht, von übertriebner Strenge, womit man ihm begegnete, zu reden, und man kann den Pabst nicht tadeln, daß er einige Vorsichtigkeit angewandt, sich eines Menschen zu versichern, der ihm so viel zu schaffen gemacht hatte, und ihm noch zu schaffen machen konnte.

Niemand sagt uns, wer die drey Häupter der Kirche gewesen, von denen Petrarca sagt, daß man sie ernannt habe, dem Rienzi den Proceß zu machen. (Ich glaube, daß es die Cardinäle von Boulogne, von Taleirand und von Deux waren; aber ich getraue mich nicht, es gewiß zu behaupten.) Es kam fürs erste darauf an, zu bestimmen, was für Verbrechen er begangen, und hernach zu urtheilen, was für eine Strafe seine Verbrechen verdienten.

Aus dem angeführten Briefe des Petrarca scheint es, daß die dem Rienzi schuld gegebenen Verbrechen, worüber die Richter ihr Urtheil fällen sollten, in zween bestanden. Erstlich, daß er die Stadt Rom der Herrschaft des Pabsts habe entziehen wollen, indem er sie für frey erklärt; zweytens, daß er behauptet, die Rechte des Römischen Reichs kämen dem Römischen Volke noch zu. Wir können daraus den Schluß machen, daß er sich sehr gut wegen des Verbrechens der Ketzerey gerechtfertigt, dessen die Cardinäle von Deux und von Ceccano ihn verdächtig gefunden hatten, und daß das, was die mehrsten Geschichtschreiber sagen, falsch ist, daß nämlich Rienzi, als er Tribun war, die Kühnheit gehabt, den Pabst und die Cardinäle vor sein Tribunal zu fodern. Wie kann man denken, daß man damals einen Punct der Anklage, der gegen einen Mann, den man zu Grunde richten wollte, so wichtig war, werde versäumt haben!

Die beiden Hauptpuncte der Anklage, die ich angeführt habe, die das Corpus Delicti in dem Proceß gegen den Rienzi ausmachten, schienen zu Avignon sehr wichtig. Viele sagten, er verdiene den Tod, und diejenigen, welche zur Gnade geneigt waren, hielten dafür, daß man ihm zwar das Leben schenken, aber ihn für infam erklären müsse. Rienzi verlangte nach den Gesetzen gerichtet zu werden, und daß man ihm erlaube, einen Advokaten anzunehmen, um seine Sache zu vertheidigen. Ich begreife nicht, warum diese Gnade, die man allen Verbrechern zugesteht, ihm unter dem sanftesten Pontificat abgeschlagen wurde.

Petrarca, von dem wir dieses wissen, gerieth darüber in den heftigsten Unwillen. Er verfiel in seine gewöhnliche

Schwär

Schwärmerey, als er erfuhr, daß das Leben des Rienzi wegen eingebildeter Verbrechen in Gefahr sey. Im Grunde dachte Petrarca, wie er, und glaubte nicht einmal, daß man über die beiden Puncte, welche der Grund der Anklage waren, anders denken könne; die Freyheit Roms, und seine Rechte über das Römische Reich.

In diesen Umständen schrieb Petrarca an das Römische Volk den geheimnißvollen Brief, den man unter seinen Briefen sine titulo findet. (Epist. VI.) Er getraute sich nicht, seinen Namen darunter zu setzen, und es scheint, daß er alle mögliche Vorsichtigkeit gebraucht, daß er geheim bleiben mögte. Aber ich begreife nicht, wie ein Brief an das Volk einer großen Stadt geheim bleiben kann, und ich erstaune, daß der, welchen man lesen wird, dem Petrarca keine Verdrüßlichkeit zugezogen, da er die Sache des Rienzi mit seiner gewöhnlichen Beredtsamkeit und Stärke, aber mit zu vielem Eifer und Erbitterung vertheidigt.

„O Volk, du Ueberwinder der Nationen! berühmte Männer! meine lieben Mitbürger, hört mich mit Aufmerksamkeit an, ich beschwöre euch. Meine Liebe und meine Ehrfurcht für euch geben mir die Feder in die Hand. Man geht hier mit einer wichtigen Sache um, die euch sehr nahe angeht; ich vergrößre nichts; es giebt vielleicht keine wichtigere Sache, und um euch nicht durch einen langen Eingang in Ungewißheit zu halten, so will ich euch sagen, worauf es ankömmt. Der, welcher noch vor kurzem euer Tribun war, ist jetzt in Fesseln, wie ein Räuber und Verräther seines Vaterlandes. Welch ein Schauspiel! Man macht ihm den Proceß, und was unglaublich ist, die Häupter der Gerechtigkeit, dieje-

diejenigen, welche das Beyspiel derselben geben sollten, versagen ihm die Freyheit, sich zu vertheidigen, die man immer den größten Verbrechern zugestanden hat.“

„Ihr wisset vielleicht nicht, warum man mit so vieler Härte einem Manne begegnet, der euer Oberhaupt gewesen ist, und der gegenwärtig, was soll ich sagen? euer Bürger, euer Verbannter ist! In Wahrheit, die Ursach ist sonderbar und wird euch in Erstaunen setzen. Man klagt ihn nicht an, daß er niederträchtiger Weise die Vertheidigung eurer Freyheit aufgegeben, sondern daß er sie unternommen: man wirft ihm nicht vor, daß er das Capitolium verlassen, sondern daß er es in Besitz genommen hat. Sein wahres Verbrechen, das, wie man sagt, nicht anders als durch die größten Strafen gebüßt werden kann, ist, daß er sich unterstanden zu behaupten, das Römische Reich sey noch zu Rom und in den Händen des Römischen Volkes. O gottloses und barbarisches Jahrhundert! Höchster Gott, du Beherrscher und Heiland der Welt! was machst du? warum ziehst du deine Augen von uns ab? warum schleuderst du nicht deinen Donner herab, um einen so schändlichen Streit zu endigen?“

„Obgleich das Römische Joch das gerechteste und sanfteste von allen ist, so wundr' ich mich doch nicht, daß die Nationen es haben abwerfen wollen. Wir haben alle einen natürlichen Trieb zur Freyheit, welcher uns oft irre führt. Es geschieht oft, daß diejenigen, welche gehorchen sollten, herrschen; und daß diejenigen, welche herrschen sollten, gehorchen: daher kommt die Verwirrung und Unordnung in der Welt, die nie besser regiert worden, als wenn sie nur

ein

ein Oberhaupt gehabt, und Rom dieses Oberhaupt gewesen. Auch war dieses die Zeit, die Gott erwählte, die Erde zu besuchen.“

„Jeder Körper hat nur ein Haupt. Die Welt, welche Virgil den großen Körper a) nennt, darf nicht mehr als eins haben. Wenn man einen jeden Körper mit zween Köpfen ein Ungeheuer nennt, was für einen Namen soll man denn einem Körper geben, der tausend Köpfe hat, die sich unter einander beißen und zerreißen? Wenigstens müßte er einen haben, der die übrigen beherrschte, und Gewalt genug hätte, sie in Frieden zu erhalten. Die Gelehrten sagen, die Erfahrung lehrt es, daß die Monarchie die beßte aller Regierungsformen ist. Gott hat durch alle Vorzüge, die er Rom ertheilt, gezeigt, seine Absicht sey, daß sie die Welt regieren sollte. Wenn indessen irgend eine unruhige Nation eine ungewisse und gefährliche Freyheit der sanften Herrschaft einer gemeinschaftlichen Mutter vorzieht, so kann sie vielleicht einige Nachsicht verdienen: aber kann man ohne Unwillen die Gelehrten sich streiten hören, ob das Römische Reich zu Rom sey? Wenn es nicht da ist, wo ist es denn? Wo war das Reich der Parther, der Perser, der Meder? Soll das Römische Reich unbestimmt und unter den Nationen herumirrend seyn?“

„Die Römischen Generale waren oft genöthigt, mit ihren Armeen in den Angelegenheiten der Republik gegen Morgen und gegen Abend zu gehen; aber das Römische Reich war immer zu Rom. Zu Rom entschied man, ob der Ge-

ral

---

a) Mens agitat molem & magno se corpore miscet. *Virg.*

ral eine Strafe oder Belohnung verdiene. Auf dem Capitolio entschied man, ob er als ein bloßer Particülier, oder mit den Ehren des großen oder kleinen Triumphs in die Stadt kommen sollte. Nach der Tyranney, oder wenn ihr lieber wollt, der Monarchie des Julius Cäsar, unternahmen die Kaiser, wiewohl zum Range der Götter erhoben, nichts ohne den Senat und das Römische Volk um Rath gefragt zu haben. Die Kaiser können, wenn sie wollen, die Welt durchziehn, aber das Römische Reich bleibt fest und unbewegt; zu Rom hat Gott es aufgerichtet. Das Schicksal kann diese Stadt zerstören, und es hat es schon großentheils gethan; aber es kann nicht machen, daß das Römische Reich nicht zu Rom sey: man versetz' es an jeden andern Ort, es wird nicht mehr das Römische Reich seyn. Selbst unter der Regierung der Cäsaren waren die Rechte des Reichs wesentlich in den Händen des Volks, wenn es wahr ist, daß ein treuloser Besitzer nichts vorschreiben kann."

„Sehet, das sagte euer Tribun; er leugnet es nicht, und man macht ihm ein Hauptverbrechen daraus, das seinen Kopf in Gefahr bringt. Er verlangt einen Advokaten, der ihn vertheidige, und man schlägt es ihm ab. Wenn ihr ihn nicht beschützt, so wird er unschuldig und unvertheidigt sterben. Jedermann hat Mitleiden mit ihm, ausgenommen die, deren Amt es ist, mit Andern Mitleiden zu haben, und ihnen zu vergeben, wenn sie Fehler begehen."

„Verlasset doch euren Mitbürger nicht, der in der größten Gefahr ist, weil er eure Sache vertheidigt hat. Schickt Jemanden, um ihn zurückzufodern; man wird ihn euch nicht abschlagen; denn am Ende werden diejenigen, die

sich

sich bemühen, euch den Titel des Reichs zu nehmen, ihre Thorheit nicht so weit treiben, daß sie euch die Rechte, die ihr über eure Bürger habt, streitig machen sollten. Wenn dieser Mann ein Verbrechen begangen hat, so hat er es zu Rom begangen; zu Rom also muß er verurtheilt werden, wenn man nicht etwa ein Volk, welches der Stifter der Gesetze, und so zu sagen die Quelle des Rechts ist, eines allen Nationen gemeinschaftlichen Rechts berauben will. Die Gerechtigkeit will, daß man die Verbrechen an dem Orte, wo sie begangen sind, strafe. Dieses Schauspiel vermehrt die Strafe des Verbrechers, rächet diejenigen, die er beleidigt hat, und schreckt die Andern. Aber wenn euer Tribun verdient, belohnt und nicht bestraft zu werden, wie alle Rechtschaffenen glauben, wo kann er besser seine Belohnung empfangen, als in der Stadt, wo er das gethan hat, was ihn derselben würdig macht? Fodert also euren Bürger zurück: ihr fodert nichts Ungewöhnliches, nichts Ungerechtes; hingegen werdet ihr ein Verbrechen gegen die Gerechtigkeit begehen, wenn ihr es nicht thut. Euer Stillschweigen bey dieser Gelegenheit würde schimpflich seyn, und euch in den Augen der Nachwelt verunehren."

„Aber wenn ihr so sehr ausgeartet seyd, daß ihr es als ein verwegnes Unternehmen ansehet, eine gerechte Sache zu fodern, so fodert doch wenigstens das, was die Barbaren selbst, die unter Gesetzen leben, euch nicht abschlagen würden; nämlich daß man eurem Bürger ein öffentliches Verhör und eine rechtmäßige Vertheidigung bewillige; daß man denjenigen nicht im Finstern verdamme, der alles öffentlich gethan hat. Beschützet seine Unschuld; leidet nicht, daß man ihm Ungerechtigkeiten beweise; daß man ihn willkührlich, und

ohne die von den Gesetzen vorgeschriebnen Formalitäten verdamme. Könntet ihr einen Mann im Stich lassen, der so viel für euch gethan hat? Achtet ihr es für nichts, eine Frage, die seit vielen Jahrhunderten vergessen war, wieder rege gemacht zu haben, eine Frage, welche die Reformation der Welt bewirken kann?"

„Ihr, die ihr ehemals so vielen Gefahren Trotz botet, um den Griechen gegen die Macedonier, den Sicilianern gegen die Karthaginienser, den Kampaniern gegen die Samniter ꝛc. beyzuspringen, solltet ihr einem Bürger einige Hülfe versagen, welcher sich für euch tausend Gefahren ausgesetzt hat? Erinnert euch des Zustandes, worinn ihr euch befandet, als ihr ihn an eure Spitze stelltet. Eure Stadt und ganz Italien erhoben sich in einem Augenblicke. Man sah auf einmal die Freunde in Entzücken, die Feinde in Bestürzung, die Völker in der größten Hoffnung; den Römischen Ruhm in seinen Glanz wieder hergestellt, die Gestalt der Welt verneuet. Nein, man findet kein Beyspiel einer so plötzlichen und bewundernswürdigen Revolution. Ich glaube nicht, daß man jemals etwas so Großes unternommen, und wenn euer Tribun standhaft fortgefahren hätte, so war es mehr das Werk eines Gottes, als eines Menschen. Man hat in der Ausführung deutlich gesehen, daß er mehr mit eurem Ruhm, als mit seinem eignen Nutzen beschäfftigt war: wenn es ihm nicht gelungen ist, so ist das die Schuld des Glücks: wenn er nicht immer mit gleichem Eifer gehandelt hat, so müßt ihr der menschlichen Schwachheit etwas zu gute halten."

„Ihr werdet mir vielleicht sagen, daß ihr nicht mehr im Stande seyd, das zu thun, was ihr ehmals thatet; daß

ihr

ihr weder so reich, noch so mächtig mehr seyd. Eure Reichthümer sind nicht mehr dieselben; ich weiß es wohl; aber ich weiß auch, daß eure Väter nie mehr Tapferkeit hatten, als wenn sie arm waren. Eure Macht ist sehr geschwächet; ich seh' es wohl; aber glaubt mir, wenn noch einige Tropfen von dem Blut eurer Väter in euren Adern fließen, so vermöget ihr mehr, als ihr nicht denkt."

„Waget etwas zum Beßten eures Bürgers; ich beschwör' euch darum bey dem Andenken der schönen Thaten eures Vaterlandes, bey der Asche eurer Väter, bey dem Erbarmen Jesu Christi, welcher will, daß man den Unglücklichen helfe. Ein wenig Kühnheit, wenn ihr für etwas gehalten seyn wollt; nichts ist weniger Römisch, als die Furcht. Wenn ihr euch fürchtet, wenn ihr euch selbst verachtet, so wird die ganze Welt euch verachten und Niemand euch fürchten. Das Gegentheil wird geschehen, wenn ihr Muth beweiset: ihr habt es oft erfahren, und vornehmlich unter der Regierung eures Tribunen."

„Vereiniget euch, handelt mit verbundnen Kräften; die Welt werde gewahr, daß das Römische Volk nur eine Stimme und eine Seele hat. Seyd überzeugt, daß sie dann euch verehren und euch fürchten wird. Verlangt, daß man euch den Gefangenen ausliefere, oder wenigstens, daß man ihn nach den Gesetzen beurtheile. Das eine oder das andre wird man euch bewilligen. Wir haben hier große Rechtsgelehrten, die sich erbieten, seine Sache zu führen, und durch Geschichte und Vernunft zu beweisen, daß das Römische Reich nie anderswo gewesen ist, noch seyn kann, als zu Rom. Sie fodern nur, daß man ihnen erlaube, frey zu

sagen, was sie denken: das Schrecken hat sich hier so sehr ausgebreitet, daß man sich kaum unterstehe, ins Ohr, in der Nacht, und in einem Winkel mit einander zu sprechen.“

„Ich selbst, der ich mich nicht weigern würde, für die Wahrheit zu sterben, wenn mein Tod der Republik nützlich seyn könnte, ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich denke, ja nicht einmal diesen Brief zu unterschreiben. Mein Styl muß hinreichen, mich bekannt zu machen, und euch zu lehren, daß es ein Römischer Bürger ist, der euch schreibt. Wenn die Sache an einem sichern Orte, vor einem unpartheyischen Richter und ohne Vorurtheil untersucht würde, und nicht vor einem feindlichen Tribunal, so würd' ich dreist auftreten und beweisen, daß das Römische Reich, wenn gleich lange Zeit unterdrückt und nachmals durch die Barbaren zu Grunde gerichtet, in was für einem Zustande es auch seyn mag, noch zu Rom ist, und nirgends anders seyn kann, wenn auch nur der Felsen des Kapitoliums davon übrig wäre.“ (Ep. sine Tit. IV.)

Dieser Brief, so nachdrücklich und voll geschickter Wendungen er auch ist, brachte die Wirkung nicht hervor, die er hervorbringen sollte. Es scheint nicht, daß das Römische Volk das Geringste zum Beßten des Rienzi unternommen habe. Zum Glück hatt' er dessen nicht nöthig; seine Sache nahm auf einmal eine andre Gestalt an; wenn man dem Petrarca glauben darf, so hatt' er seine Rettung einem sehr sonderbaren Bewegungsgrunde, der sehr geschickt ist, uns den Geist, der damals an dem Hofe des Pabsts herrschte, kennen zu lehren, zu danken. Ich werde Petrarca'n nur übersetzen.

Folgen-

Folgendes sagt er noch vom Rienzi in dem Briefe an den Prior der heil. Apostoln, aus dem ich bereits einen grossen Theil angeführt habe:

„Aus den Briefen meiner Freunde hab' ich erfahren, daß sich zu Avignon das Gerücht verbreitet, Rienzi sey ein großer Dichter, und daß man daher geglaubt, es würde eine Art von Sacrilegium seyn, wenn man einen Mann von einer heiligen Profession, wie Cicero in seiner Rede für den Dichter Licinius Archias, der sein Lehrer gewesen war, sagt, ums Leben brächte. Ich muß gestehn, es macht mir eine große Freude, daß Menschen, die die Musen nicht einmal kennen, ihnen diesen herrlichen Vorzug zugestehen, daß sie unter dem bloßen Schatten ihres Namens, einen Mann, der seinen Richtern verhaßt ist, die sich vereinigen, ihn eines Hauptverbrechens schuldig zu finden, vom Tode erretten können. Was hätten sie unter der Regierung Augusts mehr erhalten können, zu der Zeit, da man ihnen die größten Ehren erwies, und da die Dichter von allen Seiten herzuliefen, um diesen einzigen Fürsten, den Herrn der Könige, und den Freund der Dichter zu sehen? Ich wünsche den Musen und dem Rienzi Glück. Der Himmel behüte mich, daß ich ihm einen Namen beneiden sollte, der ihm so sehr zu statten kömmt! Aber wenn Sie mich fragen, was ich davon halte, so muß ich Ihnen sagen, daß Rienzi ein sehr beredter Mann ist, geschickt zu überreden, sanft, einnehmend; daß man wenig Gedanken in seinen Ausarbeitungen findet, aber viel Annehmlichkeit und ein sehr gefälliges Colorit. Ich glaube, daß er alle Dichter gelesen hat, die man lesen kann; aber er verdient nicht mehr den Namen eines Dichters, als er den Namen eines Stickers verdienen würde, wenn er ein gesticktes

sticktes Kleid trüge. Horaz sagt, es sey nicht genug, Verse zu machen, um ein Dichter zu seyn; ich zweifle aber, ob Rienzi jemals einen einzigen Vers gemacht hat."

„Ich habe geglaubt, daß es Ihnen lieb seyn würde, eine Begebenheit zu erfahren, die Ihren Unwillen erregen wird, wie den meinigen, wenn Sie hören, daß das Leben eines Menschen in Gefahr ist, weil er die Republik retten wollen, und worüber Sie zugleich lachen werden, daß unter dem Namen eines Dichters dieser Mann, welcher nie einen Vers gemacht hat, einer Gefahr entgeht, welcher Virgil selbst nicht entgangen seyn würde. Es ist wahr, daß vor solchen Richtern Virgil nicht für einen Dichter, sondern für einen Hexenmeister würde gehalten worden seyn." (L. 13. Ep. 6.)

Dieses scheint mir sehr sonderbar und gar nicht mit dem überein zu stimmen, was Petrarca anderswo sagt, daß man nämlich zu seiner Zeit die Poesie und die Dichter so wenig schätze. In einem andern Briefe, den er zu gleicher Zeit an den Abbt von St. Benigne schrieb, zeigt er, wie sehr die Metromanie sich damals der Stadt Avignon bemächtigt habe.

„Niemals war das, was Horaz sagt, so wahr, als jetzt: Gelehrte und Ungelehrte, alle machen wir Gedichte a). Es ist ein trauriger Trost, Gefährten zu haben; ich mögte lieber ganz allein krank seyn; ich werde durch meine eignen Uebel und der Andern ihre gequält; man läßt mich

a) Scribimus indocti doctique poemata passim.

mich nicht frey Athem schöpfen. Nichts als Verse und Briefe, die man täglich von allen Ecken unsers Vaterlandes auf mich herabregnen läßt; aber das ist noch nicht genug; aus Frankreich, Deutschland, England und Griechenland ꝛc. überhäuft man mich damit. Ich kenne mich selbst nicht, und man hält mich für einen Richter aller Genies. Wenn ich alle Briefe, die ich bekomme, beantworten soll, so kann kein Mensch mehr Arbeit haben, als ich. Wenn ich nicht antworte, so wird man mich für einen stolzen, alles geringschätzenden Menschen halten. Wenn ich tadle, so bin ich ein verhaßter Kritiker; wenn ich lobe, ein fader Schmeichler."

„Dies ließ' ich noch gelten, wenn diese Seuche nicht auch unvermerkt den Römischen Hof angesteckt hätte. Was meynen Sie wohl, daß unsre Rechtsgelehrten und Aerzte thun? Sie kennen weder den Justinian, noch den Aesculap mehr. Taub für das Geschrey der gerichtlichen Partheyen und der Kranken, wollen sie nur vom Virgil und Homer reden hören. Aber was sag' ich! Die Arbeiter, die Zimmerleute, die Maurer lassen ihr Handwerkszeug im Stiche, um sich nur mit dem Apollo und den Musen zu beschäfftigen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr diese Pest, die ehemals so selten war, jetzt gemein ist. Wollen Sie wissen, warum es vor Zeiten so wenig Dichter gab? Deßwegen, weil die Poesie einen erhabnen Geist erfodert, der sich über alles hinwegsetzt, der sich mit nichts anderm beschäfftigt, und sich gänzlich ihr wiedmet. Sie verlangt eine besonders für sie gemachte Seele, die man selten findet. Daher kömmt es, daß man viele Versemacher auf den Gassen, aber wenig Dichter auf dem Parnaß antrifft. Man geht bis an den

Fuß dieses Berges, aber Niemand steigt hinauf. Urtheilen Sie, was für ein Vergnügen diejenigen genießen müssen, die den Gipfel erreichen, weil sogar diejenigen, die ihn nur von ferne sehen, seinetwegen ihre Geschäffte und selbst ihr Geld, den Gegenstand ihrer heißesten Begierde, verlassen. Ich wünsche meinem Vaterlande Glück, daß es einige gute Genies hervorgebracht, die würdig sind, den Pegasus zu besteigen und sich aufzuschwingen. Wenn die Liebe des Vaterlandes mich nicht verblendet, so seh' ich deren zu Florenz, zu Padoua, zu Verona, zu Sulmona und zu Neapel, indeß man sonst allenthalben nichts als Dichterlinge erblickt, die auf der Erde kriechen."

„Ich mache mir einen Vorwurf daraus, daß ich durch mein Beyspiel zu dieser Raserey beygetragen. Man sagt, der Lorbeer erzeuge wahre Gesichte; ich fürchte, daß diejenigen, die ich aus gar zu großer Begierde zu frühzeitig eingesammlet habe, bey mir und vielen Andern nur falsche Träume erzeugen. Ich kann mich nicht beklagen; ich bin durch meine eignen Vergehungen bestraft. Selbst in meinem eignen Hause gequält, wag' ich kaum den Fuß hinaus zu setzen. Wahnsinnige von allen Seiten bemächtigen sich meiner, überhäufen mich mit Fragen, disputiren, schreyen, und sagen Dinge, von denen weder Homer noch Virgil etwas gewußt hat. Ich fürchte, die Obrigkeit werde mich anklagen, die Republik verdorben zu haben. — Eines Tages kam ein Vater ganz in Thränen zu mir, und sagte: Sehen Sie, wie Sie mit mir umgehen, mit mir, der ich Sie immer geliebt habe; Sie haben meinen einzigen Sohn zu Grunde gerichtet. Ich ward über diese Anrede und über die Miene dieses Mannes, die den größten Schmerz verrieth, so sehr

betroff

betroffen, daß ich vor Bestürzung eine Zeitlang kein Wort sagen konnte: endlich, da ich wieder zu mir selbst kam, sagt' ich, daß ich weder ihn, noch seinen Sohn kenne. Was liegt daran, ob Sie ihn kennen, antwortete der Alte, er kennt Sie nur zu gut. Ich habe das Meinige aufgeopfert, um ihn die Rechte lehren zu lassen; er sagt aber, daß er in Ihre Fußstapfen treten wolle. Sehen Sie da alle meine Hoffnungen vereitelt. Ich fürchte sehr, daß er niemals weder Rechtsgelehrter noch Dichter werden wird. Ich fieng an zu lachen; diejenigen, die bey mir waren, lachten auch; der Alte gieng sehr traurig von uns."

„Zum Glück hat diese Krankheit Vaucluse noch nicht angesteckt, dessen Luft vielleicht für fremde Eindrücke nicht empfänglich ist. Mein Knecht ist der einzige, der, ungeachtet er schon alt ist, sichs einfallen läßt, wie Persius sagt, auf dem Parnaß zu träumen a). Wenn diese Raserey noch ein wenig weiter um sich greift, so werden bald die Hirten, die Fischer, die Arbeitsleute, die Ochsen selbst nichts anders thun, als Gedichte brüllen und wiederkäuen." (Fam L. 13, Ep. 7. M. R.)

Im Anfange des August ließen die Cardinäle von Boulogne und von Taleirand Petrarca'n auf Befehl des Pabsts holen. „Da ich keinen Ehrgeiz mehr habe, sagt er, so würd' ich, wenn ich gewußt hätte, was man mir wollte, nicht an einen Hof gegangen seyn, dessen Sitten ich verabscheue, und mit welchem ich gar keine Gemeinschaft haben will. Aber wie konnt' ich den beiden größten Männern der

a) In bicipiti somniare Parnasso.

Kirche ihr Verlangen abschlagen, von denen der eine mich durch alte Wohlthaten verbunden hatte, und der andre, der mich erst seit kurzem kannte, mir Beweise von Wohlgewogenheit gab, die ich nicht erwarten konnte? Konnt' ich Männern widerstehen, welche Könige selbst verehren? Und gleich als wenn ihr Ansehen über mich nicht hingereicht hätte, bedienten sie sich noch des Ansehns des Pabsts. Indeß, setzt er hinzu, wenn ich der wäre, der ich zu seyn wünsche, und zu seyn hoffe, so würd' ich mich über alle diese Betrachtungen hinweg setzen, um die Ruhe meiner Seele zu bewahren." (Fam. L. 13, Ep. 4. M. R.)

Petrarca gehorchte der Einladung dieser Cardinäle; sie waren von den dringenden Bitten aller seiner Freunde unterstützt, welche, es mögte kosten was es wolle, ihm eine Stelle verschaffen wollten, die ihn mit dem Hofe verbände und ihm eine anständige Versorgung verschaffte. Seitdem er aus Italien zurückgekommen war, hatte man ihm alle möglichen Schlingen gelegt, um seine Absichten auf diese Seite zu lenken; aber das war nicht nach seinem Geschmack. Reichthümer, die man auf Kosten der Freyheit erwirbt, sind ein wahres Elend, sagt' er; ein Joch von Gold oder Silber drückt mich nicht weniger, als eins von Holz oder Bley. (Ibid.)

Sobald er zu Avignon angekommen war, sagte man ihm die Ursach dieser Einladung: man wollt' ihm zum Secretär des Pabsts machen. Er stellte seinen Gönnern und seinen Freunden vor, daß er sich nie entschließen könne, seine Freyheit und seine Muße, die er als die größten Güter der Welt betrachte, zu verlieren, und den Vergnügungen der

Wissen-

Wissenschaften zu entsagen; da er die Reichthümer zu der Zeit, als er sie am nöthigsten gehabt, verachtet, so würd' es schimpflich für ihn seyn, ihnen zu einer Zeit nachzulaufen, da es ihm viel leichter wäre, sie zu entbehren; man müsse den Vorrath zur Reise nach der Länge des Weges einrichten, und da er bereits anfange, sich dem Ziel seiner Laufbahn zu nähern, so müsse er mehr an die Herberge, als an die Reisekosten denken.

Er fügte noch hinzu, daß es anständiger und verzeihliger für ihn gewesen seyn würde, zu der Zeit Glücksgüter zu begehren, als er noch einen dürftigen Bruder und Freunde hatte; daß er jetzt nicht mehr in dem Falle sey, da sein Bruder Karthäuser, und alle seine Freunde entweder todt oder versorgt wären: er habe an nichts Mangel, und er würde an Allem Mangel leiden, wenn er der Begierde die Thür öffne, welche Bedürfnisse und Sorgen mit sich bringe. Er beschwor sie, die Thränen in den Augen, seiner Ehre zu schonen; ihn nach seiner Art leben zu lassen, und ihm nicht eine Bürde aufzulegen, deren Last ihn zu Boden drücken würde.

Alle seine Vorstellungen und Bitten waren umsonst; man schleppte ihn zu den Füßen dessen, der den Himmel mit dem Finger öffnet, und die Gestirne mit seiner Mütze regiert. (Dies poetische Bild macht Petrarca von dem Pabst.) Der Pabst, welcher ihn liebte, und ihn immer mit Vergnügen sah, sagte ihm die verbindlichsten Dinge. Er hatte immer einen Mann von so großen Verdiensten an seinen Hof ziehen wollen, und er glaubte, wie die Andern, daß er seine Freyheit einer zugleich rühmlichen und einträglichen Bedienung aufopfern müsse. Allein gegen Alle, was konnt'

ich

ich thun? sagt er. Traurig und niedergeschlagen war ich im Begriff, meinen Nacken unters Joch zu beugen, als das Glück mir eine Thür öffnete, mich aus dieser Schwierigkeit herauszuziehen.

Jedermann glaubte, daß Petrarca sehr geschickt sey, die Stelle, die man ihm bestimmte, zu verwalten, weniger wegen seiner Beredtsamkeit, als wegen seiner Treue und Klugheit. Es gehörte viel Verschwiegenheit dazu. Man warf ihn nur einem Fehler vor; daß nämlich sein Styl erhabner sey, als es sich für die Demuth der Römischen Kirche schicke. „Wie erstaunt' ich, sagt er, als man mir diesen Einwurf machte: ich glaubte anfangs, daß man ironisch rede, um mir meine Niedrigkeit, und vornehmlich die Niedrigkeit meines Styls, die ich gar zu wohl kenne, vorzuwerfen." (Fam. L. 13, Ep. 5. M. R.)

Seine Freunde versicherten ihn, daß dies die wahre Denkungsart des Pabsts und seiner Cardinäle sey, welche wollten, daß er den Ton herabstimme und keinen so hohen Flug nehme. Viele Cardinäle, außer die von Boulogne und von Taleirand, versicherten ihn eben dieses. Er vergleicht die Freude, die er hierüber empfand, mit der eines Gefangenen, dem man die Thüre seines Gefängnisses öffnet.

Seine Freunde behaupteten, daß es ihm sehr leicht seyn müsse, sich an der Erde zu halten, und einen gewöhnlichern Styl anzunehmen. Man trug ihm auf, etwas in diesem Geschmack zu schreiben, welches zur Probe aufs künftige dienen könnte, und man gab ihm eine Materie. Anstatt sich herunter zu lassen, um sich nach dem, was man von ihm verlangte, zu bequemen, spannt' er die Flügel seines

Geistes

Geistes aus, um sich so hoch zu schwingen, daß er sich den Blicken derer, die ihm zum Sklaven machen wollten, entziehen mögte.

„Wiewohl es kein Werk der Einbildungskraft und der Poesie war, sagt er, so leisteten mir doch Apollo und die Musen gute Hülfe; die mehrsten von denen, die meinen Aufsatz lasen, sagten, sie verstünden nichts davon. Andere sagten, ich habe Griechisch oder in einer andern noch barbarischern Sprache geschrieben. Das sind die Leute, welche die Kirche regieren. Sie wollen mich in meinem Alter in die Schule schicken, um niedrig und kriechend schreiben zu lernen. Ich begreife nichts davon, was man von mir haben wollte. Ich kenne mit dem Cicero nur drey Arten des Styls; den erhabnen, welchen er gravis; den gemäßigten, welchen er mediocris; und den simplen, welchen er extenuatus nennt. In unsern Zeiten erreicht fast Niemand den erstern; Wenige erheben sich zum zweyten; der dritte ist der Styl der größten Anzahl. Alles was darunter ist, ist nur ein bäurisches und sclavisches Gewäsch, welches man nicht Styl nennen kann. Ich will einen Brief schreiben, ich nehme den simplen Styl, das ist sehr gut; wenn man verlangt, daß ich mich mehr erheben soll, so begreif' ich, was man von mir fodert, und ich bemühe mich erhabner zu werden; aber wenn man mir sagt, daß ich herabsteigen soll, so antwort' ich, daß mir das unmöglich ist, weil ich schon auf der niedrigsten Stufe bin. Der Styl, welchen man will daß ich annehmen soll, ist kein Styl. Man hat mir Zeit gegeben, eine Sache zu lernen, die ich nie habe wissen wollen; niedrig und pöbelhaft zu sprechen. Da bin ich also wieder los, und meine Freyheit ist gerettet: je näher ich mich der Sclaverey gesehen habe, desto stärker

fühl'

fühl' ich das Vergnügen frey zu seyn. Ich bin entzückt, daß Leute, die sich sehr erhaben dünken, gefunden haben, daß ich mich über ihre Sphäre schwinge. Ich werde mich ein andermal nicht wieder einer solchen Gefahr aussetzen; nichts wird fähig seyn, mich zu versuchen; taub gegen die Bitten meiner Freunde werd' ich nur mich selbst über Dinge, die für mein Glück so wesentlich sind, zu Rathe ziehen."

So schrieb Petrarca am 9ten Aug. an seinen Freund, den Prior der heil. Apostoln, welchen ich hinführo Simonides nennen werde, weil er ihm diesen Namen gab. Ich weiß nicht, ob er im Grunde so froh war, wie es scheint, daß er die Stelle, die man ihm bestimmte, nicht bekam; aber es scheint mir doch, daß der oft affectirte und quintessenzirte Styl seiner Briefe nicht der Styl war, der sich für die Breves des Pabsts schickte, für welchen es lächerlich seyn würde, dem Seneca nachzuahmen und nach Witz zu haschen.

Nachdem also Petrarca der größten Gefahr, worinn seine Freyheit jemals gewesen, entgangen war, und Gott für seine Befreyung gedankt hatte, reist' er nach Vaucluse ab, wo er den übrigen Theil des Augusts in Ruhe zubrachte, und den Herbst mit Ungeduld erwartete, um nach Italien zurückzukehren. Kurz nachher schrieb er einen andern Brief an den Simonides, worinn er ihm mit einer reizenden Naivetät die Lebensart, die er in seiner Einsamkeit führte, und die Frau, die ihn bediente, schildert. Einen Theil desselben hab' ich schon im ersten Bande angeführt.

„Ich bekriege meinen Leib, den ich als meinen Feind betrachte. Meine Augen, die mich so viele Thorheiten haben begehen lassen, kommen jetzt übel weg; sie sehen jetzt nichts, als

als eine trockne, schwarze, durch die Sonne verbrannte Frau. Wenn Helena und Lucretia ihr Gesicht gehabt hätten, gewiß wäre weder Troja in die Asche gelegt, noch Tarquinius aus seinem Reiche verjagt worden. Dafür aber ist ihre Seele so weiß, als ihr Körper schwarz ist. Sie hat die Miene von ihrer Häßlichkeit so wenig zu empfinden, daß man in Wahrheit sagen kann, sie stehe ihr gut. Nichts ist treuer, demüthiger, arbeitsamer, als sie. Sie bringt ganze Tage in den Feldern zu, indeß die Heuschrecken selbst kaum die Sonne aussteben können; ihre harte Haut trotzet der brennenden Hitze des Hundsterns. Am Abend kömmt sie so frisch, als wenn sie eben aus dem Bett' aufstünde, und versieht alle Arbeit meines Hauses, ohne die Sorge für ihren Mann, für ihre Kinder und für meine Gäste zu rechnen; denn sie thut alles, mit Jedermann beschäfftigt, außer mit sich selbst. Sie schläft auf Matten, ißt nichts als grobes schwarzes Brodt, trinkt nichts als Weinessig. Wenn man ihr etwas delicateres giebt, so schmeckt es ihr nicht; so groß ist die Macht der Gewohnheit."

„Ob ich gleich noch schöne Kleider habe, so trag' ich sie doch nicht mehr; Sie würden mich für einen Ackersmann oder für einen Hirten halten, mich, der sonst so gesucht in meinem Schmucke war. Die nehmlichen Ursachen finden nicht mehr statt. Die Bande, die mich fesselten, sind zerrissen; die Augen, denen ich gefallen wollte, sind verschlossen, und vielleicht, wenn sie noch offen wären, würden sie nicht mehr eben die Gewalt über mich haben. Nichts gefällt mir so sehr, als frey und von allen Banden loß zu seyn."
(Fam. L. 13, Ep. 8. M. R.)

Hier

Hier sind noch einige Züge von dem Leben, welches er zu Vaucluse führte, aus einem andern Briefe, den er ungefähr um eben diese Zeit an einen andern Freund schrieb.

„Ich stehe um Mitternacht auf; ich gehe mit Anbruch des Tages aus; ich studiere in den Feldern, wie in meinem Zimmer; ich lese, ich schreibe, ich fantasiere. Ich bekämpfe die Faulheit; ich verjage den Schlaf, die Weichlichkeit und die Vergnügungen. Ich durchlaufe den ganzen Tag dürre Berge, feuchte Thäler und tiefe Höhlen; ich streife oft längs den beiden Ufern der Sorgue allein mit meinen Sorgen herum. Ich treffe keinen Menschen an, der mich zerstreue; sie werden mir von Tage zu Tage weniger beschwerlich; ich stelle sie oft vor mir, oft hinter mich. Ich erinnere mich des Vergangenen, und berathschlage über die Zukunft. Ich habe ein großes Hülfsmittel gegen alle Arten von Verbannungen gefunden. An den Ort, welchen ich bewohne, gewöhnt, giebt es keinen, an welchen ich mich nicht ebenfalls gewöhne, Avignon ausgenommen. Hier sind' ich Athen, Rom, Florenz, wie es meinem Geist am beßten gefällt: ich genieße hier aller meiner Freunde, sowohl derer, mit welchen ich gelebt habe, als derer, die lange vor mir gestorben sind, und die ich nur aus ihren Werken kenne." (Fam. L. 15, Ep. 3. M. R.)

Der Cardinal von Boulogne reiste im Anfange des Septembers nach Paris ab, um den Frieden zwischen den Königen von Frankreich und England zu negociiren. Petrarca gieng zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen, und ihn zu fragen, ob er etwas nach Italien zu bestellen habe, wohin er bald zu reisen gedachte. Der Cardinal sagte, daß er nur einen Monat abwesend seyn würde, und daß er ihn bey seiner

Rück-

Rückkehr noch zu sehen hoffe. Er nahm seinen getreuen Achates, Peter, Abt von St. Benigne mit.

Der Cardinal hatte Absichten auf den Petrarca; er wollt' ihm ein gutes Etablissement in Frankreich verschaffen. Er schrieb ihm unterwegs: „Reisen Sie noch nicht ab: erwarten Sie meine Rückkehr, oder wenigstens bis ich Ihnen von Paris über eine wichtige Sache, die Sie betrifft, schreibe; ich verlange nur einen Monat von Ihnen.“ Eben das ließ er ihm durch den Abt von St. Benigne schreiben.

Diese Briefe änderten die Entwürfe des Petrarca; er entschloß sich, zu Avignon zu bleiben, wo er fast den ganzen September und October zubrachte, und sie erwartete. Er empfieng daselbst einen Brief von dem Benedict Colonna, dem Bischof von Bisaccia, (eine kleine Stadt im Königreich Neapel) welcher zum beständigen Administrator des Bisthums Chieti in Abruzzo, bey Sulmona, ernannt war. Dieser Prälat meldete ihm, daß er seinen Freund Barbato gesehen; daß sie beide sehr wünschten, ihn in ihrem Lande zu sehen; aber daß sie sich wohl vergebens mit dieser Hoffnung schmeicheln würden. Hier ist Petrarca's Antwort.

„Mit Vergnügen erfahr' ich, daß Sie glücklich in Ihrem neuen Sitz angekommen sind, um dessentwillen Sie das Ufer des Toscanischen Meers gegen das Ufer des Adriatischen vertauscht haben. Ich glaube Ihnen voraussagen zu können, daß Sie bald an die Ufer des Toscanischen Meers zurückkommen werden, um die Kirche von Napoli oder von Savoua zu regieren: noch lieber sagt' ich, die Kirche von Rom: das verdient Ihre Geburt und Ihre Tugend; aber das Schicksal geht zu hart mit den Italienern um, als daß

wir uns mit unsern Aussichten so weit wagen dürften. Man muß gestehen, daß es nicht Unrecht hat; es ist gerecht, daß wir ein Gut entbehren müssen, dessen wir uns selbst aus Stolz oder Ungeduld beraubt haben. Was sag' ich! Es ist nicht unser Fehler, ich weiß es wohl; wir waren noch nicht geboren: aber es ist nichts Neues, daß die Kinder für die Fehler ihrer Väter gestraft werden. Unsre Väter haben unreife Trauben gegessen, und unsre Zähne sind stumpf geworden, sagten die Israeliten. — Unsere Väter haben gesündigt; sie sind nicht mehr, und wir tragen ihre Uebertretungen. Die gierige Rhone verschlingt die Ehren der Tiber. Was für ein Schauspiel, großer Gott! Aber es ist unschicklich, Klagen mit Glückwünschungen zu vermischen. Allenthalben, wohin Sie gehen werden, werd' ich Sie nie aus dem Gesichte verlieren, und mein Geist wird immer bey Ihnen seyn. Wenn eine wirkliche Gegenwart auf diese eingebildete folgen könnte, so zweifel' ich nicht, daß Ihnen das ein großes Vergnügen machen würde, so wohl wie meinem lieben Barbat: es war nicht nöthig, mir das zu sagen; ich kenne Ihr Herz und das seinige: aber ich wünsch' es mehr, als ich es hoffe, da ich mit Geschäfften überhäuft bin. Sie würden mich oft sehen, wenn ich meinen Körper so reisen lassen könnte, als ich meine Seele reisen lasse." (Var. 23.)

Während seines Aufenthalts zu Avignon in den Monaten September und October hörte Petrarca viel von dem grausamen Kriege reden, welchen die Republiken Genoua und Venedig gegen einander führten. Man muß sich an das erinnern, was ich von diesem Kriege gesagt habe, und an den Brief, welchen Petrarca an den Doge von Venedig schrieb,

schrieb, um die Venetianer zum Frieden zu bewegen. In diesem Briefe stellt er diese beiden Republiken als die beiden Augen von Italien vor, und sagt vorher, das eine werde ausgestochen, und das andre sehr geschwächt werden.

Es fehlte nicht viel, so wäre seine Prophezeyung in diesem Jahr erfüllt worden. Die großen Rüstungen, die diese beiden Städte im vorigen Jahr gemacht hatten, liefen bloß darauf hinaus, daß sie sich wechselsseitig kleine Abbrüche thaten: aber am dreyzehnten Februar dieses Jahrs, da sie im Propontis zwischen Constantinopel und Chalcedon zusammentrafen, lieferten sie sich ein außerordentliches und beyspielloses Treffen, welches zween Tage und eine Nacht dauerte, worinn man von beiden Seiten die äußerste Wuth und Begierde einander zu Grunde zu richten bewies.

Die Flotte der Venetianer bestand aus fünf und siebzig Galeeren, die der Catalonier und Griechen mitgerechnet, die sich mit ihnen wider die Genoueser verbunden hatten. Da Nicolaus Pisani, ein sehr geschätzter Seeofficier, der sie commandirte, sich den Feinden sehr überlegen fand, so segelte er mit einem günstigen Winde von Gallipoli ab, um auf der Seite von Pera die Genouesische Flotte, die aus vier und sechszig Galeeren bestand, und von dem Paganino Doria commandirt wurde, anzugreifen. Sie fanden sie in dem Theil der Meerenge, die man den Arm von St. George nennt, und man kam bald zum Treffen, ungeachtet des Sturms, der den Venetianern günstig war. Die Genoueser hatten einen großen Vortheil auf ihrer Seite; da das Meer in dieser Enge keine drey Meilen breit ist, so konnte die feindliche Flotte sich nicht ausbreiten; es focht nur ein Theil derselben: daher

hatten die Venetianer von ihrer Ueberlegenheit keinen Nutzen. Man schlug sich mit so vieler Wuth von beiden Seiten, daß weder der Sturm, noch die Nacht, noch das vergossene Blut dem Treffen Einhalt thaten. Man sieht aus Petrarca's Erzählung, daß es noch den folgenden Tag fortdauerte, welches mit dem Bericht der mehrsten Geschichtschreiber nicht übereinstimmet.

Die Corthusi sagen, der Verlust von beiden Seiten sey so groß gewesen, daß man nicht sagen könne, wer gesiegt habe. Andreas Dandolo redet in seiner Chronik in dem nehmlichen Tone. Indessen ist man doch mehrentheils eins, daß die Genoueser den Sieg davon getragen; aber was für einen Sieg! Er erfüllte die Stadt Genoua mit Trauer und mit Thränen. Man hatte dreyzehn Galeeren und eine Menge der angesehensten Leute verloren. Auf Seiten der Bundsgenossen war der Verlust noch größer. Mehr als zwey tausend Mann kamen ums Leben; fast eben so viel Gefangene waren gemacht. Die Venetianer verloren vierzehn Galeeren; die Catalonier zehn und ihren General; die Griechen zwo. Man sagt, die Griechen wären gleich, nachdem das Treffen angefangen, nach Constantinopel davon gesegelt, und dieser Abfall habe auf die Seite der Genoueser das Uebergewicht gegeben.

Indessen schreibt der Kaiser Johannes Kontakuzenus, da er in der Geschichte, die er uns hinterlassen, von diesem Treffen redet, den Sieg der Armee der Bundsgenossen zu, und legt besonders den Griechen diese Ehre bey. Man sieht hieraus, wie sehr die Eitelkeit und der Partheygeist die Wahrheit in dieser Geschichte entstellt haben, die der Rang und der Geist des Verfassers übrigens sehr schätzbar machen.

Die

Die Genoueser, um sich an den Griechen zu rächen, schlossen ein Bündniß mit den Türken, zur Schande des Christlichen Namens, und unternahmen die Belagerung von Constantinopel. Am 6ten May bat Johannes Kantakuzenus, von seinen Bundsgenossen verlassen, um Frieden, dessen Bedingungen die Genoueser vorschrieben. Die Venetianer und Catalonier wurden von dem Constantinopolitanischen Handel ausgeschlossen.

Die Venetianer ließen den Muth nicht sinken; nachdem sie ihre Flotte wieder in Stand gesetzt, schickten sie sich an, auf Rache auszugehen, als der Pabst, dem es sehr am Herzen lag, einen traurigen Krieg geendigt zu sehen, der den Ungläubigen zum Vortheil gereichte, die kriegenden Partheyen nöthigte, ihre Gesandten nach Avignon zu schicken, um daselbst über einen so erwünschten Frieden zu unterhandlen.

Die Gesandten von Venedig, von Genoua und von Arragonien begaben sich im September dahin. Der Pabst gab ihnen zu Commissarien und Vermittlern die Cardinäle Peter Desprès, Bertrand de Deux, Elias von Taleirand und Gille Albornos. Der ganze October wurde mit Unterhandlungen zugebracht, die nichts ausrichteten. Die Gemüther waren zu sehr erbittert, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu vereinigen. Petrarca wandte dabey vergebens alle seine Beredtsamkeit an, und Clemens VI sein großes Talent, die Gemüther zu vereinigen. In diesen Umständen entschloß sich Petrarca, folgenden Brief an die Genoueser zu schreiben, worinn er sie auf ihrer schwachen Seite angriff, und mit vieler Kunst Alles sammlete, was sie zum Frieden bewegen konnte.

„Erlaubt mir, (redet er den Doge und seine Räthe an) frey zu Euch zu reden. Ich glaubte nicht, daß es sich für mich schicke, Euch zum Frieden zu ermahnen, zu der Zeit, da ihr, bewaffnet und bereit zu fechten, auf dem Schlachtfelde waret. Ich erwartete mit Ungeduld, was für einen Ausgang diese großen Zurüstungen von beiden Seiten haben würden. Vor der Abreise der beiden Flotten that ich dem Doge von Venedig, dem ich besser bekannt und näher war, die dringendsten Vorstellungen zum Frieden, ich sahe das als meine Schuldigkeit an, und befürchtete den Vorwurf nicht, daß ich mich in fremde Sachen mische. Als Mensch kann ich von dem Elende der Menschheit gerührt werden. Als Italiener muß ich gegen das Unglück meines Vaterlandes empfindlich seyn, und ich glaube nicht, daß irgend Jemand es mir darinn zuvor thue.“

„Jetzt, da das Feuer des Hasses durch das vergossene Blut gedämpft ist, glaub' ich, daß es Zeit ist, so zu sagen das Zeichen zum Rückzuge zu geben; aber ich würd' es nicht mit so vieler Zuversicht thun, wenn ich nicht den Charakter derer, mit denen ich zu thun habe, kennte. Es giebt keine Nation, die so fürchterlich im Kriege, so sanft im Frieden sey. Ihr habt gesiegt, es ist Zeit, euch auszuruhen. Eure siegreichen Hände müssen aufhören, Blut zu vergießen. In der Hitze des Treffens will die Tapferkeit, daß es vergossen werde; nach dem Treffen leidet die Menschlichkeit es nicht. Nur wilde Thiere lassen Mord auf den Sieg folgen. Man beweist durch Sanftmuth, daß man verdiente zu siegen; und das ist etwas leichtes für die, denen der Sieg nichts Neues und Ungewöhnliches ist. Jeder Ort, wohin Eure Waffen gekommen, sind mit euren Siegen bezeichnet; alle Meere

haben

haben Eure Triumphe berühmt gemacht. Der Ocean selbst fürchtet Eure Flaggen; das Meer der Indier freuet sich, daß es für Euch nicht schiffbar ist; nichts fehlte Eurem Ruhm, als den Bosporus mit dem Blut Eurer Feinde gefärbt zu sehen."

„Kann man, ohne vor Schrecken zu zittern, die Nachricht von dem schrecklichen Treffen zwischen Constantinopel und Chalcedon lesen oder anhören, wo ihr drey kriegerische Nationen überwandet, die von dem Winde begünstigt Euch anfielen? So groß war Eure gegenseitige Erbitterung, daß weder der Sturm, noch die Nacht selbst im Stande war, Euch zu trennen."

„Wer kann das Grausen dieses Tages vorstellen, das fürchterliche Getöse des Windes, die Waffen, den Stoß der Schiffe, den Schall der Trompeten, das Zischen der Pfeile, die im Finstern flogen, das Geschrey und das Aechzen der Sterbenden!"

„Man kann auf Euch anwenden, was Virgil von jener berühmten Nacht sagte, worinn Troja in die Asche gelegt ward: Wer kann die Niederlage jener Nacht, wer die vielen Leichen beschreiben, wer kann Thränen genug vergießen, einen solchen Jammer zu beweinen a)? Nein, die Geschichte liefert uns kein Beyspiel eines so hartnäckigen Treffens, wie das Eurige, welches zween Tage und eine stür-

a) Quis cladem illius noctis, quis funera fando
Explicet, aut possit lacrymis aequare labores.
Virg. Aeneid. L. 2.

stürmische Winternacht dauerte. Die Nachwelt wird es kaum glauben.“

„Die Fremden, die Ihr geschlagen habt, verdienen kein Mitleiden; warum lassen sie sichs einfallen, ihre Waffen mit den unsrigen zu vermischen? Ich beklage nicht jene feile, übermüthige und treulose Nation, die einen feyerlich geschwornen Frieden vergessen. — Aber was sag' ich! Das unglückliche Volk verdient Mitleiden. An seine Fürsten muß man sich deßwegen halten: der schimpfliche und barbarische Handel, den sie mit dem Blut ihrer Unterthanen treiben, verdient unsern ganzen Unwillen.“

„Was die lügnerischen und nichtswürdigen Griechen, diesen niedrigen Pöbel, der zu nichts Großem fähig ist, betrifft, so freu' ich mich ihrer Niederlage. Ich hoffe, daß Ihr dieses schändliche Reich, den Sitz der Irrthümer, zerstören werdet. Euch ohne Zweifel hat Christus eine zu lange verzögerte Rache anvertraut.“

„Nicht eben so verhält sichs mit den Venetianern: aufs lebhafteste haben mich ihre Unfälle gerührt. Wollte Gott, daß sie mir zu rechter Zeit geglaubt hätten! Wollte Gott, daß Ihr beide bedenken mögtet, daß Ihr Italiener seyd, daß Ihr Freunde gewesen, daß keine Hauptbeleidigung Euch die Waffen in die Hände gegeben, und daß Euer Streit nur den Vorzug und den ersten Rang betrifft! Wollte Gott, daß Ihr, einem Kriege entsagend, dessen Ursach so unerheblich ist, Eure Waffen vereinigen mögtet, um jene treulosen Anstifter zu bestrafen, welche die Zwietracht unter Euch ausgesäet haben, und daß Ihr, nachdem Ihr sie zerstört, (welches Euch sehr leicht seyn würde,) die Befreyung des heili-

gen

gen Landes unternähmet: ein Unternehmen, wodurch Ihr den Dank der Welt und Nachwelt verdienen könntet!“

„Ihr habt überwunden: zeigt jetzt, daß weder Haß noch Habsucht Euch die Waffen in die Hände gaben; daß Ihr nur, um Frieden zu haben, Krieg führtet. Zwinget Eure Feinde zu gestehen, daß Ihr sie durch Euer Verhalten, so wie durch die Waffen überwunden habt. Macht, daß diejenigen, die Eure Macht fürchten, Eure Tugenden lieben und verehren. Sehet da das wahre Mittel, jenen Vorzug zu erhalten, nach welchem Ihr trachtet, und zu machen, daß Nichts Eurem Ruhme, so im Frieden, wie im Kriege, mangle.“

„Große Städte im Frieden gleichen den großen Körpern, die äußerlich sehr gesund scheinen, und doch innerliche Krankheiten haben, die gewöhnlich durch eine zu große Ruhe erzeugt werden. Die Bewegung ist den Städten, so wie den Körpern nöthig, um die bösen Feuchtigkeiten zu zerstreuen, welche diese innern und verborgenen Krankheiten hervorbringen, die weit gefährlicher sind, als die, so sich äußerlich zeigen. Dies verdient Eure ganze Aufmerksamkeit. Es ist sehr gut, in Frieden zu leben, wenn man kann; aber wenn das unmöglich ist, so ist allemal ein fremder Krieg einem innerlichen vorzuziehen.“

„Ich bin kein Prophet; ich kann nicht zukünftige Begebenheiten in den Gestirnen lesen: aber, so viel man von dem Zukünftigen von dem Vergangenen urtheilen kann, glaub' ich sagen zu können, daß Ihr in auswärtigen Kriegen immer den Sieg davon tragen werdet, und daß Ihr nur innere Feinde zu fürchten habt. Rom konnte nur durch

sich selbst überwunden werden. Wie es ihr ergangen ist, wird es auch Euch ergehen, wenn Ihr nicht Mittel findet, die Gemüther Eurer Bürger sanfter und friedliebender zu machen. Traget itzt Sorge, daß der Sieg sie nicht verderbe."

„Eure Flotten werden die ganze Welt zittern machen, wenn sie nicht durch die Zwietracht geschwächt werden. Ich könnte viele Beyspiele von Städten anführen, die durch nichts anders als innerliche Kriege und verborgnen Groll zerstört wurden; aber keins ist stärker und augenscheinlicher, als das Eurige. Erinnert Euch der Zeit, da Ihr das glücklichste Volk der Erde waret; (Ich war noch ein Kind, und erinnere mich daran, wie an einen Traum.) Euer Land schien ein himmlischer Aufenthalt; so waren die Elysäischen Gefilde. Was für ein Schauspiel von der Seite des Meers! Thürme, welche dem Himmel drohen, Palläste, wo die Kunst die Natur überwunden; Hügel mit Cedern, Weinstöcken und Oelbäumen bedeckt; Häuser von Marmor, gleich königlichen Pallästen, auf Felsen erbauet; anmuthige Lustörter mitten zwischen den Klippen, die von Golde glänzen, wo die Wellen des Meers sich brechen, zogen die Blicke der Schiffer an sich, und hielten die Bewegung der Ruder auf."

„Wenn man zu Lande gieng, konnte man ohne Erstaunen jene so erhabnen, mehr als menschlichen Gestalten von Männern und Frauen betrachten, Annehmlichkeiten, die in den Städten unbekannt sind, mitten in den Gehölzen und Feldern ausgebreitet! Wenn man in Eure Stadt kam, glaubte man in den Tempel der Glückseligkeit und der Freude zu treten. Man konnte von ihr sagen, was man sonst von Rom sagte: Sie ist die Stadt der Könige."

„Ihr

„Ihr hattet einige Zeit vorher die Pisaner geschlagen, und die Venetianer bekriegt: fraget Eure Alten, welche Zeugen dieser Treffen gewesen seyn können, was für einen Eindruck sie gemacht haben. Was für eine Furcht in dem Hafen! was für eine Verehrung der Völker! was für ein Lärmen an den Ufern, wenn man Eure siegreiche Flotte vorbey kommen sah! Ihr waret die Herrn des Meers: kaum wagte man es, ohne Eure Erlaubniß zu schiffen. Steiget hiernächst auf die Zeit herab, wo der Stolz, die Ueppigkeit und der Neid, die gewöhnlichen Folgen des Glücks, sich dieses siegreichen Volks bemächtigten, und es elend machten, welches fremde Hände nicht hätten thun können. Welch ein Unterschied, große Götter! Jenes schöne Ufer, jene so prächtige Stadt, zeigten sich bald ungebaut, öde, entstellt, ruinirt; jene prächtigen Palläste in Schlupfwinkel der Räuber verwandelt, das Schrecken der Vorübergehenden. Endlich Eure Stadt, durch ihre Verbannten mit Hülfe der Mailänder belagert a), erduldete alle Geißeln des Krieges, als der König Robert, der Ruhm unsers Jahrhunderts, der zu ihrer Vertheidigung gekommen war, ein Jahrlang in ihr eingesperrt blieb. Unerhörte und unglaubliche Sache! Man schlug sich nicht allein auf der Erde und auf dem Meer, sondern sogar in der Luft und unter der Erde. Nachher seyd Ihr viele Jahre hindurch durch innerliche Bewe-

a) Die Doria und die Spinola, welche Gibellinen und durch das Ansehen der Fieschi und der Grimaldi, welche Guelphen waren, verbannt worden, flehten den Marcus Viscomti, Herrn von Mailand, um Hülfe an, und belagerten mit ihm Genoua, im Jahr 1318.

Bewegungen beunruhigt worden, indem Ihr keine andre Feinde hattet, als Eure eigne Bürger, bis Ihr endlich, durch Euer Unglück belehrt, ein Oberhaupt erwählt habt, welches ohne Zweifel der beßte Zustand einer Republik ist. Damals nahm Eure Stadt eine andre Gestalt an; die Wolken wurden zerstreut, das Feuer der Zwietracht ausgelöscht; der Frieden, die Ruhe, die Gerechtigkeit wieder hergestellt. Eure vereinigten Bürger triumphirten nur über ihre Feinde."

„Jetzt ist es leicht, Euch auf die Zukunft zu verwahren. Ein altes Sprichwort sagt: Wie viele Dinge macht man schlecht, weil man sie nur einmal macht. Ihr könnt Euch an das erinnern, was Euch zu Grunde gerichtet hat. Ein häusliches und neues Beyspiel hat Euch gelehrt, daß die menschliche Glückseligkeit flüchtig und vergänglich ist, daß nur eine innerliche Zwietracht an Eurem Unglück schuld ist. Ihr fangt, so zu sagen, wieder an zu leben; hütet Euch, wieder an eben die Klippen zu gerathen; anders nichts habt Ihr zu fürchten. Seyd einig, liebt die Gerechtigkeit, den Frieden, und wenn Ihr so begierig seyd, Krieg zu führen, so tragt ihn in ein fremdes Land, wo Ihr immer Feinde zu bekämpfen finden werdet. (Fam. L. 14, Ep. 5 & 6. M. R.)

Avignon am 1ten November.

Wenige Tage, nachdem Petrarca diesen Brief geschrieben hatte, verließ er Avignon, wo er es nicht länger aushalten konnte, da er den Cardinal von Boulogne nicht ankommen sah, und müde war, ihn zu erwarten. Er streute das Gerücht aus, daß er nach Italien abgereist sey, und verbarg sich zu Vaucluse.

Sobald er daselbst angekommen war, schrieb er an

den

den Cardinal: „Sie hatten mir befohlen, Sie zu erwarten; Sie wollten nur einen Monat abwesend seyn; aber Ihr großer König, der durch die Bande der Liebe so sehr als des Bluts mit Ihnen verbunden ist, die Annehmlichkeiten von Paris und der Seine machen, daß Sie Ihr Wort vergessen, und ich wundre mich nicht darüber. Was mich anbetrifft, so haben das traurige Avignon und die gewaltsame Rhone mich bisher besessen; aber da ich sie nicht mehr ausstehen kann, da mir dieser Hof unerträglich wird, so hab' ich mich in meine Einsamkeit geflüchtet, wo ich Ihre Befehle erwarten werde. Wenn Sie zu Paris bleiben, so werd' ich nach Italien abreisen, ohne von meinen Freunden Abschied zu nehmen, die mich immer, gegen Wind und Wellen, in dieser verwünschten Stadt würden zurückhalten wollen, wo mein Geist abwesend, wenn gleich mein Körper gegenwärtig ist. Die beiden Monate, die ich daselbst zugebracht, Sie zu erwarten, haben mir Jahre geschienen."

„Was Sie für mich thun wollten, ist gewiß nichts Geringes; denn Sie sind nur großer Dinge fähig: ich wünschte, daß meine Abwesenheit meinen Freunden bey Ihnen nicht schaden mögte; verschaffen Sie Ihnen das, was Sie mir bestimmt hatten; Sie werden mir ein sehr großes Vergnügen machen. Ich habe genug und zu viel Güter für die Zeit, die mir zu leben übrig ist, ich verlange nichts mehr. Sie sind der beßte der Väter; ich schmeichle mir, daß Sie mir verzeihen werden, wenn ich der Nothwendigkeit nachgebe, welcher die Könige selbst unterworfen sind; ich bin Ihnen so gehorsam gewesen, als ich seyn konnte."
(Fam. L. 14, Ep. 7. M. R.)

Vaucluse, am 8ten November.

In

In eben dem Ton schrieb er an den Abt von St. Benigne. In einem Briefe, den er zu gleicher Zeit an den Bischof von Cavaillon schrieb, um ihm von seinem Entschluß, sich zu Vaucluse zu verbergen, Nachricht zu geben, schildert er seinen Gemüthszustand sehr gut. „Ich kann in diesen Zeiten nicht recht mit mir eins werden, was ich wünsche; nicht daß ich es selbst nicht wüßte; aber ich finde große Hindernisse dabey, und ich kann meinen Willen über Dinge nicht bestimmen, von denen ich sehe, daß sie nicht gelingen können. Mit Recht sagt der Weise: Alles ist schwer. Ich kann nicht, was ich will; ich will nicht, was ich kann; ich suche Etwas, das ich wollte und könnte, und find' es nicht. Sehen Sie, das macht meine Seele in einem Meer von Ungewißheiten und Verwirrungen schwanken." (L. 15, Ep. 11. M. R.)

Nachdem er einige Tage zu Vaucluse geblieben war, und verzweifelte, den Cardinal von Boulogne ankommen zu sehen, auch keine Nachricht von ihm erhielt, entschloß er sich, nach Italien abzureisen. Der Herbst war dies Jahr außerordentlich trocken gewesen; es hatte viele Monate hindurch nicht geregnet. Das Wetter war schön und heiter; er glaubte sich darauf verlassen zu können, wiewohl man auf nichts weniger rechnen kann, sagt er, als auf ein schönes Wetter im Winter. Indessen mußt' er wissen, daß es sein Schicksal sey, auf seinen Reisen immer eine ausnehmende Hitze oder großen Regen ausstehen zu müssen. Er gab sich am 16ten November mit seinen Papieren und dem größten Theil seiner Bücher, die er auf seinen Italienischen Parnaß mitnehmen wollte, auf den Weg. Kaum hatt' er den Fuß aus dem Hause gesetzt, als das Wetter trübe und feucht

wurde.

wurde. Es war anfangs nichts weiter, als ein Nebel, welcher aber bald ein wahrer Regen ward. Er verwünschte gleich sein übles Glück, und gerieth in Versuchung, wieder umzukehren; aber dennoch faßt' er wieder Muth, und setzte seine Reise fort. Der Hafen war nicht weit; er mußte über Cavaillon, welches nur zwo Lieues von Vauclüse ist, und er wollte daselbst anhalten, um von seinem Freunde Philipp von Cabassola Abschied zu nehmen.

Es war fast schon Nacht, als er daselbst ankam. Der Bischof war krank, und hatt' ihm seinen Zustand verborgen, um ihn nicht zu betrüben. Er empfieng ihn, wie einen Engel. Freudenthränen flossen über seine Wangen. Ich bin jetzt unbekümmert um mich, sagt' er zu seinem Bruder, ich habe meinen Freund Petrarca; die Gesundheit ist mit ihm in mein Haus gekommen. Er wußte nicht, als er dieses sagte, daß Petrarca nach Italien wollte. und daß er willens war, noch vor der Nacht über die Durance zu gehen. Sobald er dieses erfuhr, bezeigt' er eine so große Verzweiflung, er bat so inständig, daß er wenigstens die Nacht bey ihm bleiben mögte, daß es unmöglich war, zu widerstehen, um desto mehr, da es in vollen Strömen regnete.

Dieser Regen, welcher die ganze Nacht währte, beunruhigte Petrarca'n sehr; er wollte am folgenden Morgen frühzeitig abreisen, und er befürchtete, die Papiere und die Bücher, mit denen er seine Packen angefüllt hatte, zu verderben. Er hatte den Entschluß gefaßt, sie zurückzulassen, und einen Körper, der durch Reisen abgehärtet, und an alle Unbequemlichkeiten des Wetters gewöhnt war, dem Regen

zu überlassen, als er sich durch ein größeres Hinderniß, das er nicht vorhergesehen, aufgehalten sah. Einige Bedienten des Bischofs sagten ihm, daß Banditen auf dem Varo, in der Gegend von Nizza, von den Alpen herabgekommen wären, und alle Arten von Plünderungen trieben, welches den Weg nach Italien von dieser Seite her unpassabel machte; eine ganz unerhörte Sache. Dies war indessen der Weg, welchen Petrarca gewählt hatte, in der Absicht über Montrieux zu gehen, um vorher, ehe er Provence gänzlich verließ, seinen Bruder, den Karthäuser, zu besuchen.

Der Bischof bewies eine große Freude, als er diese Nachricht hörte, weil er überzeugt war, daß Petrarca seinen Entwurf aufgeben würde. Dieser glaubte anfangs, es sey eine List seines Freundes, um ihn zurück zu halten; er schickte seine Leute ab, um die Wahrheit zu erfahren; diese berichteten ihn, daß die Nachricht wahr sey, und daß man gar nicht daran zweifeln könne.

Petrarca schwankte indessen eine Zeitlang zwischen den verschiednen Entschlüssen, die er zu wählen hätte. Er wollte immer, es mögte kosten, was es wollte, nach Italien, und er gedachte seinen Weg über den Berg Genievre zu nehmen. Im Grunde war der Weg über Genoua länger und unbequemer; er wählte ihn nur, um seinen Bruder zu besuchen, welchen er seit 1347 nicht gesehen hatte. Die wiederholten Bitten des Bischofs, und der Regen, welcher immer mit großer Heftigkeit fortdauerte, und die Wege ganz unbrauchbar machte, bewogen ihn endlich zu bleiben. Er begab sich in seine Kammer, wo es ihm nicht möglich war, eine Stunde zu schlafen. Der Regen war durchs Dach gedrungen, und

fiel

sich auf ihn. Er stand früher als gewöhnlich auf, um Betrachtungen zu halten, und begab sich darauf in die Kammer des Bischofs, welcher wach war.

Hier ward es fest beschlossen, daß seine Abreise aufgeschoben werden sollte. „So viele Hindernisse, sagt er, überzeugten mich, daß Gott diese Reise nicht billigte, und ich machte mir eine Gewissenssache daraus, ihr zu entsagen. Die Furcht, seine Bücher und seine Papiere zu verderben, trug auch vieles zu dieser Entscheidung bey, woraus er schloß, daß die Reichthümer der Freyheit Zwang auflegen. Er begnügte sich, einen Theil seiner Leute nach Italien zu schicken, weniger um seine Angelegenheiten zu besorgen, und ihm die Wege zu bereiten, als um desto einsamer und ruhiger zu Vaucluse seyn zu können, wohin er, nachdem er zween Tage zu Cavaillon zugebracht, zurückkehrte. Das schöne Wetter stellte sich wieder ein, so bald seine Leute weit genug waren, daß er nicht im Stande war, sie wieder zurück zu rufen, welches ihn in der Meynung bestärkte, daß die Fürsehung seiner Begierde, die ihn nach Italien riß, habe Schranken setzen wollen. „Sie weiß besser wie wir, sagt er, was uns dienlich ist, und es ist nicht immer das, was uns das Angenehmste dünkt.“

Petrarca brachte das Uebrige des Novembers und den ganzen December zu Vaucluse zu. Hier erfuhr er eine wichtige Begebenheit, welche die ganze christliche Welt interessirte.

Clemens VI unterlag endlich der Gewalt des Uebels, wogegen er das ganze Jahr gekämpft hatte. „Er vergaß, sagt Petrarca, oder er verachtete den weisen Rath, den ich

ihm gegeben hatte, woher es denn kam, daß er wieder in die nehmlichen Schlingen verfiel; er überließ sich gänzlich dem Haufen von Aerzten, die er um sich hatte. Die Meynung der größten Menge und der Unwissendsten galt am meisten. Man befreyte ihn von den Bekümmernissen des Pabstthums, durch übel angewandte Mittel und zu häufiges Aderlassen."

Er starb am 6ten December an einem beständigen Fieber, nach dem Villani. Einer seiner Biographen sagt, er habe ein Geschwür am Rücken gehabt, welches auf einmal durchgebrochen und sein Herz überschwemmt habe. Ein engländischer Schriftsteller (Henry Knyghton) versichert, er sey vergiftet worden. Sein Leichnam ward am folgenden Tage in die Kirche zur Lieben-Frauen gebracht, wo man ihm die Ehren des Leichenbegängnisses mit der größten Pracht erwies. Einige Zeit nachher brachte man ihn in die Abtey Chaise-Dieu in Auvergne, wo man noch sein Grabmal von schwarzem Marmor sieht, welches im Jahr 1562 durch die Hugenotten beschädigt und beraubt wurde. Man sagt, sie hätten seinen Kopf genommen, und sich dessen als eines Balles zum Spielen bedient. Der Geschichtschreiber der Erzbischöfe von Rouen sagt, der Marquis von Curton habe aus seinem Hirnschädel eine Art von Becher gemacht, woraus er seinen Leuten zu trinken gegeben.

Ungeachtet ich mich ein wenig von meinem Gegenstande entferne, so kann ich mich doch nicht enthalten, hier zu bemerken, daß man diesem großen Pabst nicht alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die er verdient, vornehmlich die Italiener, welche die Avignonschen Päbste nicht lieben.

Mat-

Matthäus Villani spricht nur von seinen Fehlern; kaum gesteht er, daß er ziemlich gelehrt gewesen, wiewohl er einer von den Männern seiner Zeit war, der am mehrsten Litteratur und Doctrin besaß. Er wirft ihm mit Härte seinen Geschmack fürs Frauenzimmer vor, welche jederzeit freyen Zutritt zu ihm hatten, und ihm in seinen Krankheiten aufwarteten; seine Leidenschaft für die Vicomtesse von Turenne, welche der Canal der Gnaden war; seine Schwäche für seine Verwandten, die er mit Gütern und Würden überhäufte, ob sie gleich größtentheils derselben unwürdig waren. Unsre Kirchengeschichtschreiber, vornehmlich Herr Fleury, haben hierinn nur den Italienern nachgeschrieben.

Was uns anbetrifft, die wir Clemens VI kein Verbrechen daraus machen können, daß er zu Avignon seinen Sitz gehabt, wir wollen ohne Vorurtheil und Bitterkeit von ihm reden. Man muß eingestehen, daß er einer der größten Männer gewesen, die man auf dem Stuhl des heil. Petrus gesehen. Diese Idee von ihm geben uns die gleichzeitigen Schriftsteller, und das Glück seines Pontificats. Wenn er einige Fehler hatte, so wurden sie durch große Tugenden und liebenswürdige Eigenschaften ersetzt. Ohne Zweifel würd' es nicht schicklich seyn, wenn die Päbste seine etwas zu freye Lebensart nachahmten, und sich durch Frauenzimmer bedienen ließen; aber für das Glück der Welt wär' es zu wünschen, daß alle Fürsten ihn in der Regierung ihrer Staaten zum Muster nähmen.

Was kann glänzender und glorreicher seyn, als die zehn Jahre seines Pontificats! Er brachte eine wichtige Sache zu Stande, die seinen Vorgängern mißlungen war; er setzte

den Kaiser Ludewig von Bayern ab, und machte, daß man den Carl von Luxemburg an seiner Statt erwählte. Er erlaubte diesem, sich zu Rom krönen zu lassen, unter der Bedingung, daß er daselbst nicht verweilen sollte, und man gehorchte ihm. Er hatte das Vergnügen, eine schöne Königinn, die man eines großen Verbrechens anklagte, zu seinen Füßen, und selbst ihre Sache vertheidigen zu sehen; vor ihm auf den Knieen die Abgesandten des Tyrannen von Italien, welche für ihren Herrn um Vergebung baten; in seinen Fesseln den berühmten Römischen Tribun, der sich unterstanden hatte, das Panier gegen ihn aufzustecken. Er befahl dem König von Polen, Casimir, seine Maitressen wegzuschicken, und seiner Gemahlinn treu zu seyn: dieser Prinz empörte sich anfangs; aber er unterwarf sich nachher, und übernahm die Buße, die man ihm auflegte.

Der edelmüthigste aller Menschen hatte das Vergnügen, Kronen zu verschenken: er vergab mehr Pfründen, als keiner seiner Vorgänger gethan hatte. Nichts kostete ihn mehr, als eine abschlägige Antwort, und wenn er das, was man von ihm foderte, nicht bewilligen konnte, so gab ihm sein Geist immer Mittel an die Hand, diejenigen vergnügt wegzuschicken, deren Begehren er wider seinen Willen hatte abweisen müssen. Einige Geschichtschreiber reden von einer abschlägigen Antwort, die ihm Ehre macht. Er wollte nicht, sagen sie, eine von seinen Nichten dem König von Sicilien geben, der sie zur Gemahlinn foderte.

Nicht zufrieden, die Schätze der Kirche mit einer Freygebigkeit ohne Beyspiel auszutheilen, wandt' er ansehnliche Summen auf, nützliche Stiftungen zu machen, Waisen

zu

zu verheirathen, und edle Familien, die in Dürftigkeit gerathen waren, zu unterstützen. Einer seiner Geschichtschreiber macht ihm den Vorwurf, daß er die Schätze des heil. Petrus verschwendet habe. Konnt' er einen bessern Gebrauch davon machen? Petrarca, der in dem, was ihn betrifft, nicht verdächtig seyn kann, versichert uns, daß Niemand so sehr, als er, den Namen Clemens verdiente, den er führte. Seine Biographen erzählen einen Zug seiner Gnade, dessen Wenige fähig seyn würden. Ein Mensch, der ihn schwer beleidigt hatte, wagt' es, ihn um eine Gnade zu bitten; dies war eine schöne Gelegenheit sich zu rächen: er gerieth in Versuchung es zu thun; aber er widerstand der Versuchung, und die Gnade ward bewilligt.

Von Natur beredt, sprach er ohne Vorbereitung mit vieler Leichtigkeit und Adel. Seine im Consistorio gehaltenen Reden, die man in der Bibliothek des Königs findet, beweisen es; sie scheinen aus der Quelle zu fließen. Er hatte ein vorzügliches Talent, Andern dasjenige anschaulich zu machen, was er wollte, und die Herzen nach seinem Gefallen zu bewegen. Er athmete nichts als Frieden und Einigkeit; so bald er den Saamen des Krieges erblickte, eilt' er ihn zu ersticken. So viele Müh' er sich auch gab, so konnt' er doch nichts weiter als Waffenstillstände zwischen Frankreich und England zu Stande bringen; die Eifersucht der beiden Könige, und die ewige Antipathie der beiden Nationen waren ein Hinderniß, welches er unmöglich überwinden konnte. Noch schwerer schien es, die Königinn von Neapel und den König von Hungarn zu vereinigen; doch kam er damit zu Stande. Wenig fehlte, daß er nicht die Griechische Kirche mit der Lateinischen vereinigte. Diese Vereinigung, die er

sehr geschickt zubereitet hatte, würde den Ruhm seines Pontificats aufs höchste gebracht haben.

Ist es nicht erstaunlich, daß mit so vielen Ansprüchen, von aller Welt geliebt und angebetet zu werden, Clemens VI nie die Hochachtung und die Gunst Petrarca's sich erwerben können? Aber er war ein Limosiner; er liebte Italien nicht so sehr, wie Gascogne, und anstatt den heil. Stuhl wieder nach Rom zu versetzen, ließ er den Pallast zu Avignon, welchen sein Vorgänger angefangen hatte, vollends fertig bauen. Wesentliche Fehler, welche alle seine guten Eigenschaften in Petrarca's Augen verdunkelten. Wenige Tage nach dem Tode des Pabsts schrieb er von Vaucluse an den Bischof von Cavaillon folgenden Brief:

„Ich schick' Ihnen hier drey Geschenke von sehr verschiedner Art: einen Fisch, golden von Farbe mit silbernen Schuppen, welchen Einige Torrentina, Andre Turtura nennen. Der Sohn meines Wirths hat ihn in dem schönen Wasser dieser Quelle gefangen. Das zweyte ist ein fetter Taucher, welcher schon lange ihre Ufer bewohnt hat. Weder die Luft, noch das Wasser haben ihn vor den Verfolgungen meines Hundes schützen können. Das dritte ist ein Brief, den ich selbst mit den Netzen meines Witzes in den Fluthen, wo meine Seele mitten unter Klippen schwimmt, gefischt habe. Die beiden ersten werden Sie behalten; aber das dritte werden Sie mir wiederschicken, wenn es Ihnen gefällt, so bald Sie sich daran gesätigt haben. Sie wissen die Ursach: die Wahrheit gebiert Haß. Wenn das zu Terenz Zeiten galt, so gilt es jetzt noch viel mehr. Lesen Sie ihn also ins geheim, und schicken Sie mir ihn wieder, bis wir

wissen,

wissen, was Gott oder das Schicksal uns bereiten. Wenn wir das wissen, so wollen wir sehen, ob wir diesen Brief ins Feuer werfen, oder seinen Brüdern zugesellen werden. Er ist nur für Sie; ich wünschte nicht, daß sonst irgend Jemand ihn lesen mögte; schließen Sie daraus auf mein Zutrauen."

(Var. 44.)

Man hat Grund zu glauben, daß er in diesem Briefe von dem Tode des Pabsts und von seiner künftigen Wahl redete. Der Bischof von Cavaillon schickt' ihn gleich, nachdem er ihn gelesen hatte, zurück, und meldete ihm dabey, daß er ihm ein großes Vergnügen gemacht habe.

Petrarca antwortete ihm den folgenden Tag: „Es freuet mich ungemein, daß mein Brief Ihnen gefallen hat; er gefällt mir weit besser, seitdem er Ihren Beyfall erhalten. Er ist an Sie gerichtet, weil ich weiß, daß Sie der geschworne Feind der Laster sind. Ich schicke Ihnen noch ein viertes Geschenk; einen Brief an die Geistlichkeit von Padua über den Tod des Hildebrand, unsers Bischofs, den Sie bewunderten, den Sie so oft lobten, und dessen Tugend mir über unsre Bewunderung und unsre Lobsprüche erhaben schien. Sie liebten diese Tugend, wiewohl Sie, wo ich nicht irre, gar keine Verbindung mit diesem heiligen Prälaten hatten. Vergleichen Sie diesen Brief mit dem, welchen ich Ihnen gestern schickte, und urtheilen Sie, ob mein Styl eben so geschickt ist zu loben, als zu tadeln. Die Fehler, die Sie darinn finden werden, schreiben Sie auf Rechnung meines Genies, und was Ihnen gefällt, schreiben Sie dem Gegenstande zu; denn in der That, es ist leicht den Einen zu loben und den Andern zu tadeln. Wer würde nicht beredt

werden, wenn er Gegenstände von dieser Art behandelt?“ (Fam. L. 15, Ep. 13. M. R.)

Ich zweifle nicht, daß vom Clemens VI in diesen beiden Briefen die Rede sey. Ihm stellt er den Hildebrand Comti entgegen, den er in seinem Briefe an die Geistlichkeit in Padoua sehr erhebt, da hingegen der Brief, welchen er unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, an den Bischof von Cavaillon schickte, wo ich nicht sehr irre, eine beissende Satyre über den verstorbenen Pabst enthielt.

Was mir dieses sehr wahrscheinlich macht, ist, daß Petrarca, wie man gesehn, eben das beym Tode Benedicts XII gethan hatte, und außerdem hat er uns zwo Eklogen hinterlassen, worinn er den Clemens VI sehr heruntermacht.

In der ersten a) tritt der heil. Petrus auf, und macht unter dem Namen Pamphilus dem Clemens VI die härtesten und bittersten Vorwürfe darüber, daß er für die Heerde, die Jesus Christus ihm anvertrauet, so wenig Sorge getragen, und ein so reichliches und üppiges Leben geführt, welches dem harten und strengen Leben der ersten Hirten ganz entgegengesetzt sey. Er droht ihm mit seinem Herrn, der bald kommen werde, Rechenschaft von ihm zu fodern.

Clemens VI, unter dem Namen Mitio, (von mitis, sanft) antwortet dem Pamphilus: „Welch' eine unausstehliche Strenge und Härte! Immer bereit zu beißen, führst du nur Schmähungen im Munde. Es ist leichter, die

a) Pastorum Pathos. Eglog. VI.

die Sitten Anderer zu tadeln, als seine eigne zu rechtfertigen. Undankbarer! Treuloser! Flüchtling! Hast du nicht deinen Herrn verleugnet und deine Heerde im Stich gelassen, um der Verfolgung zu entgehen? Diese Heerde, welche Jesus Christus selbst dir anvertraut hatte, hat sie jemals mehr gelitten, als zu der Zeit, da du für sie sorgtest? Giebt es nicht ein Thal zu Rom, das noch von dem damals vergossenen Blut fett ist; Hölen, voll von Gebeinen, welche daselbst aufgehäuft wurden, und Grauen erregen?"

„Ich werde mich wohl hüten, das arme und grobe Leben, welches du führtest, und dich desselben rühmtest, nachzuahmen. Ich habe Gewölbe voller Geld; kann ich besser thun, als mich desselben zu bedienen, um die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens zu genießen? Ich habe Diamanten und Edelsteine, ich will, daß meine Braut sich damit schmücke, daß man auf ihrem Nachttisch den schönen Spiegel sehe, welchen der Hirt von Bizanz (Constantin) mir geschenkt hat, und daß man sie für eine Königinn halte. Ich werde nicht, wie du, meine Heerde zwischen Dornen und Felsen führen; ich wähle die fettesten Weiden; ich will, daß es ihr an nichts fehle, und daß sie alles genieße. Der Himmel verhüte, daß ich die Böcke von den Ziegen, die Kühe von den Ochsen absondern sollte! Sie sind gemacht, zusammen zu seyn. Deine Drohungen erschrecken mich nicht; ich diene einem guten und mächtigen Herrn."

In der zwoten a) unterredet sich Mition mit der Nymphe Epy (der Stadt Avignon), die sein ganzes Ver-

a) Grex infectus ac suffectus. *Eglog. VII.*

trauen und seine völlige Gewogenheit hat. Er erzählt ihr die Unterredung, die er mit dem Hirten Pamphilus gehabt, und sie zählen zusammen die Heerde nach der Pest, um sich in Stand zu setzen, dem Herrn Rechenschaft abzulegen. Hier läßt die Nymphe die Cardinäle, unter Hirten-Sinnbildern versteckt, einen nach dem andern die Musterung passiren, sagt von einigen wenigen Gutes, und schildert die andern mit den schrecklichsten Zügen und den schwärzesten Farben ab. Es würde mir nicht unmöglich seyn, zu dieser geheimnißvollen Ekloge den Schlüssel zu geben; aber ich habe die Ursachen schon gesagt, die mich verhindern, die Finsternisse, worinn es Petrarca sich einzuhüllen gefallen hat, zu zerstreuen.

Ich werd' es nicht unternehmen, ihn wegen dieser satyrischen Angriffe auf einen Pabst, der ihn liebte, der ihm Gutes gethan hatte, der ihm unaufhörlich Beweise der Gnade und Gewogenheit gab, so gar daß er zu ihm sagte: Fodern Sie, was Ihnen gefällt, zu rechtfertigen.

Es ist wahr, daß diese satyrischen Angriffe geheimen Briefen an Freunde, oder Werken, welche niemals das Licht sehen sollten, anvertraut waren. Aber weiß man nicht, was diese Werke großer Dichter sind, die nie das Licht sehen sollen? Es sind oft die liebsten Productionen ihres Geistes, die sie sich nicht getrauen, dem Publico zu übergeben, weil sie darinn die Religion, die Regierung, die Sitten, die ehrwürdigsten Personen angreifen. Anfangs läßt man sie unter dem Siegel der größten Heimlichkeit gewissen privilegirten Personen lesen; hernach breiten die Copieen sich aus. Ein Freund hat sie verrathen, ein Bedienter hat

sie

sie gestohlen, ein glückliches Gedächtniß hat sie beym Lesen behalten. Der Verfasser scheint in Verzweiflung zu gerathen; er will das Werk nicht gemacht haben, und im Grunde des Herzens freuet er sich, daß man es liest. Unterdessen ist das Werk bekannt geworden; die Diener der Religion beklagen sich, die Andächtigen schlagen Lärm, die Regierung mischt sich darein, die angegriffenen Personen wollen sich rächen, der erschrockne Autor verläßt sein Vaterland, sucht eine Zuflucht in fremden Ländern, und das schönste Genie seines Jahrhunderts genießt nicht aller der Vortheile, die sein erhabnes Genie und seine Talente ihm verschafft haben würden.

Man wird sehen, daß Petrarca selbst Abschriften dieser Eklogen verschickte, die er anfänglich zu einer ewigen Finsterniß verdammt hatte. Kann man zweifeln, daß er sie vielen Personen zu Avignon lesen lassen? Ueberdem weiß man nicht, daß er Alles, was er dachte, ohne Ansehn der Person mit der größten Freymüthigkeit sagte? Er durfte sich also nicht über die große Anzahl von Feinden, die er an dem Hofe des Pabsts hatte, und über die Erbitterung gegen ihn wundern, worüber er sich so heftig beklagt.

Er malt uns diesen Hof als sehr unwissend; wenn man ihm glauben darf, so wußten selbst diejenigen, die den ersten Rang an demselben einnahmen, nicht, was die Poesie sey. Indessen gesteht er doch, daß man daselbst die Dichter als heilige Personen, voll des göttlichen Geistes betrachtete, denen der Henker nicht Hand anlegen dürfte; daß diese Denkungsart dem Rienzi das Leben rettete, ob er gleich nie Verse gemacht hatte. Dies angenommen, was für eine Ehrerbie-

tung

lung würde man nicht an diesem Hofe für den größten aller Dichter bezeugt haben, wenn er sich nicht durch die Heftigkeit seiner Schmähungen und die Galle seiner Satyren Feinde gemacht hätte? Ist es nicht traurig, daß dieser Kitzel frey zu sagen, was man denkt, eine unheilbare Krankheit des Geistes ist, und daß in allen Jahrhunderten die schönsten Genies von derselben befallen worden?

Die mehrsten Cardinäle fühlten die Nothwendigkeit, eine Reform an dem Römischen Hofe vorzunehmen. Da sie dem Clemens VI einen Nachfolger geben wollten, der seine Fehler wieder gut machte, so warfen sie anfangs ihre Augen auf den Johann Birel, den General der Karthäuser.

Er war ein Limosiner, der sich durch die Heiligkeit seines Lebens und seinen Eifer für die Ehre Gottes auszeichnete. Keine Achtung vor Menschen hielt ihn zurück; er predigte die Buße mit vielem Nachdruck, und er schrieb mit der größten Freymüthigkeit an Fürsten, um sie zur Bekehrung zu vermahnen. Der Cardinal von Taleirand erschrack, als er sahe, daß die Cardinäle geneigt wären, einem Manne von solcher Denkungsart ihre Stimmen zu geben. „Was wollen Sie machen? sagt' er zu ihnen. Sehen Sie nicht, daß dieser Mönch, gewohnt Anachoreten zu regieren, verlangen wird, daß wir so leben, wie sie? Wir werden zu Fuße gehen müssen, wie die Apostoln, und unsre schönen Pferde wird man an den Pflug schicken."

Es ward dem Cardinal von Taleirand, welcher ein großes Ansehen in dem Conclave hatte, nicht schwer, den General der Karthäuser auszuschließen. Die Cardinäle waren

ren sehr unschlüssig, und die Wahl würde sich sehr in die Länge gezogen haben, wenn sie nicht erfahren hätten, daß der König Johann nach Avignon käme, um einen Pabst wählen zu lassen, der ihm ergeben wäre. Diese Nachricht beschleunigte ihre Wahl, welche der Cardinal von Taleirand auf den Stephan Alberti, Cardinal von Ostia, fallen ließ, welcher den Namen Innocenz VI annahm. In einem Dorf der Diöces von Limoges von wenig bekannten Aeltern geboren, hatte dieser Pabst seine Erhebung dem Ruf eines rechtschaffenen Mannes von guten Sitten, der im Stande sey, den Römischen Hof mehr durch sein Beyspiel als durch seine Anordnungen zu reformiren, zu danken. In der That, kurze Zeit nach seiner Wahl, hob er den Vorbehalt der Pfründen, den seine Vorgänger eingeführt hatten, auf, schränkte die Pluralität ein, schaffte die Commenden ab, nöthigte die Titularen, sich in der Residenz aufzuhalten, und verringerte seine Tafel und sein Gefolge; ein Beyspiel, welches die Cardinäle sich eben nicht beeiferten nachzuahmen.

Eine solche Reform mußte einem Mann von Petrarca's Denkungsart gefallen. Man sollte glauben, daß er die Wahl eines Pabsts, der so vielen Eifer für die Ehre der Kirche bewies, gebilligt habe; aber dieser Pabst war ein Limosiner, wie seine Vorgänger, und folglich gab er keine große Hoffnung, die Kirche nach Rom zurück zu bringen. Und dies war doch die Hauptsache.

Noch ein andrer Umstand machte die Wahl des Stephan Alberti dem Petrarca unangenehm. Ein alter Cardinal, der sehr unwissend, aber ein großer Rechtsgelehrter war, behauptete, Petrarca sey ein Hexenmeister, weil er

den

den Virgil läse, und hatte dies dem Cardinal Alberti überredt.

Dies giebt keine große Idee von dem Verstande und den Fähigkeiten dieses Pabsts. Er hatte indeß das Canonische Recht auf der Universität zu Toulouse mit Beyfall gelehrt. Er war Zauber-Richter (Iuge-Mage) in dieser Stadt, als er zum Bischof von Noyon ernannt, und kurz nachher nach Clermont versetzt wurde. Er war ein Mann von gutem Leben und von geringer Wissenschaft, sagt Villani. Eben das sagen die mehrsten gleichzeitigen Schriftsteller von ihm.

Petrarca hat sich nicht enthalten können, ihm in der Ekloge, worinn er dem Clemens VI so übel begegnet, eins zu versetzen. Er läßt ihn sagen, indem er von seinem Nachfolger redt: „Bald wird nach mir ein trauriger träger Mann kommen, der durch seine harten Weigerungen den Schaden, den ich durch meine zu große Gefälligkeit der Kirche gethan, wieder gut machen wird. Er wird die Römischen Weiden mit dem Unflath von Auvergne düngen.“ (Egl. VI.)

Was konnte Petrarca unter dem Pontificat eines Mannes hoffen, der ihn für einen Zauberer hielt? Indessen waren die Ceremonien der Krönung des Innocenz VI kaum vorbey, als die Cardinäle von Taleirand und von Boulogne ihm schrieben, daß er so bald als möglich ihm die Füße küssen und zu seiner Erhebung Glück wünschen müsse. Petrarca kannt' ihn; sie waren oft zusammen bey dem Cardinal von Taleirand gewesen, welcher ein Vergnügen daran fand, sich in seiner Gegenwart über Petrarca'n wegen der Zauberey, deren man ihn beschuldigte, lustig zu machen.

Ohne

Ohne Zweifel war es der Cardinal von Talleirand, mit dem er ungefähr um diese Zeit eine sonderbare Unterredung hatte, von welcher er geheimnißvoll in einem seiner Briefe ohne Titel redet, doch mit der Vorsicht, den Französischen Cardinal, mit welchem er sich unterhielt, nicht zu nennen. Eines Tages, da er, seiner Gewohnheit nach, über den Zustand Italiens und der Kirche ganz frey urtheilte, sagt' er zu ihm: „Ich sehe das Reich und das Pabstthum am Rande ihres Untergangs. Die beiden Lichter werden verlöschen; die beiden Schwerter sind beynahe schon ganz stumpf. Das ist das Schicksal der menschlichen Dinge, die nicht immer dauren können. Was mich anbetrifft, so seh' ich lieber, daß dies jetzt geschehe, da diese beiden Dinge nicht mehr in unsern Händen sind. Man wird sie wenigstens nur den beiden barbarischen Ländern, die sie besitzen, zurechnen können; von denen das eine (Deutschland) hart und schrecklich, das andre (Frankreich) weichlich und entnervt ist. Ganz wohl, antwortete der Cardinal; Andre würden vielleicht das, was Sie sagen, zu frey finden; ich aber denke nicht so, und ich finde, daß Sie Recht haben. Unsre beiden Clements haben der Kirche in einigen Jahren mehr Schaden gethan, als Ihre sieben Gregore ihr Gutes haben thun können." (Epist. sine tit. 15.)

So groß auch der Widerwillen war, den Petrarca hatte, vor einem Pabst zu erscheinen, welcher eine so üble Meynung von ihm hatte, so glaubt' er doch, den Befehlen seiner beiden Herrn nachkommen zu müssen. Er reiste am dritten Januar von Vaucluse ab, und ließ seinen Haushofmeister Raimund Monet, diesen Bedienten, den er zu allem gebrauchen

chen konnte, diesen Vertrauten, den er so oft gelobt hatte, krank zurück.

Kaum hatt' er vier und zwanzig Stunden zu Avignon zugebracht, als einer von seinen Leuten, den er zu Vaucluse zurückgelassen hatte, um für den Monet Sorge zu tragen, mitten in der Nacht spornstreichs angejagt kam, um ihm seinen Tod zu melden. Alsobald schrieb er folgenden Brief an die beiden Cardinäle, worinn er um Erlaubniß bat, nach Vaucluse zurückkehren zu dürfen, um seine Sachen in Ordnung zu bringen.

„Wenn Regulus, das Schrecken der Karthagimenser, als man ihm in Afrika ein wichtiges Geschäfft aufgetragen hatte, nicht erröthete, bey dem Senat um Urlaub zu bitten, weil der, welcher sein Feld baute, gestorben war, warum soll' ich erröthen, an meine erhabnen Gönner eine ähnliche Bitte zu thun, ich, der ich keine öffentliche Angelegenheit zu besorgen und wenig Privatangelegenheiten habe? Ich habe gestern meinen Hausverwalter verloren, welcher Ihnen nicht unbekannt war; er baute für mich einige Hufen eines sehr schlechten Landes."

„Ich fürchte nicht, daß Sie mir die Antwort geben werden, die der Senat dem Regulus gab. Fahren Sie fort für die Republik zu arbeiten; sie wird für Ihr Feld sorgen. Das Feld des Regulus war zu Rom; das meinige ist zu Vaucluse, ein Ort, den Sie kaum kennen. Scipio, die andre Geißel Afrika's, bat auch um Urlaub, als er mit Glück in Spanien commandirte, weil seine Tochter keine Ausstattung hatte. Ich befinde mich fast in dem nehmlichen Falle: meine Bibliothek, die ich als meine Tochter betrachte,

hat

hat ihren Aufseher verloren. Dieser bäurische Mensch, den ich nicht genug bedauren kann, hatte mehr Klugheit und sogar Urbanität, als man oft in Städten nicht findet. Er war überdem das treueste Geschöpf, welches die Erde jemals hervorgebracht. Auch hatt' ich ihm meine Bücher, und Alles, was mir das Liebste auf der Welt ist, anvertrauet. Ich war drey Jahre von Vaucluse abwesend gewesen: bey meiner Rückkehr fand ich nichts in meiner Bibliothek abhanden gekommen, oder nur in Unordnung gebracht. Er konnte nicht lesen, und liebte doch die Wissenschaften; er verwahrte mit der äußersten Sorgfalt meine rarsten Bücher, die er durch einen langen Gebrauch kannte; er wußte die Werke der Alten und die meinigen zu unterscheiden."

„Wenn ich ihm ein Buch anvertraute, so bezeugt' er eine große Freude, und drückt' es seufzend an seine Brust; oft nannt' er den Verfasser mit leiser Stimme. Wenn man ihn alsdenn sah, so hätte man sagen sollen, der Anblick oder das Berühren eines Buchs mache ihn gelehrter oder glücklicher. Ich habe 15 Jahre mit ihm zugebracht; ich vertraute ihm meine geheimsten Gedanken an, wie ich einem Priester der Ceres hätte thun können, und sein Haus war für mich der Tempel der Treue. Ich verließ ihn ehegestern nicht gefährlich krank, um Ihren Befehlen zu gehorchen. Er hatte ein gesundes und frisches Alter; gestern ist er gestorben, indem er oft nach mir gefragt, und den Namen des Herrn angerufen. Sein Tod betrübt mich sehr; aber ich würd' ihn noch mehr bedauren, wenn sein Alter mich nicht erinnert hätte, daß ich ihn bald verlieren würde. Erhabne Prälaten! lassen Sie einen Mann, der Ihnen unnütz ist, abrei-

sen. Er ist seinem Felde, noch mehr seiner Bibliothek nothwendig.“ (Fam. L. 16, Ep. 1. M. R.)

Petrarca hatte keine Mühe, die Gewogenheit zu erhalten, um die er in diesem Briefe bat. Sobald er sie erhalten hatte, war es nicht möglich, ihn nach Avignon zurück zu bringen, so sehr ihn auch seine Freunde und die beiden Cardinäle baten, welche ihm, was es auch kosten mögte, eine rühmliche und einträgliche Stelle an dem Hofe des Pabsts verschaffen wollten.

„Ich bin zufrieden, schrieb ihnen Petrarca, ich will nichts mehr, ich habe meinen Begierden einen Zaum angelegt, ich habe Alles, was man haben muß, um zu leben Cincinnatus, Curius, Fabricius, Regulus, nachdem sie ganze Nationen überwunden und Könige im Triumph aufgeführt, waren nicht so reich als ich. Wenn ich den Leidenschaften die Thüre öffne, so werd' ich immer arm seyn. Die Habsucht, die Ueppigkeit, der Ehrgeiz kennen keine Gränzen: die Habsucht vornehmlich ist ein bodenloser Abgrund. Ich habe Kleider mich zu bedecken, Unterhalt mich zu ernähren, Pferde mich zu tragen, einen Boden Landes mich niederzulegen, spatzieren zu gehen, und meine Hülle nach meinem Tode zu verwahren. Was hatte ein Römischer Kaiser mehr? Mein Leib ist gesund; durch die Arbeit gezähmt, ist er weniger rebellisch gegen die Seele. Ich habe Bücher von aller Art; sie sind ein Schatz für mich; sie nähren meine Seele mit einer Wollust, die nie von Ekel begleitet ist. Ich habe Freunde, die ich als mein kostbarstes Gut betrachte, wenn nur ihre Rathschläge nicht darauf abzielen, mich meiner Freyheit zu berauben. Dazu nehmen Sie noch die größte Sicherheit; ich

weiß

weiß von keinen Feinden, außer von denen, die der Neid mir gemacht hat. Im Grunde veracht' ich sie, und vielleicht würd' es mir verdrüßlich seyn, sie nicht zu haben. Ich rechne noch unter meine Reichthümer die Gewogenheit aller Rechtschaffenen, die in der Welt zerstreut sind, selbst derer, die ich nie gesehn habe, und vielleicht nie sehen werde. Sie setzen einen geringen Werth auf diese Reichthümer, ich weiß es wohl; aber was wollen Sie denn, daß ich thun soll, mich zu bereichern? Soll ich auf Wucher leihen, soll ich als Handelsmann die Meere beschiffen, soll ich die Gerichte mit meinem Geschrey betäuben, soll ich meine Zunge und meine Feder verkaufen, soll ich mich quälen, um Schätze aufzuhäufen, die ich mit Angst bewachen, mit Schmerz verlassen, und die ein Andrer nach mir mit Vergnügen verschwenden würde? Mit einem Worte, was verlangen Sie von mir? Ich finde mich reich genug, muß ich auch noch in den Augen Anderer reich scheinen? Im Grunde ist das meine eigne Sache. Zieht man erst den Geschmack Andrer zu Rathe, wenn man speisen will? Behalten Sie Ihre Denkungsart für sich, und lassen Sie mir die meinige; sie stützt sich auf feste Gründe, die nichts zu erschüttern vermag." (Fam. L. 16, Ep. 3. M. R.)

Dieses wahre und natürliche Gemälde von Petrarca's Denkungsart über die Güter und die Ehren dieser Welt, ist aus einem Briefe, den er an seinen Freund Sokrates, vor welchem er kein Geheimniß hatte, und unter seinem Namen an seine andern Freunde, schrieb, genommen. Er mogte aber sagen und thun, was er wollte, diese Freunde setzten ihm immer wieder aufs neue zu, und wollten ihn wider sei-

nen Willen reich machen. Gui Settimo drang am stärksten in ihn. Dieser ehrgeizige Mann, der immer dem Römischen Hofe gefolgt war, um sein Glück zu machen, glaubte nicht, daß man einen andern Weg erwählen und anders denken könne, wie er. Er schrieb an den Petrarca: „Der Pabst liebt im Grunde Leute von Verdiensten, es ist unmöglich, daß er nicht von seinem Vorurtheil zurückkommen und etwas für Sie thun sollte.“ — „Das mag wahr seyn, antwortete Petrarca, aber was kümmert es mich? Wenn der Pabst nur Leute von Verdiensten liebt, so liebt er sehr wenig Menschen. Ich schmeichle mir nicht, einer von diesen Wenigen zu seyn, und ich wäre lieber einer von ihnen, als Pabst.“

Die wiederholten Bitten der Freunde Petrarca's waren umsonst; eben so wenig war es möglich, ihn nach Avignon zu bringen, um ihn dem Pabst vorzustellen. Gegen seine Gewohnheit bracht' er den ganzen Winter in seiner Einsamkeit zu Vauclüse zu, woher er viele Briefe schrieb, die man in dem Manuscript der königlichen Bibliothek findet, und die mich viel zu weit führen würden, wenn ich sie alle übersetzen wollte. Ich schränke mich auf diejenigen ein, die irgend einen besondern Umstand seines Lebens, oder eine merkwürdige Anekdote enthalten.

Er war, wie ein Vogel auf dem Zweige, immer bereit davon zu fliegen, um in sein geliebtes Vaterland zurückzukehren; aber er erwartete, um über einen so wichtigen Punct seinen Entschluß zu bestimmen, die Rückkehr einiger Bedienten, die er in Italien geschickt hatte, um ihm von dem,

dem, was daselbst vorgieng, Nachricht zu geben. Gegen die Mitte des Februars sah er einen derselben ankommen, der ihn folgendergestalt anredte:

„Was wollen Sie machen? Sie fliehen die Charybdis, um sich in die Scilla zu stürzen. Sie verabscheuen den Avignonschen Hof, und Sie haben Recht; aber Sie wissen nicht, was Sie in Italien erwartet. Das Gerücht Ihrer Rückkehr hat schon Haufenweise Ihre Freunde versammelt. Diesen Geist, den Sie sammlen wollen, werden Sie auf allen Seiten zerstreuen müssen. Wenn sie keine Geschäffte haben, die Sie betreffen, so wird man Ihnen die Angelegenheiten Andrer auftragen: dies wird Ihnen eine kostbare Zeit rauben, wovon Sie nie genug haben. Wie viele Zudringlichkeiten werden Sie nicht auszustehen haben, wenn Sie alles das thun wollen, was man von Ihnen verlangen wird?“ (Fam. L. 15, Ep. 3. M. R.)

Der Bediente erzählte ihm hierüber Vieles, welches Petrarca nicht gut gefunden hat, uns aufzubehalten, woraus er aber sah, daß er sehr übel thun würde, wenn er seinen Entwurf, in die Lombardey zu gehen, ausführte. Was ihn dazu bewogen hatte, war, daß er hoffte, daselbst in Ruhe zu leben; und man zeigte ihm, daß er da ein weit unruhigeres Leben führen würde, als in der Grafschaft. Dies bestimmte ihn, zu Vauclüse Anker zu werfen, und da auf günstigere Umstände, ihn in sein Vaterland zurückzuführen, zu warten. Er theilte seinem Freunde Zanobi diesen Entschluß mit, in einem Briefe, worinn er, nachdem er ihm sein da-

maliges Leben zu Vaucluse kürzlich geschildert, zum Schluß sagt:

„Ich bin mit einem vortrefflichen Mittel gegen alle Arten von Verbannungen versehen; und dieses ist, daß ich, an den wilden Ort, den ich bewohne, gewohnt, keinen andern finde, an welchen ich mich nicht ebenfalls gewöhne. Ich nehme nichts aus als die schändliche Stadt, die an den trüben und stürmischen Wellen der Rhone hängt. Da bin ich also zu Vaucluse, so lange bis es dem Glück gefällt sich zu ändern, welches ihm oft widerfährt. Ich finde hier Rom, Athen, mein Vaterland, wie es mir gefällt. Ich genieße hier meiner Freunde, sowohl derer, mit denen ich gelebt habe, als derer, die viele Jahrhunderte vor mir gestorben sind, und die ich nur aus ihren Werken kenne. Ich suche sie in allen Jahrhunderten und an allen Orten auf, um sie in meinem kleinen Thal zu versammlen, wo ich ein anmuthiges Leben mit ihnen führe. Sie stören meine Einsamkeit nicht, und verhindern mich nicht, meiner selbst zu genießen.“ (Fam. L. 15, Ep. 3. M. R.)

Wer sollte nicht glauben, wenn man diesen Brief liest, daß Petrarca sich zu Vaucluse sehr wohl befunden, und daß er daselbst wenigstens auf eine Zeitlang seinen Aufenthalt nehmen werde? Indessen bekam er doch bald nachher große Lust, es wieder zu verlassen.

„Diese Einsamkeit schickte sich vortrefflich für mein Studieren und meine Denkungsart. Nirgends konnt' ich mehr Ruhe und Muße finden; aber die Nachbarschaft und

der

der Geruch dieses Hofes, den man sehr unschicklich den Römischen nennt, weil er nichts Römisches an sich hat, macht mir diesen Aufenthalt unerträglich: ich sehe Stürme sich zusammenziehen, die mir selbst in meiner Einsamkeit drohen, ohne von den vorigen zu reden, deren Ueberbleibsel meinen Kahn bis in diesen Hafen verfolgten.“

Das ist der Grund, den er von dieser plötzlichen Veränderung angiebt, die man vielleicht nur der natürlichen Unruhe seines Geistes zuschreiben darf, die ihm nicht erlaubte, lange an einem Orte zu bleiben.

Im Grunde glich Petrarca, ungeachtet seines Geistes und seiner Kenntnisse, den mehrsten Menschen, die ein Vergnügen daran finden, sich zu verändern, und denen es nirgends gefällt, als wo sie nicht sind. Wenn er zu Avignon oder zu Vauclüse war, so seufzt' er nach seinem geliebten Vaterlande. Wenn er in Italien war, so sehnt' er sich nach seiner Einsamkeit zu Vauclüse. Er hatte tausend Entschlüsse zu fassen, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte, indem er immer Gründe und Gegengründe fand, die ihn in Ungewißheit hielten. Er gesteht selbst, daß kein Theil der Erde ihm gefiel.

„Wohin ich auch meine ermüdeten Glieder trage, schrieb er an einen Freund, so find' ich nichts als Steine und Dornen. Es wäre wohl Zeit, in die andre Welt zu gehen; denn in dieser befind' ich mich sehr übel. Ist es mein Fehler, oder der Menschen, oder der Oerter? Vielleicht aller zusammen.“

„Nirgends auf der Erde einen ruhigen und angenehmen Aufenthalt; der eine ist durch den Krieg verwüstet, in dem andern findet man eine Art von Frieden, der grausamer ist, als der Krieg. Hier erfährt man alles Elend des Hungers; dort einen Ueberfluß schlimmer als der Hunger. Hier ist die Luft angesteckt; dort die Sitten. Hier seufzt man unter der Last einer drückenden Sclaverey; dort herrscht eine tolle Freyheit, welcher die härteste Sclaverey vorzuziehen ist. Dieses Land ist dürre und trocken; jenes ist aller Wuth der Flüsse, die aus ihren Betten treten, ausgesetzt. Dort erstarrt man vor Frost; hier schmilzt man vor Hitze. Dort ist eine schreckliche Einsamkeit; hier eine lästige Menge. Dort wird man der Wuth wilder Thiere zum Raube; hier den Bübereyen der Menschen. Man muß es gestehn, der Ort, den ich suche, ist nirgends.“ (Fam. L. 15, Ep. 8. M. R.)

Indessen schien ihm doch Italien allen andern vorzuziehen; die Wage neigte sich immer auf diese Seite; aber die bürgerlichen Kriege, von denen es verheert wurde, hatten ihn schon oft daraus verjagt, und die Nachricht seines Bedienten bracht' ihn oft auf die Gedanken, sich anderswo niederzulassen. Er entschloß sich, einen andern Bedienten nach Italien zu schicken, um zu sehen, ob es nicht möglich wäre, einen Ort zu finden, wo er in Ruhe leben könnte.

Eh er aber eine Gegend verließe, wohin er vielleicht nie wieder zurückkehren würde, hielt er es für nöthig, vor-

her

her eine Reise nach Montrieux zu thun, um seinen Bruder, den Karthäuser zu besuchen, welchen er seit fünf Jahren nicht gesehen hatte. Er reiste am 19ten April von Vaucluse ab. Als er zwischen Aix und St. Maximin war, traf er eine Gesellschaft Römischer Damen an, welche auf Wallfahrt giengen. Aus ihrem Wesen, ihrem Gange, erkannt' er von ferne ihr Vaterland, ihre Geburt. Als er nahe genug bey ihnen war, um sie hören zu können, und an ihrer Sprache erkannte, daß er sich nicht geirrt, hielt er an, und fragte sie höflich auf Italienisch, woher sie kämen, und wohin sie gedächten.

Der Ton einer Italienischen Stimme verbreitete Freude in dieser kleinen Gesellschaft. Die älteste nahm das Wort und sagte: „Rom ist unser Vaterland, wir gehen auf Wallfahrt nach St. Jacques. Und Sie, mein Herr, sind Sie ein Römer? Gehen Sie nach Rom?" — Ich gehe nicht nach Rom, antwortete Petrarca; aber man kann nicht mehr Römer seyn, als ich es meinem Herzen nach bin.

Diese Antwort flößte den Pilgerinnen Zutrauen ein: sie umringten den Petrarca, und antworteten auf tausend Fragen, die er über den Zustand der Republik an sie that, wovon sie ihm gute und schlimme Nachrichten gaben. Er fragte sie hernach um seine Freunde, vornehmlich den Lälius. „Wie befindet er sich? Was macht er?" — „Wir haben ihn in guter Gesundheit hinterlassen, sagten sie, er hat eine gute Heirath gethan, die ihn glücklich macht; seine Frau

hat ihm artige Kinder gegeben.“ Petrarca wußte das alles wohl, und er war froh es zu hören.

Diese Damen unterhielten ihn hierauf von den grossen Gefahren, welche Lälius gehabt, in den verschiednen Unruhen, welche die Stadt Rom ausgestanden, und in der großen Katastrophe vom 15ten Febr. dieses Jahrs, wobey der junge Stephan Colonna, gleichsam durch ein Wunder, der größten Gefahr entgangen war.

Um dieses zu verstehn, muß man sich erinnern, was ich von dem bedaurenswürdigen Zustande, worinn die Stadt Rom nach dem Jubilão verfallen war, gesagt habe, welches den Pabst bewog, eine Congregation von vier Cardinälen zu ernennen, um zu untersuchen, was für eine Regierungsform und Verwaltung man dieser Stadt geben müsse, um den Frieden und die Ordnung in ihr wieder herzustellen.

Die Römer warteten nicht auf das Gute, welches die Arbeit dieser Congregation ihnen verschaffen sollte. Sie wählten einen weisen Mann von gutem Ruf, dem sie die Regierung der Stadt, unter dem Titel Oberhaupt des Volks, übertrugen. Der Pabst bestätigte ihre Wahl. Johan Cerroni regierte sie mit vieler Gelindigkeit und Weisheit.

Dieses unruhige Volk, welches Schauspiele und Veränderungen liebt, an die blutigen Scenen des Rienzi und seine prächtigen Feste gewöhnt, wurde einer sanften, ruhigen und gleichförmigen Regierung bald überdrüssig. Als

Jo-

Johann Cerroni sahe, daß er das Zutrauen des Volks verloren, daß seine Befehle oft verachtet wurden, daß die Großen ihm ungestraft trotzten, so legt' er sein Amt nieder, und begab sich auf ein Schloß in Abruzzo. Diese entnervte Republik, sagt Villani, verdient' es durch ihre Unbeständigkeit, daß er sie verließ.

Nach seiner Entfernung bekamen die Großen wieder die Oberhand, und stellten die alte Regierungsform wieder her. Man ernannte zween Senatoren, die man aus den Häusern Colonna und Orsino nahm, wie man zu thun gewohnt war, um die Macht dieser beiden wetteifernden Häuser im Gleichgewicht zu halten und wenigstens ihre Streitigkeiten aufzuhalten.

Stephan Colonna und Bertold Orsino waren Senatoren von Rom, als Clemens VI starb. Man beschuldigte sie, daß sie durch den Handel des Getraides übers Meer zur Zeit des Mangels hätten unerlaubten Gewinnst machen wollen. Das Volk, welches kein Korn auf dem Markte fand, gerieth in Wuth, und belagerte das Capitolium. Stephan Colonna ließ sich aus einem Fenster mit bedecktem Kopfe herab, und rettete sich durch eine Hinterthüre. Bertold Orsino wurde gesteinigt, und unter einem Haufen von Steinen begraben.

Dieses war am 15ten Februar dieses Jahrs vorgegangen; Petrarca wußt' es schon durch die Couriers, die von Rom gekommen waren. Indessen erzählten ihm doch

die

die Pilgerinnen tausend besondre Umstände von dieser tragischen Scene, die interessant für ihn waren. Als sie alle seine Fragen beantwortet hatten, fragt' er sie, ob er ihnen nicht in irgend einer Sache dienen könne.

„Alles machte mich geneigt, Ihnen meine Dienste anzubieten, sagt er zum Lälius, Gott, die Tugend, das Vaterland, und Sie. Ich war entschlossen, Alles zu thun, was sie von mir verlangen würden, und sogar die Summe, die ich zu meiner Reise mitgenommen hatte, mit ihnen zu theilen. Sie wissen schon, was sie mir antworteten: Bitten Sie Gott, daß unsre Reise glücklich sey; das ist Alles, was wir von Ihnen verlangen. Diese Antwort entzückte mich und setzte mich doch nicht in Verwunderung. Ich erkannte darinn den Edelmuth und die Uneigennützigkeit der Römischen Damen, die darinn von dem Frauenzimmer andrer Nationen verschieden sind, welche weit entfernt, dasjenige, was man ihnen anbietet, auszuschlagen, mit Ungestüm dasjenige fodern, was man ihnen abschlägt. Man sage nun noch, daß die Römer zudringlich sind, wenn sie fodern, und undankbar, wenn sie etwas bekommen haben. (Bern. L. de consid.) Der große Verleumder, welcher dieses gesagt hat, wird mir erlauben zu sagen, daß ich das Gegentheil erfahren habe, nicht allein von den Männern, sondern auch von den Frauen, die man doch für viel geiziger zu halten pflegt, als die Männer.“ (Fam. L. 16, Ep. 8. M. R.)

Es war ungefähr neun Uhr Morgens; Petrarca fand ein so großes Vergnügen daran, mit diesen Pilgerinnen schwa-

schwatzen zu können, daß er gern den ganzen Tag mit ihnen zugebracht, wenn er sich nicht ein Gewissen daraus gemacht hätte, sie in der Ausführung ihres frommen Vorhabens aufzuhalten, und wenn er nicht selbst geeilt hätte, seinen Bruder zu sehen.

„So lange diese Unterredung dauerte, sagt er, glaubt' ich zu Rom zu seyn, mit der Cäcilia des Metellus, der Sulpicia des Fulvius, der Cornelia des Gracchus, der Marcia des Cato, der Aemilia des Scipio, und allen jenen berühmten Heldinnen, welche die Ehre des alten Roms sind; oder, auf eine für unsre Religion und unser Jahrhundert schicklichere Art zu reden, ich glaubte jene heiligen Jungfrauen zu sehen, die in unsern christlichen Annalen eine so große Rolle spielen, die Prisca, Praxeda, Prudentiana, Cäcilia, Agnes ꝛc.“ (Ibid.)

Er kam am 20ten zu Montrieux an. Dies war eine große Freude in diesem heiligen Hause: Gerard, der es seit der Pest erhalten und gewissermaßen erneuert hatte, wurde daselbst als ein zweyter Stifter betrachtet. Petrarca erstaunte, in ihm einen Anachoreten zu finden, der sich gänzlich von den Dingen dieser Welt losgerissen, nur nach dem Himmel seufzte, und es in der Vollkommenheit des einsiedlerischen Lebens aufs höchste gebracht hatte. „Ich errötbete, sagt er, zu sehen, daß mein jüngerer Bruder, den ich sonst so sehr übertroffen hatte, mich jetzt so weit hinter sich zurückließ; aber zugleich was für eine Ursach der Freude und des Ruhms, einen so tugendhaften Bruder zu haben!“ (Fam. L. 16, Ep. 9. M. R.)

Nach-

Nachdem sie von ihren alten Freunden, von allem dem, was ihnen, seitdem sie sich zuletzt gesehen, begegnet war, und von tausend andern Dingen geredt hatten, unterhielt Gerard seinen Bruder von dem traurigen Zustande, worinn die Karthause zu Montrieur sich befand. Diese guten Mönche, die von den benachbarten Herrn verfolgt wurden, hatten eines mächtigen Schutzes nöthig, und sie schmeichelten sich, in dem Petrarca gefunden zu haben, was ihnen in ihrem Zustande nöthig war. Die Sache, worauf es ankam, war folgende.

Die Karthause zu Montrieux ist eine von den ersten Häusern des Ordens; ich habe ihren Ursprung, so wie Petrarca selbst ihn nach einer alten Tradition berichtet, erzählt. Sie war von allen Seiten mit geistlichen und weltlichen Herrn umgeben, die sich verabredet zu haben schienen, sie zu plündern und zu Grunde zu richten. „Nichts ist schlimmer, als diese kleinen Tyrannen, sagt Petrarca; die großen Tyrannen sind gewöhnlich freygebig und prächtig; was sie mit der einen Hand nehmen, geben sie mit der andern wieder. Die kleinen, welche beständig gierig und hungrig sind, nehmen immer und geben nie. Die kleinen Diebstähle erregen nur ihren Durst, und reizen sie, größre zu begehen.“ (Ibid.)

Was können arme Einsiedler gegen bewaffnete Tyrannen thun, da ihr Stand ihnen nicht erlaubt, weder zu fliehen, noch sich zu vertheidigen? Gott oder ihr König, das ist ihre einzige Stütze! nur von diesen können sie einige Hülfe erwarten. Die Karthäuser zu Montrieux nahmen zu Carl II,

König

König von Neapel und Grafen von Provence, ihre Zuflucht, der ihnen eine Sauvegarde gab, unter deren Schutz sie ihre Tage in Ruhe zubrachten; noch glücklicher waren sie unter der Regierung des Königs Robert, des beßten aller Fürsten, welcher sie mit seinen Flügeln deckte. Hierauf kam ein Bischof von Marseille, der sie liebte, sie schützte, und sie vor allen Arten von Beleidigungen bewahrte; so daß sie keiner Sauvegarde mehr nöthig hatten. Nach dem Tode dieses würdigen Prälaten brachen die Feindseligkeiten stärker als jemals aus. Die Kirche von Marseille hatte damals einen Tyrannen zum Oberhaupt, dessen Truppen nahe bey der Karthause campirten.

Als diese heiligen Mönche einst vor Anbruch des Tages das Lob Gottes sangen, kam ein Hirt in Thränen und sagte ihnen, daß man ihm seine Heerde weggenommen; während daß sie auf den Altären das Andenken der Leiden des Heilandes erneuerten, kam ein Pachter voller Schrecken, ihnen zu sagen, daß die Heerden der Tyrannen sein Feld, seinen Weinberg, seine Wiese, seinen Garten verheerten. Wenn sie anfiengen, die Süßigkeiten eines kurzen unterbrochnen Schlafs, den die Regel ihnen zu nehmen verstattet, zu genießen, so wurden sie plötzlich durch das Geschrey eines geschlagenen Knechts, ja sogar ihres Küsters, der durch diese Räuber, die nichts verschonten, angefallen war, aufgeweckt.

In dieser traurigen Situation wollten sie zu dem alten Mittel ihre Zuflucht nehmen; schlugen das Wapen des Königs vor dem Thor ihres Hauses an; aber man verspottete

sie,

sie, indem man sagte, daß das vor Zeiten ganz gut gewesen seyn mögte, und man verfolgte sie noch unbarmherziger. Kaum hatten sie bis dahin die Zierrathen ihrer Sacristey und die Bücher ihrer Bibliothek vor diesen Räubern verwahren können.

Dies war der Zustand der Karthäuser zu Montrieux, als Petrarca daselbst ankam. Er konnte die Erzählung ihres Unglücks nicht anhören, ohne so lebhaft davon gerührt zu werden, daß er Thränen vergoß. Sie baten ihn, für sie bey dem König und der Königinn von Neapel Fürsprache zu thun, daß sie doch, nach dem Beyspiel ihrer Vorgänger, ihr Haus beschützen und ihnen einen Soldaten schicken mögten, der sie vor den Angriffen ihrer Nachbaren sicher stellen könnte.

Petrarca, der es nicht wagen wollte, sich geradeswegs an den König und die Königinn zu wenden, schrieb alsobald an den Zanobi, und bat ihn, den Groß-Senechal um Schutz für dieselben zu bitten, welcher die Karthäuser so sehr liebte, daß er eben ein schönes Haus für sie bey Florenz hatte bauen lassen. Das Gemälde, das er in seinem Briefe von der Karthause zu Montrieux macht, ist so rührend, daß es unmöglich ist, ihn zu lesen, ohne fast eben so sehr, als er selbst, bewegt zu werden.

Die Karthäuser, welche sich Alles von Petrarca's Ansehen und dem Briefe, den er geschrieben hatte, versprachen, thaten alles erdenkliche, um ihm zu beweisen, wie

sehr

sehr sie für den lebhaften Antheil, den er an ihrem Schicksal nahm, erkenntlich wären. Als er einen Tag und eine Nacht bey ihnen zugebracht hatte, und sie ihn nicht länger aufhalten konnten, begleiteten sie ihn so weit sie nur konnten, und verließen ihn nicht ohne Thränen.

Petrarca kam am 23ten zu Vauclüse an, und dachte jetzt an nichts als an die Zurüstungen zu seiner Abreise. Entschlossen, seine Einsiedeley zu verlassen, war er noch ungewiß, was für einen Ort er zu seinem künftigen Aufenthalt wählen sollte. Man that ihm von allen Seiten verführerische Vorschläge, die seinen Geist immer schwankend und unschlüssig erhielten.

Nicolaus Acciajoli gab sich alle Mühe, ihn nach Neapel zu ziehen. Zanobi hatte ihm ebenfalls sehr dringende Briefe geschrieben, um ihn dazu zu bewegen. Vielerley Gründe machten ihm dies Königreich reizend. Das Clima ist schön; er hatte viele Freunde daselbst; man versprach, ihn in der größten Ruhe leben zu lassen, und die ihm dieses versprachen, waren Leute, die sein Zutrauen verdienten, und ihm Wort halten konnten: aber die Luft des Landes war, wegen ihrer ausnehmenden Hitze, seinem Temperament zuwider.

Andreas Dandolo, der Doge von Venedig, hatt' ihm vor Kurzen geschrieben, und den Vorschlag gethan, sich zu Venedig niederzulassen, welches er ihm sehr annehmlich vorstellte. „Sie sind genug die Welt durchlaufen, sagt' er

zu ihm, es ist Zeit, daß Sie sich ausruhen; kommen Sie jetzt auf immer zu mir; nichts soll Ihre Ruhe stören.“

„Es könnte mir nichts Angenehmers und Glücklichers begegnen, antwortete ihm Petrarca; aber das hängt nicht von mir ab. Schon lange dreh' ich das Vordertheil meines Schiffs Ihnen zu; ich weiß nicht, was für eine gewaltsame Fluth sich meinen Bemühungen widersetzt, und mich auf eine andre Seite hinreißt.“

Dieser Brief an den Doge von Venedig verdient gelesen zu werden. Er schildert seinen Zustand vortrefflich; wie viele Leute könnten sich darinn erkennen? Er vertheidigt sich darinn wegen der Art von herumschweifendem Leben, welches der Doge ihm vorwarf. Hier ist das Vornehmste, was er zu seiner Rechtfertigung sagt.

„Die Helden, die Philosophen, die Aposteln, haben einen großen Theil ihres Lebens damit zugebracht, von einem Orte zum andern zu reisen. Ich rede von den ersten Aposteln; denn unsre neuern Aposteln ruhen sanft in vergoldeten Betten, indeß ihre Seelen über Meer und Land herumirren. Homer und Virgil, die erleuchteter waren als alle Philosophen, und uns das Bild eines vollkommnen Mannes geben wollten, lassen ihn auf der Erde herumirren, und allenthalben Etwas lernen. Die unersättliche Begierde, Alles zu sehen und Alles zu wissen, die meine Jugend quälte, hat mich getrieben, die Welt zu durchlaufen. Ich dachte, wie Homer, daß man nur durch die Bewegung seines Leibes

und

und seines Geistes die Unwissenheit verjagen könne. Diese Hitze ist durch das Alter gedämpft, ich fühl' es wohl; die Liebe zur Ruhe, die meinem Zustande angemeßner ist, hat sich meiner bemächtigt; ich wünsche nichts mehr, als mich irgendwo auf immer niederzulassen; aber wo wird das seyn? Das ist die Schwierigkeit; ich finde keinen erträglichen Ort. Es geht mir, wie einem Menschen, der in einem harten Bette liegt, und sich oft herumwirft, um sich Erleichterung zu verschaffen, ob er gleich nie einen bessern Ort findet. Des Orts, den ich bewohne, müde, geh' ich an einen andern, der nicht besser ist; aber die Neuheit macht ihn mir auf einige Zeit angenehm, und ich verlass' ihn bald, mich anderswo hinzubegeben. Wenn Sie die Beständigkeit in die Unbeweglichkeit setzen, so muß man gestehen, daß die Podagraisten die beständigsten von allen Menschen sind; die Todten beständiger als die Podagraisten, und die Berge noch beständiger als die Todten." (Fam. L. 15, Ep. 4. M. R.)

Der König von Frankreich, Johann, der beßte und gnädigste aller Prinzen, hatt' ihm den Vorschlag thun lassen, nach Paris zu kommen. Ob er ihn gleich nur durch den Ruf kannte, so bewies er ihm doch viel Achtung, Gewogenheit und Begierde, ihn bey sich zu haben. Es ist wahrscheinlich, daß Petrarca so schmeichelhafte Beweise von Gnade dem Cardinal von Boulogne, dem Onkel dieses Königs, zu danken hatte; aber er fand es nicht für gut, sich dieselben zu Nutze zu machen, und er führt deßwegen folgende Gründe an.

„Dieser König ist zu sehr mit dem Glück im Streit,

das gefällt mir nicht. Außerdem könnt' ich mich nicht an die Sitten seines Volks und die Gebräuche seines Reichs gewöhnen. Endlich würd' ich denen, die sich damit abgeben, Andre zu tadeln, gar zu viel Blöße geben, wenn ich jetzt nach Paris gienge. Jedermann weiß, daß ich eingeladen worden, daselbst den Dichterkranz zu empfangen, und daß ich mich habe lieber wollen zu Rom krönen lassen. Man würde sagen: Petrarca ist zweymal nach Paris eingeladen: das erstemal hätt' er dieser Stadt einige Ehre anthun können, und er ist nicht hingegangen: das zweytemal wird er von Glück und Ehrgeiz gerufen, und er geht hin." Dieser letztere Grund scheint mir ein bißchen weit gesucht zu seyn.

Zuweilen kam er in Versuchung, sich zu Rom niederzulassen, welches immer die Königinn der Städte für ihn war. Er hatte im vorigen Jahr an den Lälius geschrieben, um ihn über diesen Entwurf um Rath zu fragen. Nachdem er ihm sein Herz aufgeschlossen, und erklärt hatte, was er über die verschiedenen Vorschläge, die man ihm that, dachte, sagt er wegen Rom:

„Sie wissen, mein lieber Freund, daß ich schon lange meinen Aufenthalt zu Rom genommen hätte, wenn das Glück mirs erlaubt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich diese stolzen Ruinen der Königinn der Städte, und die kostbaren Ueberbleibsel der großen Männer aller Art, die uns, je nachdem wir gesinnt sind, den Weg zum Himmel oder zum Ruhme zeigen, verehre. Ich mögte gern den übrigen Theil meines Lebens daselbst zubringen, und mich

in

in dem Haupte ausruhen, nachdem ich in den Gliedern herumgeirrt. Nirgends mögt' ich so gern meine Hülle ablegen; denn ich denke schon an mein Ende."

„Rathen Sie mir, lieber Lälius; an wen kann ich besser mich wenden, als an Sie? Sie kennen mich; Sie sind zu Rom; wer kennt diese Stadt und ihren gegenwärtigen Zustand besser, als Sie? Wenn wir unsre Beschützer, sie, die unsern ganzen Ruhm ausmachten, nicht verloren hätten; wenn einer von dreyen noch lebte, entweder jener unvergleichliche Greis, oder sein ältester Sohn, dieser tapfre Held, oder jener hoffnungsvolle junge Mann a), so würden Sie mich, statt dieses Briefes, sehen."

„Sagen Sie mir, in was für einem Zustande ist diese gemeinschaftliche Mutter? Was macht dieses theure Kind, das einzige Uebrige von einer so zahlreichen Familie? Verspricht es Etwas? Der Ruhm, die Beyspiele seiner Vorfahren, erregen sie seine Nacheiferung? Aber vor allen Dingen (und das ist das Wesentliche) melden Sie mir, ob Sie zu Rom zu bleiben gedenken? Wenn das Ihre Absicht ist, so lob' ich Sie. Wenn Sie andre haben, so erstaun' ich; denn wir beide sind genug die Welt durchlaufen; es ist Zeit, daß wir Anker werfen, damit die Nacht uns auf der Reise nicht überfalle."

a) Stephan Colonna, der Aeltere, Stephan Colonna, der Jüngere, Johann Colonna.

„Ich erwart' Ihre Antwort mit Ungeduld; sie wird über alle meine Entwürfe entscheiden. Wenn Sie mir nicht rathen, nach Rom zu gehen, so werd' ich zwischen den Alpen und dem Apenninischen Gebirge einen Hafen suchen. Wenn ich den nicht finde, so werd' ich bleiben, wo ich bin, und denen nachahmen, die, nachdem sie lange Zeit die Meere durchfahren, nicht mehr dem Schiffbruch sich aussetzen wollen. Ich werde mein Schiff in Sicherheit bringen, oder vielmehr ich werd' es verbrennen, aus Furcht, meinen Entschluß zu ändern. Ich werde meine Augen und Ohren verstopfen, damit der Rauch und das Geräusch dieser gottlosen Stadt, deren Nachbarschaft mir so sehr mißfällt, meine Ruhe nicht störe. Ich werde immer dasselbe Leben führen, mit dem Unterschiede, daß ich jetzt immer die Tiber, den Po, den Arno, die Etsch und den Tesino vor Augen habe. Wenn ich meinen Entschluß gefaßt habe, so werd' ich weiter nichts sehen, als die Sorgue; ich werde mit Bauren leben, mit ihnen sterben, zu ihrer Seite begraben werden: das Einzige, was mir mißfällt, ist der Gedanke, daß ich so nahe bey Babylon auferstehen soll." (Fam. L. 15, Ep. 8. M. R.)

Es scheint, daß Lälius ihm geantwortet, er gedenke nicht zu Rom zu bleiben, und daß das ihn bestimmt, seine Absichten auf Rom aufzugeben; aber das ist nur eine Muthmaßung.

Dem sey wie ihm wolle, am 26ten gieng er nach Avignon, um von seinen Gönnern und Freunden Abschied zu nehmen. Er erfuhr bey seiner Ankunft den Tod des Loren;

Ae-

Acciajoli, des Groß-Senechals Sohn. Die Geschichtschreiber dieser Zeit schildern ihn uns als einen in allen Stücken vollkommnen Cavalier. Villani sagt, sein Vater, der die größte Zärtlichkeit für ihn gehabt, habe ein so großes Unglück mit vieler Standhaftigkeit und einer gänzlichen Ergebung in den Willen Gottes ertragen. Er ließ seinen Leichnam mit königlicher Pracht nach der Karthause bringen, die er bey Florenz gebauet hatte. Dieser Tempel kostete 5000 Gulden. Die Stadt Florenz erwies ihm die größten Ehren.

Petrarca schrieb noch einmal an den Zanobi, und bat ihn, den Groß-Senechal zu versichern, daß er an seinem gerechten Schmerz den größten Antheil nähme. In diesem Briefe, der von Avignon am 28ten April datirt ist, sagt er: „Ich bin ehegestern hier angekommen, um bald wieder abzureisen, und nie wieder zu kommen. Die Leute, die ich zum zweytenmal nach Italien geschickt, machen mir Hoffnung, daß ich daselbst ein Bild des Hafens, den ich suche, werde finden können. Es gehe mir, wie es wolle, so bin ich bereit, Alles zu ertragen, immer eingedenk, daß Nichts schlimmer seyn kann, als dieses Babylon, wo ich jetzt bin. Dieser Gedanke wird allenthalben, wohin das Glücksrad mich auch werfen mag, mein Trost seyn. Die Stürme, die diese Gegend beunruhigen, sind so groß, und erstrecken sich so weit, daß meine Einsamkeit selbst nicht davon verschont bleibt. Ich gedenke, meiner Gewohnheit gemäß, noch acht Tage daselbst zuzubringen, um mich zu meiner Abreise anzuschicken.“ (Fam. L. 16, Ep. 10. M. R.)

Er

Er begab sich auch dahin, ohne den Pabst gesehen zu haben. Vergebens gab sich der Cardinal von Taleirand alle Mühe, ihn zu bewegen, daß er nicht abreisen mögte, ohne diese Pflicht zu erfüllen; er bestand immer auf seiner Weigerung, und folgenden Grund führt er für diese Art von Halsstarrigkeit an, die man nicht billigen kann. „Ich befürchtete, daß ich ihm durch meine Zauberey oder er mir durch seine Leichtgläubigkeit zuwider seyn mögte.“ (Sen. L. 1. Ep. 3.)

Ende der ersten Abtheilung des dritten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sade, Jacques François Paul Aldonce de

Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca aus seinen Werken und den gleichzeitigen Schriftstellern

Bd.: 3,1.

Lemgo 1778

Biogr. 886-3,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065795-9
VD18 80440061-001